L.g.o. 825.

Erläuterungen

zu den

Deutschen Klassikern.

Siebente Abtheilung.

Uhlands Balladen und Romanzen.

Leipzig,
Ed. Wartig's Verlag.
1879.

Uhlands
Balladen und Romanzen.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

Leipzig,
Ed. Wartig's Verlag.
1879.

Er greifet in sein Saitenspiel;
Das ist gar hell erklungen.

BIBLIOTHECA REG. MONACENSIS

Inhaltsverzeichniß.

Uhland als lyrischer Dichter.

Erläuterung der Balladen und Romanzen.

Uhland als lyrischer Dichter.

Die Jugend unseres zwei Jahre vor der französischen Staatsumwälzung geborenen Dichters fiel in eine für Würtemberg höchst traurige Zeit. Aus den langjährigen Kriegswirren ging das Herzogthum freilich vergrößert hervor, aber der Herzog, dem die lang ersehnte Kurwürde zu Theil geworden, schuf aus dem neuerworbenen Besitzthum ein Neuwürtemberg und setzte den Streit mit seinen alten Ständen fort. Die schlimmen Zustände des mit dem Fürsten in Zerwürfniß lebenden Landes konnten auf das junge, rein und edel gestimmte Gemüth ihren Einfluß nicht verfehlen, berührten sie auch den leichten der Jugend eigenen Sinn nur vorübergehend. Auf der trefflichen Schule seiner Vaterstadt Tübingen gewann der Knabe bald große Fertigkeit in lateinischen und deutschen Versen, doch mußte allen diesen Versuchen noch jeder selbständige dichterische Gehalt fehlen. Der heranwachsende Knabe versenkte sich gern mit einem Schulkameraden in die schauerlichen Ritterromane von Spieß und Cramer, deren Geschichten sie mit selbstgemalten aufgepappten Figuren darstellten. Später gewann der den Untergang der alten Heldenzeit bejammernde Ossian mit seinen nebelhaften Geistergestalten die Neigung des Knaben, der an diesen ritterlichen Kämpfen und der Noth der den Verlust des Geliebten beklagenden Mädchen innigen Antheil nahm. Unter den deutschen Dichtern zog ihn der so früh verschiedene Hölty an, dessen reine Innigkeit und weiche Wehmuth seine Seele erfreute. Schon auf der Schule ward er mit

der dänischen Geschichte des Saxo Grammatikus in der Uebersetzung von Müller bekannt, in deren ersten Büchern ihn die alten nordischen Sagen, wie sie im zwölften Jahrhundert, mit deutschen Dichtungen vermengt, im Munde des Volkes lebten, sehr glücklich machten. Aber den entscheidendsten Eindruck übte auf ihn das in einer lateinischen Uebersetzung des zehnten Jahrhunderts erhaltene herrliche deutsche Heldenlied von Walther von Aquitanien und Hildegunde, diese Perle aller altdeutschen Gedichte, auf das ihn eine Vorlesung des Professor Seybold aufmerksam gemacht hatte. „Das hat in mich eingeschlagen", äußerte er in späten Jahren gegen seine Gattin. „Was die klassischen Dichtwerke, trotz meines eifrigen Lesens, mir nicht geben konnten, weil sie mir zu klar, zu fertig da standen, was ich an der neuern Poesie mit all ihrem rhetorischen Schmucke vermißte, das fand ich hier: frische Bilder und Gestalten, mit einem tiefen Hintergrunde, der die Phantasie beschäftigte und ansprach." Was ihn zu der altdeutschen und der verwandten altnordischen Sage hinzog, war die klare natürliche Einfachheit, die reine Innigkeit und Menschlichkeit, die seiner eigenen Seelenstimmung so sehr entsprachen. Wenn Uhland hier des rhetorischen Schmuckes der neuern Dichtung gedenkt, so möchte ihm dabei besonders Schiller vorschweben, der, wie er selbst im Jahre 1813 bemerkte, damals in Würtemberg der Beherrscher aller jugendlichen Gemüther war. Natürlich konnte auch er sich der mächtigen Wirkung des großen schwäbischen Dichters nicht ganz entziehen, in seinen Gedichten mußte auch er den schwungvollen idealen Dichtergeist bewundern, aber sein großer Landsmann, der eben jetzt durch seine auf der Höhe der Kunst stehenden Dramen die Welt hinriß, war eben eine von ihm grundverschiedene Natur. Uhlands Empfindung war mehr innig als glühend, mehr zart als stark, so daß sie nicht rasch sich entzündete und leidenschaftlich ausbrach, sondern erst aus träumerischem Versenken langsam, aber um so

nachhaltiger und kräftiger sich entwickelte, und so ergoß sie sich auch nicht in leidenschaftlich erregter, sich mächtig aufschwingender, reichen Bilderschmuck und rhetorischen Glanz entfaltender Darstellung, liebte vielmehr eine einfach klare, treffend anschauliche, sich knapp dem Gedanken anschmiegende, ihn rein wiederspiegelnde Sprache. Seine ganze Natur neigte mehr zu Goethes unendlich klarer und reiner, aus dem unversieglichen Quelle einer tiefen Natur schöpfenden Weise, derer glühende Wärme ihm freilich abging, wie die entschiedene Ausprägung frischen sinnlichen Genusses in dessen Dichtungen seinem sich einsam fühlenden, äußerlich mehr abstoßenden als anziehenden Wesen weniger zusagen konnte. Von der Wirkung einzelner seiner Schöpfungen auf den zum Jüngling sich entwickelnden Knaben wissen wir nichts, aber es war gewiß kein leeres Wort, wenn Uhland in spätern Jahren auf eine Frage Tiecks, welche Dichter besondern Einfluß auf ihn geübt, nur den einzigen Goethe nannte, der nachhaltig auf ihn gewirkt. Goethes „der Geselligkeit gewidmete Lieder" in dem zu Tübingen im Sommer 1803 erscheinenden Taschenbuch auf das folgende Jahr, mußten Uhland durch ihre frische Natürlichkeit sehr anmuthen. Freilich ist die von Sintenis in der Abhandlung „Goethe und Uhland" (1871) S. 10 ff. ausgeführte Ansicht, daß durch diese Lieder Uhland den eigentlichen Anstoß zu seinen Dichtungen empfangen, durchaus haltlos, wie sie auch zu den wunderlichsten Behauptungen führt: aber daß diese Lieder, welche gerade in die Zeit fielen, wo die ersten Knospen von Uhlands eigenthümlicher Dichtung sich bildeten, auf ihn gewirkt, dürfte kaum zu bezweifeln sein. Varnhagen schrieb fünf Jahre später, Uhlands Gedichte seien goethisch, was er dahin erklärte, sie seien eben so wahr und rein, so frisch und süß, nur das Gefühl spreche aus ihnen und die Anschauung, und deshalb erscheine der Ausdruck immer echt. Die Romantiker zogen den jungen Dichter nur insofern an, als

auch sie von der Verehrung des hingeschwundenen deutschen Alterthums ergriffen waren und sie dieses der Gegenwart nahe zu bringen suchten, wie vor allen Tieck, aber mit ihrer künstlerischen Nachbildung und ihren phantastischen Ausschreitungen war er nicht einverstanden, ja der dichterisch begabteste der Schule, der so früh geschiedene Novalis, war seiner bei aller Freude am Alt-, weil Echtdeutschen auf dem Boden der Gegenwart verharrenden Seele zuwider.

Den eigentlichen Anfang selbständiger Dichtung setzte unser Dichter mit Recht in sein siebzehntes Lebensjahr. Mit diesem, dem Jahre 1803, begann er ein Heft älterer, bis Ende 1805 reichender Dichtungen, das er seinem Freunde Karl Mayer (wohl 1806) übergab. Dem Jahre 1803 gehören hier ein Gedicht an einen Freund und vier Elegidien an.*) Im erstern fordert er einen allgemein gedachten Freund auf, mit ihm sich der Wehmuth zu weihen, welche er allegorisch als seine Liebe bezeichnet, die ihn am Tage begleite, nächtlich an seinem Lager stehe. Notter sieht darin „hölty-matthissonschen Klang" und „matthissonsche Allegorisirung". Aber im Bezug auf letztere möchten wir hier eher eine Nachbildung von Goethes vierter römischer Elegie sehn, wo die Göttin Gelegenheit als „ein bräunliches Mädchen" (Uhland sagt „braun ihr Haar") ausführlich beschrieben wird, und die trübselige Stimmung lag eben in Uhland selbst, der freilich seinen Schmerz frei ausführt, wenn er, der noch nie die Seinen verlassen hatte, darüber klagt, daß das Schicksal ihn von den Freunden getrieben. In dem ersten der Elegidien, das gleichfalls den Einfluß von Goethes römischen Elegien, besonders in dem Vergleich mit Tiresias, zeigen dürfte, klagt er, daß die Götter ihm früh das Auge mit Nebel umflort, daß sie ihm statt Schauen

*) Vgl. Notter „Ludwig Uhland" S. 30 f. Mayer „Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen" I, 48.

nur Ahnung und Traum verliehen; dafür haben sie ihm aber eine fühlende Seele geschenkt, in welcher, wenn eine Saite tönt, gleich viele mittönen. So zeigt sich schon hier Uhlands dichterischer Hang zu wehmüthiger Auffassung.

Eine reiche Liederfülle brachte das Jahr 1804, in welchem der ein halbes Jahr ältere, mit lebhafter Einbildung begabte, gleichfalls in der dichterischen Form sehr gewandte Justinus Kerner als Studirender der Arzneikunst nach Tübingen kam und mit dem rechtsbeflissenen Uhland vertraute Freundschaft schloß. Auch ein anderer gefühlvoller junger Dichter, der Jurist Karl Mayer, gleichfalls etwas älter als Uhland, schloß sich ihnen an, wodurch ein dichterischer Wettstreit entstand, der nur förderlich wirken konnte. Bestimmt wissen wir von zehn in dem angeführten Hefte sich findenden Liedern*), deren Anzahl, da das Ganze 60 enthält, bedeutender sein wird. Auf eine uns nur dem Namen nach bekannte Elegie folgt ein Mailied, ein „Wehmuthlied", das mit dem Tode des blinden Ossian endet, dessen Sang so lange sehnsuchtsvoll die vorangegangenen Lieben gefeiert. Darauf folgt ein Lied die Berge, das von einer „holden Jungfrau" singt, mit welcher er „wonnebebend" in dem Schlosse auf schroffer Felsenwand gestanden; sie hatte durch süße Zauberworte die Wildniß froh belebt, aber jetzt sind alle Zauber mit der Zauberin geschwunden, und so mag denn Dunkel „auf die entschmückten Berge hinfallen". In einem Gedichte die Zauberin steigt eine bleiche Jungfrau in wolkiger Mondnacht zu einem Felsthurme, wo sie die dort wohnende Zauberin herausklopft, und sie dann beschwört, ihr den übers Meer gezogenen Geliebten, den Königssohn Biorn, erscheinen zu lassen. Der Zauber und die Erscheinung sind ausführlich beschrieben. Als die Jungfrau den Ge-

*) Vgl. Mayer I, 48 ff.

liebten, dessen Brust durchbohrt ist, umarmen will, weicht der Schatten zurück, sie aber fällt entseelt nieder. Die Ballade schließt mit dem Glückwunsche der herzlichen Antheil nehmenden Zauberin, als sie das treue Paar „im seligen Verein zum Haus der Sonne wallen" sieht; sie sollen, wünscht sie, neu leben und lieben, da „der Götter ewge Wonne ihre Lieb' und Treu'". So haben wir hier schon die Uhland später so beliebte Sagenform, daß die um den Geliebten sich härmende Geliebte durch den Tod mit ihm vereinigt wird. Daran schließen sich das frei nach einigen aus Saxo Grammatikus genommenen Zügen gedichtete Gespräch der Helden Sterbegesang (vom 14. Juli), in welchem sich der nordische Glaube an die jenseits in Walhalla der im Kampfe gefallenen Helden wartende Seligkeit ausspricht, und die nach einer Sage bei demselben Saxo frei behandelte Ballade der blinde König (vom 23. und 24. August). Die erstere, in bewegten Strophen von drei Reimpaaren, in welchen der zweite und vierte Vers kürzer sind, ist unter der Aufschrift die sterbenden Helden, die andere, in achtversigen jambischen Reimstrophen, in welchen gleichfalls die geraden Verse kürzer sind, beide nach einer spätern Ueberarbeitung, in die Gedichtsammlung übergegangen. So finden wir hier schon die doppelte Art, wie Uhland auch später die Sagenstoffe behandelte, daß er sie entweder frei ausführte oder aus einzelnen überlieferten Zügen sich eine neue Sage schuf. Demselben Kreise und der gleichen Anschauung gehört der Abschied an, das letzte Gespräch zwischen dem über Meer in den Kampf ziehenden Helwin und seiner Geliebten Helwine, das mit der Versicherung der letztern endet, daß, wenn er im Tode ihrer gedenke, sie es sofort empfinden und ihm ins Jenseits folgen werde. In der weniger gelungenen Ballade die Elfenkluft wird der Schiffer, dem die Geliebte von den Elfen geraubt ist, von dieser zu neuem Leben ins Reich der Elfen

gelockt. Unwahrscheinlich ist die Situation in der Ballade die Braut, daß der alte König die todtkranke Tochter dem Jüngling vermählen will, der die Todte als Braut schmückt und sich dann ersticht, worauf er noch einmal lächelt, wie vorher, als der Vater ihn im festlichen Zuge zur Tochter leitete. Die Ballade die Wallfahrtskirche führt uns eine Liebende vor, die aus Sehnsucht nach dem in den Krieg gezogenen Geliebten stirbt; sie fleht vor dem Altare der Wallfahrtskirche, wo sie in Himmelshöhen den verklärten Geliebten schaut, bei dessen Anblick ihr entzücktes Auge bricht. Gelungener sind die beiden Strophen auf dem Schlosse zu Heidelberg über die dortigen Standbilder der Vorfahren der pfälzischen Fürsten, die bei allem Wechsel der Zeitalter, deren Urtheil die Geschichte spreche, ruhig zum Himmel aufschauen. Sonderbar wird im Herbstlied ein wehmuthsvolles Fest den entschwundenen Freuden geweiht und schließlich der Zeit gedacht, wo viele von den jetzt versammelten Freunden in der stillen Gruft ruhen, aber die freundlichen Bilder ihres Jugendlebens die Ueberlebenden noch erfreuen werden. In dem wenig bedeutenden Wunsche an die Eltern zum neuen Jahre erfleht er sich selbst „die milde Gunst der hehren Musen". Wunderlich phantastisch ist das nach Uhlands Gattin*) in dieses Jahr gehörende Lied eines Hochwächters, der sich freut, daß er, über der Erde Modezwang, ihr Wehe und ihrer „Fessel Klang" erhoben „hoch in dem blauen Himmel unter Sternen" lebt, die „sich in blauer Ferne über dem Haupte drehen", und er erst, wenn sein Leib zerfallen, zur kleinen Erde zurückkehren wird. In ein von Notter (S. 25) angeführtes Heft des Jahres 1805, auf dessen Titel der Dichter sich Ludwig Rio**) nennt, sind von den bisher angeführten Ge-

*) Ludwig Uhlands Leben S. 22 ff.

**) Soll es Rino heißen, wie z. B. der Sänger in einem dramatischen Bruchstück Kerners sich nennt (Mayer I, S. 25)? Rio, Fluß, scheint wenig passend.

dichten aufgenommen, also damals von ihm gewissermassen anerkannt, die Wallfahrtskirche, die Braut, an einen Freund und auf dem Schlosse zu Heidelberg. Das Heft muß aus dem Herbst stammen, da es vom Jahre 1805 neun Gedichte enthält, von denen das zuletzt gedichtete auf den 21. September fällt.

Aus dem Jahre 1805 gingen 25 Stücke in die Gedichtsammlung über, aber Mayers Heft hat außerdem noch 15. Beginnen wir mit den Liedern der Sammlung, da wir nur die Datirung dieser genau kennen, so gehören dem Januar vier empfindsame Lieder in dem weichen Tone an, der Uhland so viele Herzen gewonnen hat, die Bitte an den Tod, der Erde ihre Söhne zu lassen und nur den Greis, der sich nach seinen Lieben sehnt, und den Jüngling zu entrücken, der mit der hingeschiedenen Geliebten vereinigt zu werden sich sehnt, und die drei kleinen Balladen die Nonne, der Schäfer und der Kranz. In der erstern stirbt die Nonne vor dem Marienbilde aus Sehnsucht nach dem vor ihr heimgegangenen Geliebten, in der zweiten, sehr fein gewendeten, härmt die Königstochter aus Liebe zu dem Schäfer, dem sie nicht angehören kann, sich zu Tode, die dritte bezieht sich auf einen von einer wohlthätigen Fee einem Mädchen verliehenen Kranz. In allen drei Gedichten zeigt sich eine besondere Reimform. Dem Februar gehören des Dichters Abendgang, worin der Sonnenuntergang als Zeit der Dichterweihe gefeiert wird, und die Ballade Entsagung von der treuen entsagungsvollen Liebe des Sängers. Den wehmüthigen Gedanken der Vergänglichkeit alles menschlichen Glückes sprach im März das Harfnerlied am Hochzeitsmahle ohne irgend eine Rücksicht auf das jenseitige Leben tief empfunden aus, das freilich eher unter den Balladen seine Stelle hätte. Jene Erwartung eines bessern höhern Daseins tritt in der am 1. April vollendeten lebensmüden Klage der König auf dem Thurm hervor, in welcher die Situa-

tion selbst bedenklich sein möchte, setzte sich nicht unser junger Dichter überhaupt, wie das Volkslied, naiv über alle äußern Unwahrscheinlichkeiten hinweg. Auch diesmal stimmte ihn der blühende Mai trübe. In der in das Ende des Monats fallenden Maiklage ergießt sich sein verzweifelnder Schmerz, daß die Geliebte ihm in diesen die Stände so scharf scheidenden Zeiten nicht zu Theil werden könne, die Stimme des Herzens schweigen müsse. Der Juni brachte die schauerliche Ballade die Vätergruft, in welcher der letzte Ritter seines Geschlechts auf den Ruf der Geister seiner Ahnen sich in den in der Grabkapelle für ihn bereitstehenden Sarg legt. Im Juli folgte die Ballade der Sänger, der mit der Liederkunst, die er im Stillen gehegt, höchsten Ruhm und Ehre am Königshofe findet. Vom 31. August bis zum Anfange des Herbstes entstanden das Lied eines Armen, dem bei seiner Noth doch nicht alle Freude und Hoffnung fehlt, die an Goethes Klärchen erinnernde Ballade Gretchens Freude, Uhlands erste Dichtung, welche einen heitern Ton anschlägt, dann der etwas gezierte, die Würde und das Glück der Jugend preisende Gesang der Jünglinge und das schwermüthige Lied die Kapelle, welches dem froh unten im Thal singenden Hirtenknaben verkündet, daß man auch ihn einst oben zu Grabe bringen werde. Dem Oktober gehört das Lied die sanften Tage an, welches im Gegensatz zur erhebenden Frühlingslust die stille Ruhe des zu Grabe gehenden Jahres schildert, das zu schweigender Entsagung mahne. Sehr ergiebig war, wie häufig bei Uhland, der November. Das Lied im Herbste ist durch den sonnigen Novembertag veranlaßt, der ihn doch nicht mit dem Scheine des Frühlings zu täuschen vermag. An demselben Tage wurde die schöne Ballade das Schloß am Meer begonnen, am nächsten vollendet; der Schmerz des Königs und der Königin um die früh hingeschiedene Tochter gelangt hier zu einem tief ergreifenden Ausdrucke, wie in

dem zwei Tage spätern Gespräche Mönch und Schäfer das Herzensweh des Mönches, dem die Welt auf ewig erstorben ist. Die beiden Wunder überschriebenen etwas ungelenken Strophen, in welchen derselbe Reim dreimal wiederkehrt, sollen nach Notter (S. 158) durch eine damals vierzehnjährige reizende Schwester von Albert Schott veranlaßt sein; dann wären sie die erste Spur, daß der junge Dichter von der Macht der Liebe wirklich angeweht worden, wenn auch von einer eigentlichen Neigung keine Rede sein kann, da nur die auffallende Veränderung des plötzlich zur Jungfrau gereiften Kindes dargestellt wird, in welcher er ein Wunder des in ihr Herz gefallenen Strahles der Minne sieht, wenn man nicht etwa in dem Schlußverse: „Die Minne hat der Wunder viel", eine Andeutung sehn will, daß die Minne (das Wort erscheint hier zum erstenmal) auch ihn ergriffen hat.*) Jedenfalls ist das sechs Tage später entstandene Lied mein Gesang, das nach der hingeschwundenen Liebeszeit sich zurücksehnt und ganz unerwartet am Schlusse das Verlangen nach einer neuen ausspricht, eine bloße dichterische Erfindung, wenn Uhland auch hier nicht einen Sänger oder einen Schäfer einführt, sondern in eigenem Namen spricht. Zwei Tage später fällt Schäfers Sonntagslied, ein inniger Ausdruck der andächtigen Stimmung, in welche der einsam in der Ferne weilende Schäfer in der Frühe des Sonntagmorgens durch das zu ihm herüberschallende Läuten versetzt wird. Dagegen zeigt uns das sechs Tage später fallende Lied Entschluß den scheuen Liebenden, der nicht wagt, vor der Liebenden die Augen aufzuschlagen, noch weniger ihr seine Liebe zu gestehn, und der, als er sich einmal zu diesem Entschluß ermannt hat, schon durch ihr Nahen in solche Angst gesetzt wird, daß er sich vor ihr versteckt. Daß dieses, wie man gemeint,

*) Vgl. Goethes Sonett 5 Wachsthum (Erläuterungen II, 255 ff.).

auf dasselbe Mädchen sich beziehe, wie das Wunder überschriebene, ist mehr als unwahrscheinlich. Uhland mag von seiner eigenen Scheu im Umgange mit Mädchen den Grundzug zu dieser launigen Darstellung hergenommen haben. Noch vor dem Ende des Jahres gelang dem Dichter die den lebendigsten Volkston anstimmende Ballade vom treuen Walther (im Versmaße von Goethes untreuem Knaben), der, wenn er auch mit der treulosen Geliebten Erbarmen empfindet, doch in ihr auf immer seine Liebe verloren hat, deren Verlust er mit ihr ewig betrauern will. Alle bisherigen Balladen Uhlands waren mit Ausnahme der nordischen, der sterbenden Helden und des blinden Königs, erfundene Stoffe einfachster Art, bei denen die auftretenden Personen einfach als Schäfer, Sänger, König, als Mägdlein, Jungfrau, Nonne bezeichnet wurden und die Handlung nur ein Moment war, wenn anders von einer solchen die Rede sein kann; hier zum erstenmal tritt eine lebhaft verlaufende Handlung ein, und wenigstens der Liebende wird mit einem Namen bezeichnet, den der Dichter von seinem geliebten Walther hernahm. Dieser Fortschritt könnte freilich in der Entwicklung des Dichters selbst begründet liegen, aber wir glauben nicht zu irren, wenn wir wenigstens eine Mitveranlassung in der Bekanntschaft mit dem ersten Bande von Arnims und Brentanos Sammlung des Knaben Wunderhorn finden, der vor kurzem erschienen war. Wir wissen, daß derselbe einen großen Eindruck auf Uhland übte; selbst daß manches Mittelmäßige und einzelne unvollständige Lieder aufgenommen waren, tadelte dieser nicht, da sie zur Erklärung des Kostbaren dienten und für das Ganze nicht ohne Nutzen seien. Nach dem Berichte seiner Gattin (S. 21) wurden ihm jetzt erst Herders Volkslieder bekannt, die ihn auf Percys Reliques führten und auch zum Betreiben des Englischen veranlaßten.

In die Gedichte war ursprünglich auch das dem Jahre 1805

angehörende dreistrophige, etwas matte Lied des Gärtners aufgenommen. Das jetzt aus zwei Distichen bestehende Sinngedicht Mutter und Kind bildeten ursprünglich zwei achtzeilige Reimstrophen; die Umarbeitung erfolgte zwei Jahre später. Unter den von der Sammlung ausgeschlossenen Gedichten desselben Jahres erwähnen wir zunächst ein längeres, in wechselnden, bald reimenden, bald reimlosen Versen, für ein Drama Helgo gedichtetes Lied der Sänger an die Sterbende, aus dem Uhland später im Freundeskreise Bruchstücke unter der Ueberschrift Helgo an die sterbende Helga mittheilte.*) Es ist ein empfindsames Lied, in welches der zu Füßen der sterbenden Geliebten liegende, im letzten Augenblick sie umarmende Sänger sein Gefühl ergießt, von gar wunderlicher Erfindung. Da es Frühling ist, singt er sein „Frühlingslied", daß die todtbleiche Geliebte im weißen Kleide, „wie im Sterbekleide" im Garten „auf der lichten Höh" erscheint; er feiert die „von Verklärung erglühende, in Himmelsfrühling blühende", bittet die Quellen und Lüfte zu schweigen, damit er ihre Worte vernehme. Als sie dann weint, äußert er, „blühende Thränen seien ihrer Seelen Blüte", wonnig sei auch ihr Lenz; auch er habe einst auf seinem nächtlichen Lager geweint und sich den Tod gewünscht, dann sei er aufgesprungen und habe durch sein Saitenspiel beim Mondenschein sich beruhigt; darauf dankt er ihr für die glücklichen Stunden ihrer Liebe, die „jugendliche Liedertriebe" in ihm geweckt. Einst, fährt er fort, werde er sie im Königssaale singen und auf die Frage liebender Jünglinge und Jungfrauen, wo sie sei, nach dem Himmel deuten, wo sie wandle, von wo sie in holden Träumen zu ihm niedersteige. Da sieht er ihr Auge von höherer Verklärung glänzen, dann sich niedersenken; sanft soll jetzt sein Lied die Sterbende „in

*) Mayer S. 59 ff. Keller, Uhland als Dramatiker S. 75 ff. Helgo und Helga, wie Helwin und Helwine. (S. 6).

die ewige Stille wiegen". Ihre Hand sucht im letzten Augenblick noch den Geliebten, dessen Saiten „der Geister wunderbaren Abendgesang" tönen sollen. An ihren Lippen, an ihrem Busen will er „Harmonien des Gefühls tauschen". Das Ganze schließt wunderlich:

Steigender Athem,
Zitternde Hände,
Bebender Herzensschlag!

Uhland hatte sich hier zu einem ihm durchaus fremden Tone überspannt. Fast nicht weniger übertrieben ist die alkäische Ode der Sänger der Wehmuth. Auf die Schilderung der Seele des Sängers, die zur höhern Heimat ewigen Frühlings sich zurücksehnt und jeden leisen Wehlaut in der Natur und dem Weltgetümmel vernimmt, folgt die Erzählung, wie er am Abend zur Wundergrotte des Klaggesangs wandert, wo ihm „üppig des Trauergesangs Born springt", und dann vom Heiligthum in stiller Wonne zurückkehrt, umweht von seinem „tönenden Wehmuthsliede". Der antiken lyrischen Versmasse hat sich Uhland später ganz enthalten. In einem andern Apathie überschriebenen Liede glaubt der Unglückliche, der so manches Jahr mit dem Schmerz gerungen, sich zur sorglosen Gleichgültigkeit durchgerungen zu haben, als ihn die Erinnerung mit neuer Wehmuth ergreift. In das Jahr 1805 gehört auch der Entwurf einer Tragödie Achilleus' Tod, welche die Idee darstellen sollte, daß unsere Entschlüsse, wenn wir sie ganz und fest gefaßt, auch wenn das Schicksal ihre Ausführung hindere, vollendet seien; die Vorliebe für das Romantische brachte ihn davon ab.

Das Jahr, welches für Uhlands Dichtung so ergiebig geworden und mit einer neuen Wendung seiner Balladen geschlossen, hatte Deutschlands Macht die schwerste Wunde geschlagen, und es endete, obgleich es Würtemberg eine Vergrößerung brachte, für jeden sein Vaterland liebenden Deutschen höchst traurig. Napoleon hatte am

2. Oktober den Kurfürsten zu einem Bündniß und zur Stellung von 8000 Mann genöthigt, die mit den baierischen Truppen sich gegen das mit Rußland verbündete Oestreich wandten. Nach der schrecklichen Schlacht von Austerlitz hatte Oestreich in den Verlust seiner schönsten Provinzen willigen müssen, von denen ein Theil Würtemberg zufiel. Der Kurfürst hob am 30. Dezember die alte Verfassung auf; am Neujahrstage nahm er den Königstitel an. Den achtzehnjährigen an deutschem Wesen und Recht festhaltenden Uhland mußte dies tief bewegen, wenn er auch in dem Neujahrswunsche an seine Eltern sich mit dem Troste beruhigte:

Ob stürzen auch die stolzen Festen,
Ob auch die Reiche untergehn;
Die Hütte war vor den Palästen,
Sie wird nach ihnen noch bestehn.
Das Schicksal, das mit Riesenschritten
Die Throne zu zertrümmern eilt,
Es zieht vorüber an den Hütten,
Wo nur der Gott des Friedens weilt.

Aus den vier ersten Monaten des Jahres 1806 ist uns nur ein lyrisches Gedicht bekannt, die am 30. Januar gedichtete mystische und als solche rein gefühlte Ballade der Pilger, wohl durch Schillers Lied der Pilgrim veranlaßt. In diese Zeit mögen auch die Bruchstücke aus dem Heldenbuch fallen, die Linde zu Garten und Otnits Rächer, die von der Gedichtsammlung ausgeschlossen wurden. Vielleicht lernte Uhland auch erst um diese Zeit unser Nibelungenlied kennen, das ihn, als er wenige Strophen daraus vorlesen hörte, so tief ergriff, daß er sich zu eingehender Beschäftigung mit dieser Dichtung getrieben sah. Der Eindruck, den des Knaben Wunderhorn auf ihn geübt, war durch die warm empfehlende ausführliche Anzeige verstärkt worden, die Goethe im Januarheft der jenaer Literaturzeitung davon gemacht hatte.

Erst Mitte Mai kehrte Uhland zur lyrischen Dichtung zurück. Am 15. schrieb er in Strophen aus einem doppelten Reimpaare die den echten Volkston anstimmende Ballade Abschied, welche den Schmerz des Mädchens und des scheidenden Burschen schildert, die beide sich ihre Liebe nicht zu gestehn gewagt. Den folgenden Tag vollendete er den die Sehnsucht nach der ewigen Liebe aussprechenden Gesang der Nonnen. Dem 1. Juni gehört die ergreifende Ballade des Knaben Tod an, welche wir aber nur in der verkürzten Fassung des folgenden Jahres kennen*), wie dem nächsten Tage die beiden fünfversigen einen dreifachen Reim zeigenden Strophen in der Ferne (Wanderlieder 3), wo den empfindsamen Wanderer Vöglein und Blümlein an die Geliebte erinnern. Aus voller Brust sang er am 29. Juni des Knaben Berglied, aus dem der frische Freiheitssinn des Berglebens munter hervorbricht. Nicht in die Gedichtsammlung aufgenommen wurden das etwas gezierte Lied an ihre Laute (vom 6. August)**), worin der Dichter die um ihr Glück beneidete Laute der Geliebten bittet, ihm zu helfen, daß er deren Liebe erflehe (in den siebenversigen Strophen findet sich ein dreifacher Reim), und ein Lied auf den am 7. August erfolgten Tod der achtzehnjährigen Wilhelmine Gmelin, das deren Freundinnen von ihm gewünscht hatten.***) Auf den 31. August fällt die längere, wenig ansprechende, auch in der Ausführung nicht gelungene Ballade drei Fräulein mit einem zwischen dem letzten Reimpaare eingeschobenen reimlosen Verse. Glücklicher ist die an den beiden ersten September-

*) Am 26. Dezember 1807 schreibt Uhland an Mayer, des Knaben Tod und Mutter und Kind seien „neuerlich etwas umgearbeitet oder vielmehr abgekürzt worden".

**) Mayer S. 137.

***) Notter S. 153 ff. Mayer I, 62 ff.

tagen gedichtete, der schwarze Ritter, worin die ganz eigenthümlich bewegte sechsversige Strophe von besonderer Wirkung ist.

Da sein Freund Friedrich Kölle mit Leo von Seckendorf, der von Weimar als Regierungsrath nach Stuttgart gekommen war, aber wegen eines angeblichen Majestätsverbrechens eine längere Festungsstrafe verbüßt hatte, in näherer Verbindung stand, so schickte er diesem zur Aufnahme in dessen Musenalmanach für das Jahr 1807 seine Bearbeitungen aus dem Heldenbuche und 27 der seit dem Jahre 1805 entstandenen Gedichte; ausgeschlossen hatte er von den später in die Gedichtsammlung aufgenommenen nur Dichters Abendgang, Maiklage, Lied eines Armen, in der Ferne, des Knaben Tod, Mutter und Kind. Seckendorf wunderte sich sehr, daß er von diesen Dichtern (Uhland hatte auch 7 Lieder seines Freundes Kerner mitgeschickt) noch nichts gehört habe. So erschienen denn diese Gedichte unter der Chiffre L. U.*) zur Zeit, als an die Stelle des deutschen Kaiserreiches der unter Frankreich stehende Rheinbund getreten und das allein noch Napoleon widerstehende Preußen zertrümmert worden war. Im weitern Laufe des Jahres entstand nur ein Gedicht, die kleine etwas wunderliche Ballade der Traum. Während der nun eintretenden Pause der Dichtung suchte Uhland seinen Geschmack zu bilden und sich in die ältere deutsche Literatur und die Volksdichtung überhaupt zu versenken. Damals hörte er bei Professor Conz, einem alten Freunde Schillers, der sich auch dichterisch versucht hatte, eine Vorlesung über die Theorie der Dichtkunst, worin dieser ihm viel Gutes zu sagen schien. An Seckendorf schrieb Uhland am 18. Oktober: „Der deutsche Dichter, dem es um die wahre, in rüstigem Leben

*) Die Bruchstücke aus dem Heldenbuch standen auf dem ersten bis dritten Bogen, die Lieder, von denen die Balladen nicht geschieden waren, begannen vor dem zehnten.

erscheinende Poesie zu thun ist, findet — so wenig alte Kunden seiner Nation, die sich der bildenden Kraft ohne Sträuben hingäben, und doch auf der andern Seite das tiefste Leben der Seele zur objektiven Erscheinung förderten. — Wir haben zwar einige Volksromane (obgleich wenige der bekanntern ursprünglich deutsche sein mögen), ihre Anzahl ist aber so gering, daß die brauchbarern meist schon von Tieck und andern bearbeitet sind. Leider liegt zwischen uns und den Zeiten, wo solche Mären im Gange waren, eine altkluge Periode, welche auf jene romantischen Kunden verachtend herabsah und sie der Vergessenheit überließ oder gar gewaltsam in dieselbe hinabstieß. Um so ernster sollte man in unsern Tagen darauf denken zu retten, was noch zu retten ist. Aber nicht bloß ursprünglich deutsche, auch die Kunden verwandter Völker, von den Rittern der Tafelrunde, des Grals, Karls des Großen u. s. w., so wie die altnordischen Erzählungen verdienen alle Aufmerksamkeit. Ein Geist des gothischen Ritterthums hatte sich über die meisten Völker Europas ausgebreitet. Auch gehört manches hierher, was in deutschen und lateinischen Chroniken treuherzig als Geschichte erzählt wird und oft auch wirklich Geschichte ist, oder doch eine historische Grundlage hat; denn auch die Geschichte der alten Zeiten trägt einen romantischen Schein." Solchen „Kunden" nachzuspüren war jetzt sein eifrigstes Streben.

Die innigste Verbindung mit den begabten Dichtern Kerner und Mayer dauerte fort; manche andere gleichfalls dichterisch begabte Juristen und Mediziner waren hinzugetreten. Ein Hauptstichblatt der Laune des sich fühlenden Dichterkreises bildete das von Cotta, um dem romantischen Unfug entgegenzutreten, gegründete Morgenblatt und dessen Redakteur der Satiriker Christoph Friedrich Weisser. Da das Morgenblatt nur an den Wochentagen erschien, so gründete Kerner im Verein mit seinen meist auf dessen Zimmer, Abends oft beim Wein in einem Gasthause sich versammelnden Genossen ein

zur Unterhaltung der Freunde und Mittheilung ihrer Dichtungen bestimmtes handschriftliches Sonntagsblatt, das natürlich gegen Weisser, den Gegner der Romantiker, häufig anging. Uhland hatte hier den Namen Florens angenommen, Kerner hieß Clarus. Die von unsern Dichtern entworfene launige Vorrede unterließ nicht auf diese jungen Dichter zu spotten. Von Uhland brachte das Blatt nur ältere ungedruckte Gedichte. Unter diesen befand sich auch der Anfang eines romantischen Gedichtes König Olo im Versmaße von Herders Cid mit seltenen Reimen. In dem mitgetheilten Anfange nimmt der greise König Ulfar von seinen Söhnen und seinem Reiche segnend Abschied; er erinnert diese, daß der Könige Worte und Thaten über ihrem Leichensteine wie stumme Bilder stehen, und verheißt ihnen, daß sein Geist ewig unter ihnen liebend walten und sie in einem engen Bunde mit ihren Völkern halten werde.*)

Unterdessen hatte Seckendorf den Dichter zur Bearbeitung des ganzen Heldenbuches aufgefordert, da ihn aus den gegebenen Proben dessen Geist anwehe. Uhland bemerkte dagegen in seiner Antwort vom 6. März, solche Bearbeitungen könnten, da die altdeutschen Texte noch nicht genau vorlägen, nur vorübergehenden Werth haben. Tieck und andere Dichter hätten schon dadurch viel Gutes geleistet daß sie alte Worte und Formen wenigstens in einem gewissen Kreise in Kurs gebracht hätten; jüngere Dichter sollten auf diesem Wege muthig fortschreiten und sich mit der Sprache wie mit der Mythologie und der ganzen Poesie unseres Volkes mehr und mehr in traulichen Verkehr setzen. „Wie wäre es, wenn man in Almanachen (wie in Ihrem künftigen Musenalmanach) eine Abtheilung der altdeutschen, die andere der neudeutschen Poesie bestimmte? Es freut mich schon, daß zwei Recensionen Ihres Almanachs aus meinen eigenen Gedichten und aus den Bruchstücken aus dem Heldenbuche Stellen aus-

*) Vgl. Mayer I, 24 f.

heben, ohne zu bemerken, wem sie eigentlich angehören." Er selbst habe wenig Neigung zum Dichten; schwer komme er dazu, Gestalten, die er in begeisterten Momenten gesehen und entworfen, in ruhigen auszumalen. Nach poetischen Stoffen sehe er sich vorzüglich deshalb um, weil bloß idealisirte Gestalten nicht so leicht vollkommene Objektivität erhielten, wie solche, die dem Dichter lebendig entgegenträten, aber ihr höheres Leben erst von ihm erwarteten; durch letztere werde er in angenehme Selbsttäuschung versetzt, sein unbestimmtes Streben erhalte eine Begränzung, seine peinigende Willkür werde gebunden, zwar nicht mit Fesseln, aber durch die Arme der Geliebten. Entschieden spricht sich hier sein Verlangen nach einer sagenhaften Grundlage seiner Dichtungen aus, deren Mangel er tief empfand, da er sich mit erdichteten Stoffen erschöpft hatte. Seine bisherigen Gedichte, fährt er fort, seien die ersten Gefühle und Lebensansichten einer erwachenden Seele, deren Darstellung dem lyrischen Dichter gestattet sei; doch bildeten sie nur die erste Periode seiner Poesie, die mit den Liedern im Musenalmanach abgeschlossen scheine. Zu dem Sonntagsblatte lieferte Uhland auch ein Bruchstück aus den Nibelungen in Prosa mit Hindeutungen auf das ganze Gedicht und zwei altdeutsche Balladen, die er im vorigen Spätherbste auf einer Fußreise in der Schweiz gefunden. Besonders wichtig für seine damalige Anschauung ist ein daselbst gegebener Aufsatz über das Romantische. Das den Griechen ganz fremde Romantische beruhe, hieß es hier, auf der Anknüpfung der Sehnsucht nach dem Unendlichen an irdische Bilder, in denen ein Blick des Unendlichen aufzudämmern scheine. Die Romantik sei hohe, ewige Poesie, die im Bilde darstelle, was Worte dürftig oder gar nicht aussprechen, sie sei das Buch voll seltsamer Zauberbilder, die uns mit der dunkeln Götterwelt im Verkehr erhalten. Viele verwechselten das Wunderbare, das von allen Seiten über uns herein-

hänge, mit ihrer Gemeinheit und nennten deshalb die Romantiker Schwärmer, aber gern wollten sie Schwärmer heißen und gläubig eingehn in das große romantische Wunderreich, wo das Göttliche in tausend verklärten Gestalten umherwandle. Trotz dieser begeisterten Feier der Romantik hielt Uhlands gesunder Sinn ihn von allen Ausschweifungen derselben fern, er wollte nur das Recht des sehnsüchtigen ahnenden Herzens gegen die nüchterne Verständigkeit gewahrt wissen. Selbst der schwebelnden matthisson'schen Empfindsamkeit war er so wenig geneigt, daß er mit Kerner dieselbe in einer Abendphantasie an Mayer*) parodirte.

In die ersten Monate des Jahres fällt auch sein erstes, später verworfenes Sonett, bei dessen Uebersendung an Freund Kölle er schreibt, so schön auch diese Form sich im einzelnen ausnehmen möge, im ganzen sei sie unserer Sprache nicht angemessen, da es im Deutschen so viele Worte gäbe, die sich nur auf Weniges reimten, so daß wir genöthigt seien, gewisse reichhaltige Reimendungen zu häufig anzubringen. Die Veranlassung scheint Goethes Sonett im Morgenblatt gegeben zu haben. Am 15. April dichtete Uhland die traurige, wohl ganz frei ersonnene Ballade der Rosengarten in Strophen aus vier jambischen, durch häufige Anapäste bewegten Versen, von denen aber nur die geraden reimen; dazu hatte er sich die merkwürdige Freiheit gestattet, daß bald nur der erste und dritte Vers, bald alle außer dem dritten oder vierten weiblich auslauten, einmal blos die geraden, einmal blos der dritte. Auch findet sich einmal ein dreifacher Reim. Den scheidenden Freunden weihte der Dichter Anfangs Mai das wenig bedeutende Gedicht Abschied, mit welchem das Sonntagsblatt schloß. Auch hatte er um diese Zeit auf Seckendorfs Vorschlag eine dramatische Bearbeitung der

*) Mayer I, 28 f.

Francesca da Polenta (von Rimini) aus Dante unternommen, in welchem Dante auftreten und das Unglück vorahnen, das Stück beginnen und schließen sollte. Einzelnes wurde damals in Versen ausgeführt. Früherer Zeit dürfte ein Drama angehören, das mit einem Speerwurfe beginnt, bei welchem die Königssöhne Edgar und Reginbald weiter als die bei ihnen aufgenommenen heimatlosen adligen Jünglinge Emmrich und Friedrich werfen, deren sich die Prinzessin Schwanhilde annimmt.*)

Im Juli regte sich von neuem auf kurze Zeit die lyrische Stimmung und zwar, obgleich Uhland die Trennung von so vielen Freunden beklagen mußte, nicht mehr in trübseliger Weise. Er dichtete das heitere Liebeslied Lauf der Welt und die vier Lieder der Vorzeit überschriebenen Strophen, welche des Knaben Wunderhorn herzlich begrüßen. Der mehr musikalisch als dichterisch bedeutende Brautgesang bildete den Anfang einer dramatischen Dichtung.**) In diese Zeit werden auch der Sohn des Meeres und des Königs Jagdlied fallen, jetzt das dritte und fünfte Lied des Königssohnes; denn sie erschienen mit den drei zuletzt erwähnten Gedichten, dem Rosengarten und des Knaben Berglied in Seckendorfs Musenalmanach auf das Jahr 1808, L. U. unterzeichnet. Auch hier wird eine alte Volkssage zu Grunde liegen, die der Dichter in mehrern Liedern zu behandeln gedachte, was er bisher noch nicht versucht, also eine Erweiterung seiner Balladendichtung. In den September fallen das Lied des Gefangenen, eines der Zustandslieder, welche unserm Dichter so wohl gelingen, und seine ersten Stanzen, K. M. (Karl Mayer) überschrieben, die das stille Walten der Liebe feiern und mit dem etwas mystisch gehaltenen Bekenntniß schließen, daß er der sinnigen Verehrung der Schönheit der

*) Vgl. Keller S. 71 ff.

**) Vgl. Keller S. 79 ff.

Natur sich geweiht. Zu dem kleinen anmuthigen Waldlied des glücklichen Liebhabers, das er am 20. Oktober dichtete, hatte ihn der ungewöhnlich heitere Himmel gestimmt. „Ein einsamer Spaziergang auf und unter den Bergen, wo noch hin und wieder eine verspätete Thyas des abgezogenen Weingottes jubelt, dies ist meine Feier der schönen Herbsttage", schreibt er am folgenden Tage seinem Freunde Mayer, welchem er eine auf einem Spaziergange entstandene Phantasie des Abschiedes von der Heimat im Frühling in weitausgeführter prosaischer Darstellung gibt, deren Schluß den Entwurf eines kleinen Liebesliedes bilden könnte. So pflegte Uhland auf seinen einsamen Spaziergängen sich seine Lieder auszubilden, wie er auf den mit Freunden unternommenen in dem Genusse der ewigen Naturerscheinungen und in seligen Zukunftsträumen schwelgte. In einem wenige Monate spätern Briefe an einen etwas ältern Jugendfreund schreibt er: „Auf unsern häufigen Spaziergängen nach Waldhausen, wo wir, unter den blühenden Obstbäumen sitzend, die Sonne untergehn sahen und dann im Scheine des Mondes und der Sterne nach Hause wandelten, eröffneten wir uns unsere Gefühle und Hoffnungen, und wie das weite Thal in dämmernder Mondbeleuchtung unter uns lag, so lag auch die Welt vor uns im magischen Dufte, harrend des hellenden Tageslichtes." Der November trieb diesmal, wie vor zwei Jahren, besonders viele lyrische Blüten. Dem 7. gehört die heitere Liebesstrophe seliger Tod an; die an demselben Tage entstandenen Greisenworte gehören einem nur flüchtig entworfenen dramatischen Gedicht an. Als er drei Tage später auf einem Abendspaziergang den von Zeit zu Zeit in dunkle Wolken gehüllten Mond über dem tübinger Schlosse stehn sah, dichtete er die schaurige Ballade die drei Lieder von der Rache des Sängers an König Sifrid, bei der auch wohl eine Sage zu Grunde lag. Wie dichterisch er sich damals gestimmt fühlte, zeigt

die Aeußerung in dem Briefe, mit welchem er am 15. Mayer seine neuesten Sachen schickt: „Vielleicht lass' ich auch einmal meine Poetica zusammendrucken, wenn sie sich noch etwas vermehrt haben.“ Jetzt begann er seine Gedichte in ein großes Buch einzutragen. Dem Freunde dankte er für die Abschrift einer Erzählung, die artig und von hohem Alter, aber nicht romantisch sei. „Wenn du sonst was, ein Lied u. dgl., findest oder hörest“, fährt er fort, „so theil' es mir auch mit. Dichte du selbst nur wacker zu; auch mir macht es jetzt die angenehmsten Stunden.“ So munterten sich die Freunde, und nicht weniger Kerner, der Dritte im Bunde, der noch in Tübingen weilte, gegenseitig zum Dichten auf. Ohne Uhlands Namen brachte das Morgenblatt in Nr. 311 und 313 dessen Gedichte die Schlummernde, seliger Tod, Waldlied, Greisenworte, an Sie, die Betende, das Bild der Todten. Am 18. November entstand das anmuthige das Glück des Besitzes der Geliebten im stillen Kämmerlein lebhaft aussprechende Lied mit der zweideutigen Ueberschrift die Abgeschiedenen, am 22. die vier unbedeutenden Verse die Schlummernde, am 24. die einen launigen Traum schildernde Untreue. Das Lied Mutter und Kind brachte er damals in zwei Distichen. Vgl. S. 12. 15. Auch Anfangs Dezember hielt die lyrische Stimmung noch vor. Dem 2. gehört der innige Ausdruck des Schmerzes der Trennung von der Geliebten im ersten der Wanderlieder an, dem 3. die launige Bauernregel des im Winter des Besitzes seines Schätzchens sich behaglich Freuenden. In den Tagen vom 5. bis zum 9. gelang ihm die in zwei Reihen zerfallende, im allerbesten launigen Volkstone geschriebene Romanze der Königssohn und die Schäferin, deren Grundzüge wohl die Sage bot. Merkwürdig ist, daß der Dichter sich dabei in den blühenden Mai versetzt. Auch vier später in die Sammlung nicht aufgenommene Ge-

dichte, die er am 26. an Mayer sandte, werden in den letzten Monaten entstanden sein; die genannte längere Romanze forderte er in demselben Briefe zurück. Eines dieser Gedichte, das am wenigsten gelungene, bezieht sich auf ein Bild der gestorbenen Braut, ein anderes auf ein anmuthiges Erlebniß einer glücklichen Liebe, ein drittes fragt, ob die Geliebte das kleine ihr gesandte Lied auch ans Herz gedrückt und empfunden habe, das vierte, ein hübsches Distichon, geht auf die winterliche Flur, wo er sie nicht mehr findet. Im Wettstreit mit den Freunden erging er sich so in allen Arten der lyrischen Dichtung. Die Ausstellungen, die Mayer an seinen Gedichten machte, waren ihm sehr willkommen; solche offenherzige Eröffnungen, bemerkte er, hätten ihm schon oft genutzt. Freimüthig äußerte er sich auch über des Freundes Gedichte, die ihn sehr erfreuten. Seckendorf hatte unterdessen ihn und seinen Freund Kerner zur Theilnahme an seiner neuen Zeitschrift Prometheus aufgefordert, zu welcher auch Goethe Beiträge versprochen. Aergerlich war es unserm Dichter, daß nicht ein allgemein anerkannter Held der Poesie an die Spitze eines Almanachs trete, wie ehemals Schiller, der dadurch so viel geleistet habe. In dieses Jahr dürfte auch ein Lustspiel Uhlands die unbewohnte Insel fallen, das Kerner von Uhland besaß, dessen Mittheilung aber Keller nicht erreichen konnte.

Auch der Januar 1808 trieb ein paar dichterische Blüten. Am 15. entstand das Lied Naturfreiheit, ein gefühlvoller Ausdruck des sehnsüchtigen Verlangens nach der Befreiung der Natur im Frühlinge; und am folgenden Tage wurden die vier Strophen zum Abschied vollendet, in welchen der scheidende Freund (er kehrt hier die wirkliche Lage um, da die Freunde ihn verlassen hatten) den Zurückbleibenden die ewige Dauer ihres Bundes verheißt.*)

*) Mayer I, 45 f.

Beide blieben von der Gedichtsammlung ausgeschlossen. Den 23. schreibt er an Mayer: „Käme ich dazu, eine Sammlung meiner Gedichte herauszugeben (was darum für mich ein interessantes Resultat herbeiführen könnte, wenn eine solche Zusammenstellung, die den Autor vollständiger charakterisirt, auch ausführlicherer und bedeutenderer Urtheile gewürdigt zu werden pflegt), so würd' ich solche wohl in drei Bücher abtheilen; das erste enthielte die mehr reflektirenden Gedichte, das zweite Romanzen (dieser waren damals mehr als der Balladen), Balladen und diesen verwandte Gedichte, das dritte eigentliche Lieder, Epigramme ꝛc. Diesen drei Büchern könnte etwa noch ein besonderer Anhang von einigen prosaischen Stücken und den Bearbeitungen aus dem Heldenbuche folgen." Goethe hatte neuerdings seine lyrischen Gedichte in Lieder, vermischte Gedichte, Romanzen und Balladen, Elegien, Episteln und Epigramme getheilt. Uhland führt hier neben den Romanzen und Balladen noch diesen verwandte Gedichte an, unter welchen er solche verstand, in welchen keine eigentliche Handlung sich findet, sondern gewisse typische Personen ihre Zustände selbst aussprechen oder wo ein belebtes Bild derselben gegeben wird. Sonderbar ist es, daß er zwischen die reflektirenden Gedichte und die Lieder, die seine eigenen Betrachtungen und Gefühle darstellen, die episch-lyrischen Balladen und Romanzen einschiebt, statt diesen den Vortritt einzuräumen oder sie nachfolgen zu lassen, und daß er die eigentlichen Lieder mit den Gedichten in antiken Versarten und südlichen Reimformen in einem Buche verbinden wollte. Kurz darauf, am 28. Februar, bemerkte er dem Freunde, was er ihm von seinen Gedichten geschrieben, sei nur so ein Gedanke gewesen; entschlossen sei er zu nichts, und dies sei ja auch nicht nöthig. Noch immer stiegen Bedenken über den Werth seiner Gedichte in ihm auf, wie sehr er sich auch bewußt war, aus vollem Herzen zu dichten; sein

eigenes Urtheil und selbst die Stimmen seiner Freunde, die sich gleichfalls als Dichter versuchten, schienen ihm keine sichere Bürgschaft. Daß einige seiner Gedichte durch den Dichter Haug, welchem ein Freund Uhlands eine Anzahl derselben mitgetheilt hatte, im Einverständniß mit Cotta, da dieser sich ihm freundlich erzeigen wollte, in das Morgenblatt gekommen, das sich über seine in Seckendorfs Almanach erschienenen ungünstig geäußert hatte, geschah wider seinen Willen, und er drang sofort darauf, daß die Fortsetzung unterblieb. Dagegen gab er auf Cottas Wunsch ein paar seiner neuesten Gedichte in das im Sommer erscheinende Taschenbuch für Damen. Es waren das am 4. Februar gedichtete Lied Hohe Liebe, in welcher ein sich abtödtender Frommer, ein „Märtyrer", das Glück der Liebe Gottes hoch über alle irdische Liebe erhebt, die beiden von der Gedichtsammlung ausgeschlossenen Verse von der Liebsten:

Wie Erd' und Himmel sich in ihr umfangen!
Der Augen Sterne bei den Blütenwangen,

und die beiden schönen Stanzen ein Abend (vom 7. März) auf die eben bestattete Jugendgeliebte, die er im Abendroth zu schauen glaubt. Die Beziehung derselben auf die vor fast zwei Jahren gestorbene Wilhelmine Gmelin ist höchst unwahrscheinlich. Schon am 18. sandte er an Kerner das von der Gedichtsammlung ausgeschlossene Sonett Liebesfeuer*), welches das bei den einsam getrennten Liebenden im Innern sengende, kaum zu den Augen und zu dem Munde dringende, dagegen beim Wiedersehen ausbrechende und in glühenden Küssen sich ergießende Feuer beschreibt. Am 26. entstand das heitere Sinngedicht Antwort, eine Erwiederung auf das von der Geliebten geschickte Röschen, das noch vor dem Abendroth verwelkt ist, am folgenden Tage das Lied die Zufriedenen, eine hübsche Schilderung des am Glücke ihres Zusammenseins unter

*) Bei Mayer I, 85.

der Linde sich ergetzenden Liebespaares. Den 11. und 12. April beschäftigten ihn die beiden kleinen Strophen Nachts des vor dem Hause der drinnen ruhenden Geliebten in wolkiger Vollmondsnacht an einen Baum gelehnt stehenden Liebhabers, die freilich nicht ganz ohne Anstoß sind und auch den beabsichtigten Vergleich nicht recht hervortreten lassen.*) Glücklicher sind die gleichfalls auf die Geliebte sich beziehenden beiden Distichen Traumdeutung vom 26. Aber auch noch andere nicht in die Gedichtsammlung übergegangene Gedichte fallen um diese Zeit; denn, als er am 22. April sich nach längerm Schweigen wieder einmal an Mayer wandte, legte er diesem außer acht schon erwähnten noch ein paar andere sonst unbekannte Spenden seiner Muse bei.**) Es sind das etwas lose, seit der dritten Ausgabe ausgeschlossene Lied Fräuleinswache, in welcher das jede Nacht zu ihrem Liebhaber an der Linde schleichende Fräulein diese ihre sonderbare Wache von Vaters Hof und Stalle launig beschreibt, ein hübsches Gespräch Ritter und Dame, in welchem jener seines Liebesschmerzes in der Ferne, der schärfer als alles Ungemach ihn gequält, diese der Lust des Gedankens an ihr Wiedersehen gedenkt, die ihr lieber als jeder sie sonst erfreuende Genuß gewesen, dann drei etwas künstliche dem Künstler überschriebene Stanzen, welche dem Dichter die größte Sorgfalt empfehlen und ihn mahnen, das Ganze im Kleinen zu suchen, wobei es auffällt, daß gerade hier die Behandlung der Reimform in der ersten von den zwei folgenden Stanzen und Uhlands sonstigem Gebrauche abweicht, weiter zwei Strophen aus drei sechstehalbfüßigen gereimten

*) Dann V. 5 ist störend; es soll wohl im Sinne von drauf stehen, aber die beiden Strophen fallen dann zu sehr auseinander, und das Ganze schließt sich zu keiner Einheit zusammen. Eigenthümlich sind auch dem Hause zu blicken (V. 1) und daß der Himmel mit Wolken dicht hängt (V. 6).

**) Mayer I, 84 ff.

Jamben dem Dichter überschrieben, dem hier erwiedert wird, selbst in der schwersten Kümmerniß seiner Seele müsse er reiches Leben entfalten, endlich das leichte Sinngedicht ihr Brief:

Ob mir der Mund, ob deine Wang' auch fehle,
So küss' ich deinen Brief doch, deine Seele.

Auffallend tritt hier die eigentliche Balladendichtung zurück.

Darauf nahm ihn das juristische Facultätsexamen so in Anspruch, daß die Muse fast ganz schweigen mußte. Wir kennen nur aus dem Mai die drei Morgen überschriebenen Strophen des aus seiner Verzagtheit erwachten Liebhabers.*) Er schickte von seinem „poetischen Vorrath" manches an Zeitschriften und Almanache. Das erste Heft von Arnim's Tröst Einsamkeit, Zeitung für Einsiedler, zog ihn damals durch die darin herrschende Liebe zur alten Zeit und den Geist der Freiheit, wenn er auch nicht mit allem einverstanden war, so mächtig an, daß er das Beste, was er hatte, seine fünf Balladen (die drei Lieder, des Knaben Tod, den Traum, den Königssohn und die Schäferin, in zwei Reihen, und Fräuleinswache) dieser zusandte, welche sie vom Mai bis Juli unter seinem vollen Namen brachte. Anderes bestimmte er für Seckendorfs Prometheus und den mannheimer Almanach. Er befolgte hierbei den Grundsatz, den er seinem Freunde Mayer gab, nur mit den besten, ganz korrekten Sachen aufzutreten. Von einer Abschrift seiner zur Herausgabe brauchbaren Gedichte auf einzelnen Postpapierblättern hatte er damals bereits die beiden ersten Bücher vollendet. Auch nach Ueberwindung des Fakultätsexamens wollte sich keine dichterische Stimmung einstellen, nur fühlte er sich einmal zur Ausführung des Anfangs eines im vorigen Sommer entworfenen Trauerspiels Alfer und Auruna

*) Mayer I, 96 f.

getrieben, doch der Anflug schwand schon nach den ersten hundert Versen, und bald kamen die Arbeiten des Advokatenexamens. Am 28. Juli klagt er, seit vorigem Herbste sei er keine zwei Stunden über Tübingen hinausgekommen, manche Beschwerde, ja Schmerz habe auf ihn gedrückt, selten eine mächtige Freude in sein trübes Leben hineingeleuchtet. Am 14. August dichtete er das Lied Kreislauf, eine Klage des seit vielen Jahren durch den Tod der Geliebten beraubten Liebhabers, daß, wie die glücklichen Liebeszeiten ihm noch immer lebhaft vorschweben, ihn der Tag ihres Verlustes mit tiefem Schmerz erfülle, ja er oft in demselben Augenblicke Glück und Trauer empfinde, auch jede Hoffnung, daß es ihm besser werde, geschwunden sei. Das angefangene Gedicht Rückleben konnte er damals nicht vollenden.*) Im September zog ihn die Bekanntschaft des dänisch-deutschen Dichters Oehlenschläger an, dem das zweite die Romanzen und Balladen enthaltende Buch seiner handschriftlichen Sammlung am besten gefiel; als Stammbuchblatt wählte er sich des Knaben Berglied aus. „Wie sehne ich mich nach der Zeit", schrieb Uhland am 18. September an Mayer „wo ich von dem Examenswesen befreit bin, wo ich für Freundschaft, Poesie, Natur einmal wieder frei erwarmen kann. Die letzte werd' ich freilich nur gerade noch, wie sie hinstirbt, umarmen und ihrem bleichen Mund ein glühendes Lebewohl aufdrücken können. Heute kam mir eine sonderbare Idee zu einer Art von Roman (zu Hermann von Sachsenheim?); das muß aber alles schweigen."

Am 12. Oktober war das Examen zu seiner Zufriedenheit überstanden. Einen Monat später wurde er als Advokat verpflichtet und ihm gleich zu seiner nicht angenehmen Ueberraschung eine Armensache übertragen; hatte er ja, da er zunächst noch seine Doctordisser-

*) Mayer I, 130.

tation schreiben mußte, auf eine kleine Ausspannung gehofft. Gleich darauf machte er die Bekanntschaft des mit Kerner in demselben Hause wohnenden Mediziners und Dichters Varnhagen, der in Berlin schon mit Chamisso einen Musenalmanach herausgegeben hatte. Die lebhafte Theilnahme des nur zwei Jahre ältern, aus Düsseldorf stammenden, in Hamburg herangewachsenen, dann in Berlin gebildeten feinsinnigen und weltgewandten Mannes, der die dichterische Begabung des jungen schwäbischen Sängers sehr hoch stellte, übte auf diesen den glücklichsten Einfluß. Hatte Uhland seit dem Anfang des Jahres nur lyrischen Ergüssen sich hingegeben, so brach jetzt der Trieb zur Balladendichtung wieder hervor. Am 17. und 18. Dezember gelang ihm die Ballade klein Roland, eine mustergültige volksthümliche Ausprägung der alten Sage. Er las damals in Bouterweks Geschichte der englischen Poesie und Beredsamkeit; zwei in derselben (S. 204 f.) mit besonderm Lobe angeführte Stellen aus Kyds The Spanish Tragedy übersetzte er. Auf den 28. Januar 1809 fallen des Goldschmieds Töchterlein, wieder eine wunderliebliche Dichtung von der die Unterschiede des Standes überwindenden Macht der Liebe (in einer zum Ausdruck der Sehnsucht passenden fünfversigen, den vorletzten Vers reimlos lassenden Strophe), an der er sofort eine wirksame Kürzung wahrnahm, und die aus der Siegfriedsage gleichsam herausgewachsene Ballade das Schwert. Gleichzeitig mit diesen beiden Balladen sandte er seinem Mayer am folgenden Tage das kleine Liebeslied Ungewißheit und das Distichon Weihe, welches den Kuß der Erkorenen als die lieblichste Würze des Liedes bezeichnet.*) „Meine Poeterei", schreibt er dabei, „verliert sich beinahe ganz in die Balladen; ich bin wirklich wieder in solchen befangen. Das Buch

*) Mayer I, 116.

der Balladen wird auch das größte von den dreien, in die ich meine Gedichte getheilt. [Hier unterscheidet er nicht mehr zwischen Balladen und Romanzen.] Ich dichte vielleicht als Prolog eine Art von Apologie dieses meines Hangs zum Alterthümlichen, ob er gleich nach meiner Ueberzeugung keiner Apologie bedürfte. Ich empfehle vielmehr jedem Dichter, sich recht innig in die Schriften deutschen Alterthums zu versenken und seine Bildung aus dem Stamm des deutschen Vaterlandes erwachsen zu lassen. Wie dadurch ein Dichter zum Nationaldichter wird, zeigt sich bei Goethe. Wie vertraut ist dieser mit echtdeutschen Mythen, Volkspoesie u. s. w.?" Deutsche Volkssagen und Volkslieder waren die eigentlichen Vorbilder von Uhlands Balladendichtung. Als Varnhagen Ende Februar von Tübingen schied, schrieb Uhland in dessen Stammbuch ein launiges Sonett, das mit der Aeußerung endet, er sei weder Phöbus noch Phöbus' Sohn. Sonst verstummte seine Dichtung wieder auf einige Zeit, die er zum Theil wohl mit der Durchsicht und Vollendung seiner Gedichte zum Druck verwandte; nur arbeitete er im April mit Kerner nach einer in Karlsruhe vorgefallenen heiteren Geschichte an einem possenhaften Singspiel der Bär, zu dem er die Arien lieferte*), von denen ihm selbst später mit Recht noch manche gelungen schienen.**) Auch entwarf er darauf ein possenhaftes Nachspiel zu Kerners König Eginhard, den er mit diesem an seinem Geburtstage, den 9. April, aufführen lassen wollte***). Cotta lehnte damals den Verlag seiner Gedichtsammlung höflichst ab. Die Ausarbeitung seiner Dissertation nahm ihn sehr in Anspruch und verstimmte ihn, so daß auch der Frühling keine lyrischen Blüten trieb. Am 5. und 6. Mai machte

---

*) Vgl. Keller S. 198 ff.

**) Vgl. besonders die Arien „Da wir hörten stets ein Brüllen" und „Als ich noch ein Knabe war (S. 210 f. 222 ff.).

***) Vgl. Keller S. 184 ff.

er sich Auszüge aus dem Volksbuche von König Eginhard, zu dessen dramatischer Bearbeitung er eine Skizze entwarf. Dazu gehörte die am 1. Juni gedichtete Ballade der Sieger, in welcher wir die erste Wirkung der spanischen Literatur finden; denn sie ist in der Form der spanischen romance geschrieben, die aus vierfüßigen trochäischen Versen besteht, von denen die geraden durchgehend auf dieselben Endvokale assoniren. Bei den ältern Dramatikern wird dieselbe meist nur bei Erzählungen verwandt, während sie seit Calderon selbst in das gewöhnliche Gespräch gedrungen ist. Uhland dachte damals wenigstens die Erzählungen seines Dramas darin zu schreiben. Der hier redende Ritter stellt lebhaft dar, wie der süße Anblick der Geliebten ihn zu unwiderstehlicher Kraft entflammt hat. Am folgenden Tage vollendete er die schalkhafte Ballade Ritter Paris, wo der spröde Held kaum dadurch zur Liebe gerührt wird, daß die Liebende sich von ihm im Kampfe niederwerfen läßt. Eigentlich hatte er den Stoff in einem prosaischen Roman Hermann von Sachsenheim darstellen wollen; doch stand er von der Ausführung desselben ab, und versuchte ihn nun in einzelnen Romanzen zu behandeln. Statt der Assonanz haben wir hier wieder den Reim in den geraden Versen. Drei Tage später fällt das hübsche Distichon im Mai. Immer war er auf dramatische Stoffe bedacht. Den Anfang seiner Francesca da Rimino scheint er am Anfang des Jahres abgeschrieben, dann aber die Lust daran verloren zu haben.*) „Einen guten Stoff zu einem Drama", äußert er den 10. gegen Kerner „gäbe vielleicht eine der von Conz übersetzten (altschottischen) Balladen, der junge Tämlän." Und nach ausführlicher Angabe des Stoffes, bemerkt er, vielleicht könne er aus einem so romantischen Stoffe etwas machen. „Ob ich dazu komme, weiß der

*) Keller S. 89 f. Die spätern Szenen (S. 111 ff.) schrieb er nicht ab.

Himmel. Brächten wir beide etwas heraus, um so schöner." Von seiner dramatischen Skizze des Eginhard sagt er, an Originalität komme sie Kerners Behandlung nicht von ferne bei; es sei von seiner Seite eigentlich bloß eine Folge seiner Lust am Volksbuche gewesen. Im Juli zog ihn wieder die lyrische Dichtung augenblicklich an. Am 20. und 21. vollendete er die im vorigen Jahre begonnenen beiden Stanzen Rückleben, welche das Wiederbeleben der gestorbenen Geliebten in der Erinnerung darstellen, und das volksthümliche Lied der Schmied, einen hübschen Ausdruck der Freude des Mädchens an seinem Geliebten. Fast drei Wochen später fallen die Ballade die steinerne Braut, die freilich so absonderlich ist, daß Notter sehr unglücklich darin eine Parodie Kerners vermuthen konnte*), und das kleine Lied Nähe, das, obgleich es an die Geliebte gerichtet ist (V. 2), durch einen Besuch bei Prof. Conz veranlaßt ist, wie Uhland den folgenden Tag bei Uebersendung desselben an Mayer meldet. Demselben schreibt er, auch der Verleger Braun in Heidelberg habe den Verlag seiner Gedichtsammlung höflich abgelehnt. Schon vorher, bemerkt er, habe er seine Gedichte mit mißtrauischen Augen betrachtet. „Es ist mir überhaupt oft, als wäre manches nicht Poesie, was ich sonst dafür hielt. Das bloße Reflektiren oder das Aussprechen von Gefühlen, so schön dies auch sein kann, so sehr mich die Ergüsse einer edlen Seele entzücken können, scheint mir nämlich nicht die eigentliche Poesie auszumachen. Schaffen soll der Dichter, Neues hervorbringen, nicht bloß leiden und das Gegebene beleuchten. Wie weit in dieser Rücksicht meine Gedichte so zu heißen verdienen, kann ich nicht entscheiden. So viel aber mein' ich doch, daß Kerner ungleich mehr Dichter ist als ich. Ich habe überhaupt zu seinem Talent das größte Vertrauen. Jede Kleinigkeit, die er hinwirft, hat

*) Notter S. 105 f. Vgl. dagegen Mayer I, 129.

Leben, es springt was hervor. Wenn du nur seinen Antheil am Bären mit dem meinen vergleichen könntest!" Freilich sprudelt der Dichterquell bei Kerner reicher und lustiger, aber Uhland faßt die menschlichen Zustände und Gefühle reiner und tiefer, während Kerner sie mit beweglicher Einbildungskraft sich vorspielt; wenn dieser frisch und lebhaft, ist jener innig und seelenhaft. Auf den 18. fallen das heitere Liebeslied Vorabend und die von der Gedichtsammlung ausgeschlossene etwas leichte Legende das Wunderbild.*) Am 5. September entstand wieder einmal ein Sonett, der Wald, das einen glücklichen Liebestraum schildert, dessen Verschwinden er beklagt. Vier Tage später theilt er Mayer drei Romanzen seines Hermann von Sachsenheim mit, die in demselben Versmaße wie Ritter Paris geschrieben, aber bei weitem weniger gelungen sind: diesen Roman, von dem er ihm früher ein Stück, das ihm nicht gefallen, in Prosa vorgelesen, habe er jetzt in Romanzen auszuarbeiten sich vorgesetzt.**) Außer dieser Romanzenbearbeitung seines Romans hatte er den Entwurf zu einem Lust-

---

*) Mayer I, 138.

**) Mayer I, 135 ff. Sie sind als zweite, dritte und vierte Romanze bezeichnet. In der zweiten erscheint das von Hugo als Waise angenommene Clärchen als Pflegerin des Gartens; in der dritten spricht diese dem jungen Ritter Hermann, der morgen in die Welt ziehen soll, ihren Schmerz über die Trennung aus; in der vierten räth diesem der ihn begleitende Amor, mit ihm an den Hof der Venus zu ihn, und er fordert ihn auf zum Abendstern (der Venus) zu schwören, worauf von diesem ein Strahl herabschießt, der auf seinem Mantel als Stern haftet. Ohne Zweifel schwebte dem Dichter hierbei das Gedicht Hermanns von Sachsenheim die Mörin (vom Jahre 1453) vor, von welchem er damals wohl nur den Auszug in Reichards Bibliothek der Romane kannte. Der „freie Schwabe" Hermann erzählt dort von sich selbst, wie er seiner Geliebten die Treue gebrochen, auf wunderbare Weise zum Hofe der Frau Venus entrückt, vor Gericht gestellt worden u. s. w. Vgl. Uhlands Schriften II, 220—229.

spiel die Serenade gemacht, an dessen Ausführung er auch dachte, und von dem nach dem Volksbuche des Eginhard entworfenen Drama die Entführung einiges in Prosa ausgeführt. Doch fühlte er sich damals sehr unbehaglich, da er allein von allen Bekannten aus Tübingen nicht fortkommen konnte; seine „unruhige Unthätigkeit“ demüthigte ihn besonders, wenn Jugendbekannte in seiner Vaterstadt eintrafen. „Ich wende mich oft weniger aus Lust und Drang, als um mich aus den Bedrängnissen zu flüchten, zur Poesie“, vertraut er am 9. seinem Mayer. „Die Resultate mögen aber auch darnach sein“, fügt er hinzu. „Es ist vielleicht nicht so übel, wenn der Dichter in seinem Innern etwas zerfällt und ihm das jugendliche Schwelgen in Gefühlen und Reflexionen vergeht, damit er mehr das Aeußere, das Leben ergreife, aber dann muß auch ein Aeußeres, ein Leben da sein, und vor allem muß er selbst ein Dichter sein.“ So hatte er zeitweilen den Glauben an seine eigene Dichtergabe verloren, da es ihm an Lust und einem seine volle Neigung weckenden Stoffe fehlte. Und doch gelangen ihm noch in demselben Monate das echt volksthümliche Lied der gute Kamerad in einer zum Ausdrucke des Schmerzes treffend gewählten fünfversigen jambischen Reimform, in welcher der erste Vers, wie schon 1805 in der Nonne, reimlos blieb, und die gemüthlichen, die Geliebte über Rose und Lilie erhebenden Verse an Sie. Die Bearbeitung der Entführung in Versen unter dem Namen Schildeis fällt in dem Anfang Oktober; das in den Gedichten enthaltene Stück ist am 8. und 9. gedichtet.*) Die Form der spanischen Romanze ist hier ausgeschlossen. Den 11. ward das Ganze vollendet. Am 13. und 14. November dichtete Uhland die zweite Szene seines Tamlan, die in den Ge-

*) Vgl. Keller S. 124. 159 ff. Nach einer Angabe Uhlands (Keller S. 147) wäre die dritte Szene schon am 1. September entstanden. Aber wahrscheinlich verschrieb sich Uhland, wie dies am Anfange eines neuen Monats so häufig geschieht.

dichten unter dem Namen das Ständchen gedruckt ist, doch blieb das Stück zunächst liegen. Dafür wandte er sich von neuem der lyrischen Dichtung zu. Am 20. entstand des Hirten Winterlied, welches das Glück des liebenden Hirten im Sommer gegen den Winter hübsch schildert, am 27. und 28. die etwas breit gehaltene und gezwungene Ballade der Leitstern, und am letzten das wohl auf einer wirklichen Störung bei der Abfassung seiner Dissertation beruhende Lied Schlimme Nachbarin.*) In den Anfang des Dezembers vom 2. bis zum 10. fallen die Distichen Achill, Narciß und Echo und Tausch, auch das Sonett erstorbene Liebe, in welchem der Liebende klagt, daß in ihm und in der früher so glühend geliebten Laura alle Liebe erloschen sei. In diese Zeit oder wenigstens in den Dezember werden auch noch mehrere Gedichte gehören, die Uhland freilich erst im nächsten Monate seinem Mayer nach längerm Schweigen sandte**): neun Distichen zu Narciß und Echo, eines zu Achill und zwei Helene überschriebene (nur in der ersten Ausgabe der Gedichte stand das erste mit der Veränderung von schwächliches in furchtsames), ein Sonett erträumter Schmerz, das sich auf den Verlust der hingeschiedenen Geliebten in eigenthümlicher, etwas gezwungener Wendung bezieht, und die hübsche Kleinigkeit der Liebesbrief. Den 19. schrieb er die noch fehlende erste Szene des Tamlan.***) Noch vor dem

---

*) An Mayer schrieb Uhland am 6. Februar 1810 als „scherzhafte Ansicht" seines unangenehmen Lebens unser Gedicht, nur erhalten wir hier eine andere, ohne Zweifel ursprüngliche Fassung (V. 4 rück' ich keine Seite, V. 5 „Bald spielt mein Nachbar auf der Flöte", V. 6 Und führt mir, V. 7 f. „Bald steht am Fenster beim Filete Die angenehme Nachbarin"), und er fügte hinzu, er sei jetzt freilich so weit vorgerückt, daß er mit der Abschrift der Dissertation anfangen könne.

**) Meyer I, 148 ff.

***) Keller S. 264. 270 ff.

Schlusse des Jahres, am 24. Dezember, gelang dem Dichter die ergreifende Umdichtung eines Volksliedes, der Wirthin Töchterlein. Den 26. entwarf er das prosaische Trauerspiel Benno in drei Auftritten, die er am folgenden Tage ausführte.

In der zweiten Hälfte des Januar 1810 und dem Anfange des folgenden Monats fand sich Uhland wieder sehr dichterisch gestimmt, wenn er auch die Anregung neuer Lebensanschauungen sehr vermißte, welche den in die Ferne gezogenen Freunden so reichlich zu Theil wurde; meinte er ja, dem jungen Dichter sei das Umtreiben in der Fremde das Vortheilhafteste. Doch sei diese Zeit seinem „Treiben in der Poeterei" nicht unnütz gewesen, schrieb er, wenigstens habe er etwas geläufiger die Feder führen lernen; außer vielen kleinen lyrischen Gedichten habe er auch kleinere dramatische Sachen versucht, so ein einaktiges prosaisches Trauerspiel Benno in zwei Tagen gemacht, und sein auf drei Akte berechnetes Drama Tamlan und Jannet bis zur zweiten Szene des ersten Aktes gebracht. Wann die erste Szene des zweiten Aktes gedichtet sei, wissen wir nicht. In der zweiten Hälfte des Januar schrieb er außer den drei Distichen an Apollo den Schmetterling, die Ruinen und die Rosen das schöne Epigramm auf Tells Platte, die er vor vier Jahren gesehen hatte und die frischen, balladenartigen Gedichte der Räuber und das Schifflein. Von der schottischen Ballade der eifersüchtige König in Herders Volksliedern hatte er, wie er schon am 21. meldet, eine leichte dramatische Skizze gemacht. Die Idee sollte sein „Auflösung des Helden mit seiner Geschichte in Poesie, in Sage, gerade in die zu Grunde liegende Ballade". Auf den 1. Februar fällt das Märznacht genannte Distichon, in welchem sich die freudige Gewißheit ausspricht, daß Sturm und Fluth auf den nahen Frühling deuten; zwei Tage später außer dem unbedeutenden Distichon Begräbniß

und dem musikalisch sehr glücklichen Sängers Vorüberziehen die treffliche schauervolle Ballade die Rache. Jetzt aber verstummte die Dichtung bis ihm am 16. und 17. März in der spanischen Romanze und ganz in spanischem Ton der castilische Ritter gelang, der in kleine Lieder zerfällt. Hier haben wir die gewöhnliche Form der spanischen Romanze, daß die geraden Verse männlich, die ungeraden weiblich auslauten. Das Umgekehrte war im Sieger (S. 32) der Fall.

Am 1. April konnte Uhland endlich seine Dissertation abgeben, die ihn so sehr belästigt hatte; zwei Tage später fand die Promotion statt, und so stand seiner längst ersehnten Reise nach Paris, wo er nach des Vaters Wunsch das französische Recht und Rechtsverfahren näher kennen lernen sollte, während ihn selbst seit lange die reichen Schätze der großen Bibliothek anlockten, kein weiteres Hinderniß mehr entgegen. Am 10. Mai erwiederte er von Karlsruhe aus, wo er den alemannischen Dichter Hebel kennen gelernt hatte, die freundliche Einladung des romantischen Dichters de la Motte Fouqué, an der Zeitschrift Pantheon Theil zu nehmen, mit der Sendung einiger, von ihm selbst besonders bevorzugten Gedichte, der Ballade das Schifflein und zweier ältern Lieder, seliger Tod (1807) und des Hirten Winterlied (1809), auch wohl mehrerer andern, aus denen er auswählen möge; nur die genannten erschienen später im Pantheon. „Das Schicksal hat mir vielleicht meinen Platz besser angewiesen, als ich es selbst gethan hätte", äußerte er dabei. „Als ich vor einiger Zeit eine Sammlung meiner Lieder herausgeben wollte, fand ich keinen Verleger; dagegen fand ich in Journalen u. dgl. freundliche Aufnahme, und scheine so bestimmt zu sein, nicht als einzelne Stimme vorzutreten, sondern nur in den Chor des deutschen Gesanges einzustimmen. Dennoch wünschte ich mir durch die Einrückung meiner Gedichte ins Pan-

theon nicht die Befugniß zu benehmen, nach einiger Zeit eine Sammlung herauszugeben." In Paris wurden Goethe und Shakespeare gelesen, mit Immanuel Bekker spanische Dramen, ja auch, obgleich ihm die Sprache noch fremd war, Camoens. Indessen ruhte auch die eigene Dichtung nicht ganz. Am 11. Juli dichtete er in der spanischen Romanzenform den nächtlichen Ritter, sechzehn Tage später die tiefergreifende Ballade der Rosenkranz. Als im Herbste die Bibliothek wieder geöffnet wurde, nahmen die altfranzösischen Dichtungen fast alle seine Zeit in Anspruch. Nach einem französischen, wie es scheint, von Chamisso überlassenen Volksliede*) übersetzte er am 26. September die Königstochter, wobei er sich der Freiheiten des deutschen Volksliedes bediente (lan, han für lassen, haben und freiere Wortstellung). Derselbe Monat hatte vorher schon die hübsche, den echten Volkston anstimmende Ballade das Reh, das Distichon Amors Pfeil und das reimlose Gedicht Schicksal gebracht. Am 4. Oktober entstand das Lied das Ständchen, der erste der Sterbeklänge, wo das sterbende Mädchen Engelsstimmen zu vernehmen glaubt. Den 13. Nachts um 10 Uhr dichtete Uhland im Palais royal die Ballade Graf Eberhards Weißdorn in Strophen von dreifüßigen Jamben. Daß sie als Prolog zu seiner Bearbeitung altfranzösischer Gedichte bestimmt gewesen**), wäre nur dann denkbar, wenn sie einen andern Schluß gehabt, worin der Dichter angedeutet, er habe den in Paris gepflückten Zweig mitgebracht und auf deutschen Boden verpflanzt. Auf den 19. und 21. fällt die Uebersetzung zweier Abenteuer des Grafen Richard Ohnefurcht***), auf den 22. die der Legende

*) Vgl. P. Eichholtz Uhlands französische Balladen auf ihre Quellen zurückgeführt (1874) S. 12. **) Vgl. Mayer I, 175.

***) Vgl. Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage VII, 662. VIII, 180 ff. Eichholtz, S. 13 ff.

von der Kirche St. Michael vom Berge nach der altfranzösischen Reimchronik von Richard Wace Le Romande Rou et des ducs des Normandie, beide in vierfüßigen männlich oder weiblich auslautenden gereimten Jamben. Sieben Tage später berichtet er Fouqué, unter den altfranzösischen Dichtungen, mit denen er sich jetzt am liebsten beschäftige, habe er „eine Reihe normännischer Kunden" von eigenthümlicher Trefflichkeit aufgefunden und bereits einige übersetzt, eine, die er als Volksroman getroffen, in Balladenform zu bearbeiten begonnen, und er wünschte überhaupt eine Sammlung von Uebersetzungen und Bearbeitungen altfranzösischer Dichtungen zusammenzubringen; denn die durch unangemessene Weitschweifigkeit entstellten wolle er, von der schlechten Einkleidung befreit, in einem Gewande geben, in welchem sie sich frei bewegen könnten. Von einer größern Dichtung, Wilhelm von England, die Aehnlichkeit mit dem Octavianus hatte, aber in originellem Geiste aufgefaßt sei, rein poetisch, kindlich phantastisch, wünschte er sehr eine Abschrift mitzubringen, um sie übersetzen zu können. Ob andere seine Begeisterung für diese Gedichte theilen würden, wisse er nicht, ja er selbst werde zuweilen irre, wenn er so die schlichten Worte stundenlang abschreibe, aber wenn ihm dann die Dichtung unter die Bäume und in den Mondschein nachwandle, wie ein seinen Grabstein verlassender Geist, dann könne er nicht glauben, daß es nur selbstsüchtiges Wohlgefallen an eigenem Treiben sei, was ihn so mächtig überströme, so sein eigenes Dichten verschlungen habe. Von eigenen Gedichten brachte das Spätjahr nur zwei, beide in dem seiner Dichtung meist günstigen November, die frei nach dem genannten Roman von Wace gebildete Ballade die Jagd von Winchester, und das durch einen Traum veranlaßte Sonett Todesgefühl. Freund Kerner hatte unterdessen den Gedanken an einen schon im nächsten März erscheinenden schwäbischen

Musenalmanach auf das zweitfolgende Jahr gefaßt, bei dem er auch auf Uhland und dessen Verwendung rechnete. Als letzterer am 19. Dezember Fouqué zu Beiträgen aufforderte, bemerkte er: „Es ist gewöhnlich, daß die Erstlinge junger Dichter unbemerkt bleiben, wie überhaupt die gebildete Welt so manche Erscheinung des Morgens verschläft, oder daß sie mit Kälte aufgenommen werden, indem man rügt, was ihnen an künstlerischer Sicherheit abgeht, und unbeachtet läßt die jugendliche Frische, die Reinheit, die Heiligkeit des Gefühls, die nur wenigen Jahren oder gar Monden der Jugend eigen ist, ähnlich der ersten zarten Frühlingsgrüne der Wälder." Er selbst beschäftige sich in Paris mehr mit der Poesie der alten guten Zeit. Die altfranzösische Poesie sei herrlich, wenn man, was ihm leider zu spät gelungen, zu ihrem eigentlichen Kerne dringe, der Heldenpoesie, die bald nur in einzelnen, aber mächtigen Kunden erscheine, bald sich zum wahren Epos gebildet habe. Eine Reihe normannischer Kunden habe er zusammen gebracht, jetzt sei er mit den fränkischen, von Karl dem Großen, seinen Pairs und ihren Geschlechtern beschäftigt, die einen wahrhaft epischen Cyclus bildeten, den er aber, weil es ihm an Zeit fehle, nicht ganz umfassen könne. Doch auch seine eigene Balladendichtung verstummte nicht völlig. In den Anfang des Jahres 1811 fallen die den echten Volkston treffende Ballade der Ring und die in ganz eigenthümlicher Weise mit des Sängers Liebesglück endende die drei Schlösser, letztere in demselben Versmaße wie die Bearbeitungen altfranzösischer Dichtungen, nur daß alle Verse weiblich auslauten.

Am 25. Januar verließ der deutsche Dichter Paris, wo er Chamisso kennen gelernt, auch Varnhagen wiedergesehen hatte. In Tübingen, wohin er am 14. Februar zurückkehrte, stellte sich sogleich der dichterische Trieb wieder ein, worauf der Wunsch, zu Kerners Musenalmanach einiges Neue zu liefern, mit einwirkte. Am 21.

begann er die deutsche, der französischen von Richard Ohnefurcht ähnliche Geschichte vom Junker Rechberg in einer am Ende launig gewendeten Ballade zu bearbeiten, die er freilich erst am 2. März abschloß. Inzwischen hatte er aus der altfranzösischen Dichtung Roman de Viane, ein größeres Stück, die Unterredung Aldas mit Roland bei der Belagerung der Stadt, bearbeitet, und zwar in einer eigenen, dem zu Grunde liegenden Gedichte nachgebildeten Reimart.*) Mit dem Aufsatze über das altfranzösische Epos, zu dem diese und die weitern Uebersetzungen aus dem Heldengedichte von Viane gehörten, konnte er nicht zum Abschlusse kommen. Den 1. März dichtete er das die Sehnsucht nach dem Wiedersehen der Geliebten launig bezeichnende Sonett Vorschlag. Am 10. April schrieb er die Ballade Harald und um dieselbe Zeit den Gesang der Elfen um das zu ihrem Tanze zu raubende Mädchen; beide, für das unvollendete Drama Tamlan bestimmt, zeigen die große Leichtigkeit, welche Uhland in dieser Dichtart sich erworben. Das anmuthige Theelied wurde am 15. durch Frau Prof. Schrader veranlaßt. Drei Tage später schrieb er an Fouqués Freund den Romantiker Graf von Löben, der sich als Dichter unter dem Namen Isidorus Orientalis bekannt gemacht hatte: „Mein Streben geht dahin, mich immer fester in ursprünglich deutsche Art und Kunst einzuwurzeln, der wir leider so lange entfremdet waren. — Mir kam es diesem nach zu, in Bild, Form und Wort mich der größten Einfachheit zu befleißigen, sollte sie mir auch den Vorwurf der Trockenheit zuziehen, die einheimischen Weisen zu gebrauchen, vater-

*) Vgl. Uhlands Schriften IV, 343 f. Die weitern Proben stehen daselbst S. 373—406. In größern oder kleinern Abschnitten assoniren alle (sämmtlich vierfüßige jambische) Verse zusammen, der Reim bildet eine seltene Ausnahme; an den Schluß jedes Abschnitts tritt ein dreifüßiger weiblich auslautender Vers, der weder assonirt noch reimt.

ländischer Natur und Sitte anzuhängen, mir unsere ältere Poesie, und zwar unter dieser wieder die wahrhaft deutsche, zum Vorbild zu nehmen. — Phantasie ist das Element der spanischen Poesie, Gemüth das der deutschen. — Das Gemüth aber liebt die unmittelbarsten Laute und weiß das einfachste Wort zu beleben. — Es ist ein treffliches altes Sprüchwort: „Schlicht Wort und gut Gemüth ist das echte deutsche Lied.“ — Die südlichen Sprachen sind etwas für sich, ein schöner Klang; die deutsche existirt nur durch den inwohnenden Geist. Darum existirt z. B. ein deutsches Sonett bloß durch diejenigen Gegensätze, Aufgaben und Auflösungen, welche die innere Form des Sonetts ausmachen, und unser Sonett ist mehr malerisch als musikalisch. Hierdurch hört das einfache Sonett zugleich auf, ein leichtes Spiel zu sein, es wird zum besonnensten Kunstwerk. Ohnedies sind die mechanischen Schwierigkeiten bei uns unleugbar. Zwang aber und Seltsamkeit in einzelnen Wendungen heben wieder die Harmonie des ganzen Gedichtes auf, und so entziehen sich jene Gedichte bei uns dem allgemeinen Gebrauch; im Süden sind sie Blumen, bei uns Juwelen.“ Am 29. und 30. versuchte er sich wieder in dieser Form und schrieb, durch den Frühling angeregt, die Liebessonette Öder Frühling und die theure Stelle. Gleichzeitig scheint das von den Gedichten ausgeschlossene Sonett Madonna della Sedia; er hatte Raphaels herrliches Gemälde in Paris gesehen.*) Auch eine neue Szene der Francesca gelang ihm und am 8. April die freilich nicht bedeutenden sechs in besonderer Verschlingung reimenden Verse Lob des Frühlings (Frühlingslieder 5), aber die lyrische Stimmung war bald wieder gewichen. Bereits am 5. schreibt er an Mayer, er sei ziemlich verstimmt und fühle sich so recht wieder in die alte Bangigkeit

*) Mayer I, 177. Kaum dürfte das Sonett in Paris entstanden sein.

(wie vor der pariser Reise) verstrickt, besonders durch seine erste juridische Arbeit, die ihm tausend Skrupel mache. Aber „gewaltsam und instinktmäßig" drang zuweilen unter den ganz fremdartigen Beschäftigungen die Poesie hervor. So verfiel er schon damals auf das Märchen von Dornröschen. An Kerners Musenalmanach, für den er, Mayer und dessen gleichfalls dichterisch begabter Bruder August einzelne Abtheilungen abschrieben, nahm er eifrigen Antheil. Um diese Zeit kam ihm von der Hagens Ausgabe des Heldenbuches zu, das er verschlang; „die äußerste Objektivität und der durchgängige treue deutsche Sinn" zogen ihn besonders an.

Erst nach der Mitte Juni regte sich wieder seine eigene lyrische Stimmung. Dem 19. gehört das wehmüthige Lied das Thal an. Auch übersetzte er um diese Zeit, wie er am 3. Juli an Meyer schreibt, ein französisches und ein spanisches, aus zwei Romanzen bestehendes Gedicht. Besonders ergiebig war der Juli. Am 5. dichtete er die Romanze Sankt Georgs Ritter, in welcher nur der erste Theil nach einer spanischen Sage gebildet ist. Hier kam wieder die spanische Romanzenform zur Anwendung, in abwechselnd weiblich und männlich auslautenden Versen (die ungeraden sind reimlos, die geraden assoniren auf a), am 7. das düstere Lied Nachtreise (das fünfte der Wanderlieder). Höchst bedeutend ward das am 12. nach der ihm lange vorschwebenden Sage vom Dornröschen begonnene Märchen, eine allegorische Darstellung des Wiedererstehens der deutschen Dichtung, das er aber erst einen vollen Monat später vollenden konnte. Vom 18. August an folgten wieder vier liederreiche Wochen, welche das zweite und siebente der Wanderlieder, die sechs Sonette Vermächtniß, die zwo Jungfrauen, der Blumenstrauß, Petrarca, Entschuldigung und Schlußsonett, in denen Uhland diese Klangform zum Ausdruck eines sinnigen Gedankenspieles zu verwenden suchte, und die Krone von allen, die

herrliche Romanze Roland Schildträger, im Versmaße der Balladen vom treuen Walther (S. 11), brachte.

Unterdessen war nicht allein der poetische Almanach für das Jahr 1812. Besorgt von Justinus Kerner erschienen, sondern auch die Freunde bereits mit der Sammlung eines neuen beschäftigt. Er brachte von Uhland unter dessen vollem Namen 27 Gedichte, von denen die Ballade der verlorene Jäger*) nicht in die Gedichtsammlung überging, und die vier altfranzösischen Gedichte, dann unter dem Namen Volkers, des Sängers in den Nibelungen, 7 Balladen und Liebeslieder, nebst dem dramatischen Anfange Schildeis, endlich, —d unterzeichnet, die Legende Casilda aus einer spanischen Erzählung und Sankt Ildefons aus dem König Wamba des Lope des Vega, beide später nicht aufgenommen. Auch Kerner, Köstlin, Varnhagen, Fouqué, Hebel u. a. hatten schöne Beiträge beigesteuert, so daß die schwäbischen Dichter sich ihres Musenalmanachs wahrhaft freuen durften. Sonderbar war die Eintheilung in die Abtheilungen: „Blumen. Romanzen. Jahres- und Tageszeiten. Wanderung, Jagd, Krieg. Wehmuth und Liebe. Gesang. Sonette und Distichen. Lieder von Helmina (von Chezy). Gedichte von Fr. Kölle. Altfranzösische Gedichte, übersetzt von L. Uhland. Dramatische Dichtungen." Der verdiente Beifall fehlte diesem schwäbischen Musenalmanach nicht. In dem weimarer „Journal des Luxus und der Moden" ward die Gabe dieser vierundzwanzig größtentheils jüngern Dichter und Dichterinnen freundlich begrüßt. Sei auch einiges zu tändelnd, im Ganzen wehe in diesen Gedichten ein kräftiger, freudiger Geist, und sei zu wünschen, daß die beiden streitenden Parteien auf unserm verwildernden Parnaß diesen Musenalmanach als ein Wort des Friedens annehmen möchten, wenn auch

*) Mayer I, 205 f.

manches zu sehr der romantischen Schule anzugehören scheine. Vorzügliche Gedichte hätten Hebel, Conz, Uhland und Amalia (Weise) geliefert, mehrere andere nicht unbekannte und neue Dichter manches Schöne.

Fühlte sich auch der junge Dichter im Spätjahre sehr vereinsamt, so verstummte seine Dichtung doch nicht. Aus dem Oktober ist uns ein Gedicht auf ein Thal bei Heilbronn bekannt geworden, das er vor kurzem mit jungen Freunden besucht hatte.*) Der November brachte vier neue Wanderlieder, das lustige Lied vom weißen Hirsch, die das Schwinden aller Freuden der Erde in einem der deutschen Sage entnommenen Bilde vorausschauende Ballade Traum in dem Versmaße des guten Kameraden und das Sonett auf Kerners neueste Lieder; doch klagte er, es fehle seinem Dichten jetzt der Zusammenhang, die bestimmte Richtung, ein herrschendes Prinzip, was ihm besonders im Gegensatz zu den letzten Liedern Kerners auffalle, in denen Wald und Waldleben die Einheit bildeten. Advokatengeschäfte zerstreuten und verstimmten ihn. Im Dezember wurde er durch Lessings Beschreibung des Klosters Hirschau zu zwei Strophen veranlaßt**), denen eine Beschreibung des Klosters vorhergehn sollte.

Der Anfang des einen Umschwung der Weltgeschichte in seinem Schoße tragenden Jahres 1812 war für Uhlands Dichtung ergiebig. Vom 1. bis zum 9. Januar entstanden außer einem längern Trinkliede und einem unbedeutenden Zimmerspruche, die beide wohl äußerer Veranlassung ihren Ursprung verdanken, zwei schöne Balladen, Siegfrieds Schwert und die auf eigener Dichtung beruhende, an die frühere Wallfahrtskirche anknüpfende, den Drang

---

*) Vgl. Mayer I, 194.
**) Vgl. Notter 116 f.

einer nach höherer Beruhigung sich sehnenden Seele so innig erfassende und darstellende verlorene Kirche. Auch jetzt wieder hatte er seine Gedichte vergeblich zum Verlag angeboten. Kerner meinte freilich, es sei noch zu früh mit einer selbständigen Sammlung hervorzutreten, während Varnhagen eine solche gerade an der Zeit zu sein schien. Freund Bekker wollte gar von allen seinen Liedern, Balladen und Sonetten nichts wissen, sondern drang auf die Vollendung seiner Bearbeitungen und Uebersetzungen altfranzösischer Gedichte. Ende Januar rang sich wieder eine neue vortreffliche Ballade, König Karls Meerfahrt, aus der Seele des Dichters; gleich darauf sang er die leichten Rebenblüte überschriebenen Verse, die sich im Nachlasse fanden, dichtete auch die sechs die Sehnsucht nach Beruhigung aussprechenden Strophen Ruhethal, in einer eigenthümlichen bezeichnenden Reimform, da der erste und letzte Vers reimen, die übrigen paarweise. Es waren damals traurige Tage; der Ausmarsch der würtembergischen, von Napoleon gegen Rußland beorderten Regimenter stand bevor und bekümmerte jedes deutschgesinnte Herz, das auch keinen treuen Freund in den traurigen Kampf ziehen sehn mußte, wie es bei Uhland der Fall war; war ja selbst der dichterisch begabte August Mayer durch königliche Willkür zum Dienste gepreßt worden. An Freund Kerner, der damals in düstere Schwermuth versunken war, schrieb er: „Glaube ja nicht, daß du allein der Traurige bist und daß jene Schmerzen dir allein gehören. Welches edle Gemüth kennt sie nicht? Es ist die himmlische Flamme, die ihr irdisches Leben zu Asche gebrannt hat, ängstlich nach Brennstoff umherflackert und ihn aus den Höhen saugen will. — Nein, laß uns nicht sterben! Wenn uns kein Handeln vergönnt ist, so laß uns leiden und dichten!“

Der Beginn des Frühlings erweckte auch Uhlands dichterische Stimmung. Gerade am 21. März erschollen sein dem Liebchen gelten-

des Jägerlied und die gemüthlichen Lenzklänge Frühlingsruhe, Frühlingsahnung und Frühlingsglaube. Auf den folgenden Tag fällt die in altdeutscher Weise gedichtete Ballade Jungfrau Sieglinde, in welcher die Versform, daß auf vier abwechselnde Reimverse drei unmittelbar auf einander reimende folgen, bezeichnend ist, da gewöhnlich der siebente Vers auf den vierten reimt oder reimlos ist. In den drei weiblichen Reimen klingt die Strophe weich ohne bindenden Schluß aus. Dann aber ruhte die Dichtung wieder bis zum Mai. Nachdem er am 12. endlich den Aufsatz über das altfranzösische Epos nebst den Proben abgesandt hatte, dichtete er am 17. das nicht recht fließende Sonett an den Unsichtbaren, zwei Tage später das sehr gelungene launige Frühlingskritik, das nur nicht an den Schluß der Frühlingslieder als Frühlingslied des Rezensenten hätte gesetzt werden sollen. Gleichzeitig ist auch die launige Glosse auf vier tieckische Verse der Rezensent, wohl Uhlands erster Versuch in dieser Dichtform. Am 24. sang er aus voller Seele das herrliche Lied freie Kunst, in welchem sich seine innerste Ueberzeugung, daß die Dichtergabe nicht auf wenige beschränkt und sie besonders der frischen Jugend eigen sei, innig ergoß. Reich und prächtig floß der Strom der Balladendichtung im Juni, wo er durch seine Beschäftigung mit der Geschichte der provenzalischen Dichtkunst getrieben wurde, die tiefe und schmerzliche Liebe der Sänger in ernsten Bildern zu schildern. Den Eingang der Sängerliebe dichtete er am 12.; konnte er auch den am folgenden Tage begonnenen Rudello nicht zu Ende führen, so gelangen ihm dagegen am 14. das Lied vom galicischen Sänger Don Massias, und am 14. vollendete er die Feier der ihm lang im Herzen lebenden Treue des Castellans von Coucy. In den Juni fällt das kleine gefühlvolle Lied an einem heitern Morgen nach langer Regenzeit. Er hatte unterdessen mit seinem Freunde Schwab einen neuen Musen-

almanach zusammengestellt und abgeschrieben, der bei Frau Campe in Hamburg erscheinen sollte. An Fouqué hatte er schon vorher mehrere Gedichte, unter ihnen auch Sonette, geschickt, in dessen Musen nur Siegfrieds Schwert, das traurige Turnei und der Traum erschienen, dann auch der Aufsatz über das altfranzösische Epos nebst den Proben. Die nach 1843 ausgeschlossene Ballade das traurige Turnei ist eine etwas seltsame Dichtung in gewöhnlichen vierversigen jambischen Strophen (sie beginnt: „Es ritten sieben Ritter frei"), wo die Ritter die Tochter des Königs, der zu Ehren das Turnier gehalten werden soll, „die holde Adelheid", todt finden. Drei Ritter, Degenwerth, Walter und Adelbert, werden redend eingeführt. Der letztere setzt es durch, daß sie um den Rosenkranz des Hauptes der Geliebten und ihren Ring kämpfen. Die übrigen sechs fallen, er selbst ist auch verwundet, hat aber noch so viel Kraft, daß er den Rosenkranz und den Ring sich nehmen kann, worauf er zur Erde fällt „bleich und todt, so bleich wie seine Holde". Der König läßt die Gefallenen alle begraben, „Herrn Adelbert mit seiner Adelheide", worauf die Ballade schließt:

Die liegen zusammen in kühler Erd',
Ein Stein bedecket beide.

Unsern Dichter drückte damals außer den traurigen Zeitverhältnissen seine eigene betrübte Lage. Am 10. September schrieb er an Mayer: „Mein Gesuch um eine Prokuratur bei dem hiesigen Tribunal ist allergnädigst abgeschlagen worden. Ich habe daher auch keine Aussicht, hier eine ordentliche Praxis zu bekommen. Gedichtet habe ich schon lange nichts mehr." Erst Ende November kehrte der dichterische Trieb zurück; er schrieb am 30. die launige Romanze vom kleinen Däumling, in dem Heldentone der spanischen Romanze, darauf am 10. und 12. Dezember den herrlichen Taillefer nach der normännischen Chronik von Wace in Strophen aus vier

unmittelbar auf einander reimenden fünffüßigen jambischen Versen mit häufiger Anwendung des Anapästes.

Am 16. Dezember siedelte er, da er seine juristische Thätigkeit durch die Verweigerung der Prokuratur gehemmt sah, als zweiter Sekretär im Justizministerium mit sicherer Aussicht auf baldige Besoldung nach Stuttgart über, wie wehe es ihm auch that, durch den seine meiste und beste Zeit in Anspruch nehmenden Dienst der Dichtkunst und dem gründlichen Studium der alten Poesie entzogen zu werden. Mochte er auch tief den Verlust so mancher Würtemberger und anderer Deutschen, die Napoleon nach Rußland hatten folgen müssen, empfinden (sein Freund Harprecht hatte ein Bein verloren, von August Mayer hörte man nichts), zu einer vaterländischen Begeisterung konnte er sich nicht aufschwingen, da der König von Würtemberg an Napoleon festhielt. Am 20. Januar 1813 schrieb er an Mayer, gedichtet habe er in Stuttgart noch nichts, doch werde ihm die Poesie in dieser äußern Abgeschiedenheit von ihr gewissermaßen innerlich klarer und lebendiger, wie es oft bei entfernten Freunden der Fall sei. Aber neun Tage später begann er die Stanzen Gesang und Krieg (das erste der beiden jetzt so bezeichneten Lieder), die er freilich erst am 3. Februar vollenden konnte. Dieser Herzenserguß des Gefühles, daß auch im bald wiederkehrenden Frühlinge trotz des fürchterlich drohenden Krieges die frische Liederdichtung nicht verstummen dürfe, war eigentlich zum Vorworte des neuen Musenalmanachs bestimmt, der jetzt, da die Verlegerin der Kriegszeiten wegen den Druck abgelehnt hatte, unter dem Namen deutscher Gedichte Frühling in Tübingen erscheinen sollte. In der Zwischenzeit, am 30. Januar, dichtete er das Sonett Geistesleben, das er dem aus dem Grabe zur Geliebten eilenden Liebenden, den man von ihr verbannt hatte, in den Mund legt. Preußens begeisterte Erhebung zum Freiheitskampf und Kutusows Aufruf aller deutschen

Stämme zur Bekämpfung des Welteroberers konnte in Uhlands gedrückter Seele nur ferne Hoffnungen erregen, denen er keinen dichterischen Ausdruck zu geben vermochte; blieb ja sein König, der sich seiner Stände frevelhaft entledigt hatte, auf der Seite des Gegners, und je blutiger die Entscheidung ward, um so mehr Opfer von Würtembergs edlen Söhnen forderte der Deutsche gegen Deutsche treibende Krieg. Am 24. April schrieb er an Mayer, er fühle sich einsam, da er von seinen stuttgarter Freunden abgeschlossen sei; denn der Vorschlag seiner Aufnahme in das größtentheils aus frühern Universitätsbrüdern bestehende Schattenkränzchen sei nicht durchgegangen. Dieses versammelte sich in dem auf dem Marktplatz ausmündenden in der äußerst schmalen Bandgasse gelegenen alterthümlichen Gasthofe zum Schatten. Der Grund zur Ausschließung lag wohl darin, daß man Uhland nicht für deutschgesinnt hielt, einzelne gar in dem Beamten einen Verräther fürchteten; denn daß die Mitglieder von begeisterter Liebe zum deutschen Vaterlande erfüllt waren und für dessen Befreiung schwärmten, ergibt sich aus einem spätern von heiterm Brüdersinne durchwehten Gedichte Uhlands auf das Schattenkränzchen, wo es heißt:

Wie träumten wir so gerne
Vom heilgen Rettungsstreit,
Vom nahen Freiheitssterne,
Von einer goldnen Zeit.*)

Auch das Theater zog ihn damals nicht an. „Manchen Abend bin ich einsam im Wirthshause", schreibt er, „und unterhalte mich

*) Sonderbar setzt Notter (S. 149) das Gedicht eben dieser Stelle wegen vor die Schlacht bei Leipzig, da sie doch nur auf die vergangene Zeit geht. Eine Zeitbestimmung für dieses Lied läßt sich eben so wenig geben als für das lustige Gedicht, welches Uhland als Schattenwirth an Schotts Geburtstag (den 30. April) sprach (Notter S. 148 f.). Frühestens könnte dies 1814 fallen.

mit dem Hunde des Wirths. Gedichtet, nämlich entworfen, habe ich hier mehreres, aber zur Ausführung komme ich so wenig als zum Briefschreiben." Er legte dem Freunde das beabsichtigte Vorwort zum Almanach bei. „Diese Verse passen aber nicht mehr für den jetzigen Krieg", bemerkte er; „auch soll das Buch einen andern Titel bekommen. Die Zeitumstände schieben seine Erscheinung immer weiter hinaus." Von den gewaltigen Kämpfen der Zeit kein Wort! Der Almanach erschien endlich doch während des blaswitzer Waffenstillstandes, nachdem er die Censur überstanden hatte, als deutscher Dichterwald von Justinus Kerner, Friedrich Baron de la Motte Fouqué, Ludwig Uhland und andern. Er brachte 22 mit freie Kunst beginnende, mit dem Märchen endende Gedichte unter Uhlands Namen, vier Volker unterzeichnet (Zimmerspruch, Trinklied, der Wirthin Töchterlein und Harald), ebenso viel (Maiklage, das Thal, des Dichters Abendgang und Theelied) mit der Chiffre —d. Spindelmann der Rezensent erschien mit vier Liedern, von denen zwei Kerner angehören, von Uhland Frühlingskritik (später Frühlingslied des Rezensenten) und die Glosse der Rezensent. Als er am 23. Mai vom Begräbniß seines Oheims des Pfarrers Hofer in Schmiden bei Kannstadt zurückkehrte, dichtete er die anmuthig das Gefühl des Werthes des Hingeschiedenen bezeichnenden Verse auf den Tod eines Landgeistlichen, die er seiner Mutter erst im Oktober mit der Bemerkung sandte, er habe seitdem keinen Vers mehr gemacht; kämen ihm auch manchmal Ideen zu Gedichten, so habe er doch weder Zeit noch Ruhe zur Ausführung. Sein Leben hatte sich unterdessen dadurch freundlicher gestaltet, daß er in das Schattenkränzchen aufgenommen worden war, wo das Gefühl für Deutschlands Befreiung mächtig angefacht wurde.

Nach dem großen Völkersiege war der König von Würtemberg

freilich am 2. November dem Bunde gegen Napoleon beigetreten, aber im Herzen blieb er dem Feinde Deutschlands zugethan, und so erklärte er sich auch gegen die Bildung einer Landwehr. In eine solche einzutreten, schrieb Uhland am Ende des Jahres seiner um ihn besorgten Mutter, würde eine wahre Beruhigung für sein ganzes künftiges Leben sein; habe sie selbst ja im Gefühl des bisherigen schmählichen Zustandes von Würtemberg geäußert, sie würde, wenn es auf die Befreiung ankäme, ihren Sohn nicht zurückhalten. Vor der Hand sei zu erwarten, was der Himmel füge; die Fortschritte der Verbündeten und die sonstigen Nachrichten aus Frankreich machten sogar einen baldigen Frieden nicht unwahrscheinlich. Erst als die siegreichen Heere über den Rhein gingen, kehrte die lyrische Stimmung bei Uhland zurück. Am 9. Januar entstand die etwas lose schließende, heitere, lebhaft bewegte Ballade Graf Eberstein, in welcher die ganz eigenthümliche Theilung des dritten auf den vierten reimenden Verses in zwei unter sich und mit diesem reimende von bezeichnender Wirkung ist. Am 26. ward für Friedrich Knapp und dessen geselligen Kreis das heitere Metzelsuppenlied gedichtet, zwei Tage später das tief Empfundene, zur Weihe seiner Gedichtsammlung bestimmte Lied an mein Vaterland, worin er so rührend klagt, daß seine Lieder nichts gegen die großen Leiden so vieler im heiligen Kampfe für das Vaterland seien, und das herrliche Lied eines deutschen Sängers, welches auch seinen Gesang jetzt in des Vaterlandes Dienst stellt und als höchsten Gegenstand desselben des deutschen Volkes Sieg bezeichnet. Das an demselben Tag begonnene, erst den 1. Februar vollendete zweite der Lieder Gesang und Krieg feiert die Sänger, die für das deutsche Vaterland gestorben (Seckendorf*) und Körner) oder gekämpft (Fouqué).

*) Leo von Seckendorf war 1809 als Hauptmann der wiener Landwehr dem hillerschen Armeekorps gefolgt und schwer verwundet in einer Scheune verbrannt.

Den 4. dichtete er mit Anspielung auf den Blücher gegebenen Namen Marschall Vorwärts sein die ganze Welt zum Bunde gegen Frankreich aufrufendes Vorwärts! Noch immer hatte Würtemberg keine Landwehr; freilich war endlich der Landsturm für die Zeit der Noth gesetzlich bestimmt, aber man hatte dafür gesorgt, wie Uhland seiner Mutter spottend schrieb, daß kein Unglück mit den Gewehren geschehe. Die Kunde von dem am 1. März geschlossenen Bündnisse zu Chaumont ließ dem Dichter seine Freude, daß kein Bruch unter den Verbündeten die heilige Sache des Vaterlandes und der Freiheit wieder schädige, in dem Siegesbotschaft überschriebenen Liede feiern.

Den Triumph des vollen Sieges zu feiern vermochte unser Dichter nicht; er fühlte sich dadurch zu tief bewegt und mochte nicht jubeln über das, wozu er selbst nichts beigetragen, was nur seine innigsten Wünsche ersehnt hatten. Die Dichtung ruhte jetzt wieder ganz, wenn sie nicht einmal durch persönliche Beziehung auf eine besondere Veranlassung hervorgerufen wurde. Seine eigene mißliche Lage verstimmte ihn bitter, da man die verheißene Besoldung ihm noch immer vorenthielt; auf seine Eingabe vom 10. Mai abschläglich beschieden, hielt er es für eben so unwürdig als unnütz, sich länger hinhalten zu lassen, und so kehrte er zur Advokatur zurück, die ihm bei allem Fleiße, da er für Prokuratoren arbeiten mußte, nur ein kaum genügendes Einkommen brachte, doch blieb er in Stuttgart, wo er an dem Prokurator Albert Schott und dem Ministerialsekretär Roser herzinnige Freunde besaß. Am 16. Mai traf ihn ein schwerer Schlag: sein Freund, der talentvolle Zeichner Karl Gangloff, an dessen genialen Entwürfen sich Uhland noch vor wenigen Wochen gefreut hatte, erlag am 25. Mai im fernen elterlichen Hause einem Nervenfieber. Seinem Andenken widmete der Dichter am 1. Juni die drei, wenn auch nicht mit vollem dichterischen Geiste

durchhauchten Sonette auf seinen Tod, die sinnig drei von dessen neuesten Schöpfungen mit seinem Hinscheiden in Verbindung bringen. Das Mißgeschick, das ihn selbst auf Tritt und Schritt verfolgte und ihm die Erreichung auch des bescheidensten Wunsches in Bezug auf seine äußere Stellung versagte, stellte er launig in der vom 3. bis 6. Juni gedichteten Ballade Unstern dar. Am 11. dichtete er das hübsche Lied auf eines Dichters Kind, auf Kerners im vorigen Jahre geborene Rosamaria, die ihr Vater als „sehr gesund, wild, auch sehr blühend und hell rosenroth" bezeichnet; er schrieb sie wohl auf einem Ausfluge zum Freunde oder bald darauf. Obgleich er zur Advokatur und zum Gelderwerb kein Talent hatte, mußte er doch zunächst sich diesem Berufe widmen, um keiner weitern Vorschüsse von Seiten des Vaters zu bedürfen. Um diese Zeit machte er die Bekanntschaft des Curators der Universität Tübingen Herrn von Wangenheim, der ihn aufforderte, die schönen Sonette auf Gangloffs Tod mit einer nähern Nachricht über den hingeschiedenen Künstler in dem weimarer Journal für Literatur, Kunst und Moden abdrucken zu lassen. In die unangenehmen juristischen Arbeiten, zu denen es ihm an Leichtigkeit und Lust fehlte, drängte der dichterische Trieb sich manchmal gewaltsam ein. Am 15. Juni wurde das dramatische Gedicht normännischer Brauch entworfen, ohne daß er damals zur Ausführung sich gestimmt gefühlt hätte. Es war nach langer Zeit der erste neue Versuch einer Dramatisirung. Vielleicht dichtete er auch in dieser Zeit den von bester Laune zeugenden Anfang seiner dramatischen Darstellung der Sage von Karls des Großen Aufenthalt in Jerusalem.*) Neun Tage später fällt das Distichon die Götter des Alterthums; am 25. und 26. entstand die zweite launige Glosse, der Roman-

*) Vgl. Keller S. 313 ff.

tiker und der Rezensent, wieder nach Versen Tiecks, am 28. das lustige Gespräch Hans und Grete. In den Juli gehören die beiden glücklich gedachten und fein ausgeführten Liebesklagen, der Student und der Jäger; die letztere ward den 17. beendigt. Der nach seiner verschwundenen Geliebten umherstreifende Student Claros von Salamanka und der von Liebe zu einer reichen Besitzerin ergriffene Jäger stammen aus seinem Lustspiel die Serenade (S. 35). Am 26. gelang ihm auch die Vollendung der letzten der Balladen der Sängerliebe, Dante, und am folgenden Tage die zweite Durand, wogegen die erste, der 1812 begonnene Rudello, erst am 14. August zum Abschlusse gelangte. Diesem schloß sich am 20. und 21. die dritte der Glossen, die Nachtschwärmer, an, eine lustige Illustration zu Goethes bekannten Versen: „Sehe jeder, wie ers treibe u. s. w." An Goethes Geburtstag, dem 28. August, begann er das in Versen geschriebene Vorwort zu den Gedichten, mit dem er erst am 12. September zu Stande kam. Er entschuldigt hier launig seine Kühnheit, daß er es gewagt mit seinen Gedichten vor dem urtheilenden Publikum („auf dem kritischen Theater") aufzutreten und verspricht für die Zukunft Reiferes zu bringen. Daß er in einem Vorworte selbst für sich spreche, vertheidigt er mit der Parabase des griechischen Lustspiels, in welchem sogar die Frösche für den Dichter das Wort ergriffen. Daß sein Vorwort aus Scheu nur stammele, wird etwas sonderbar auch durch die äußere Reimform bezeichnet; denn vor dem vorletzten Verse einer gewöhnlichen achtversigen trochäischen Strophe schiebt sich ein Reimpaar ein, das statt mit einem Trochäus mit einem Daktylus regelwidrig schließt, also eine überzählige Silbe hat wie zur Andeutung des Stammelns. Daß so viele der Gedichte wehmüthiger Natur sind, so viel von Mord und Tod die Rede ist, entschuldigt er mit der Empfindsamkeit der Jugend, doch

seien auch manche lebensfrohe darunter, ja es fehle auch nicht an spottenden. Seien auch seine Lieder und Romanzen nur leichterer Art, wie sie jeder leicht verstehe, so werde doch ein genauer dem Dichter nachspürender Sinn vielleicht auch die Kraft zu bedeutendern Gedichten (er denkt wohl an Dramen) in ihnen finden und zugleich erkennen, daß das Gesammte ein Bild des Gemüthes des Dichters biete. Zum Schlusse wird auf die traurige Zeit Deutschlands hingewiesen, welcher diese Lieder entsprossen; sie werde es entschuldigen, wenn manches kleinlich sei, da der Mangel der Freiheit auch die Dichtung schädige, und so hofft er, daß die jetzt angebrochene Zeit der Freiheit auch in der Brust des herangereiften Mannes würdige Früchte zeitigen werde, und die hier gebotenen Jugendgedichte Kundigen auch solche für die Zukunft verheißen möchten. Als er dieses eigenthümliche Vorwort zu der Sammlung der Gedichte schrieb, war der Entschluß, endlich in der ganz neuen, hoffnungsvollen Zeit mit dieser hervorzutreten, lebhafter als je in ihm erwacht. Vielleicht nahm schon damals von Wangenheim an diesen freundlichen Antheil. Uhlands Gattin berichtet, dieser habe, als der Dichter im Spätjahre in Tübingen war (wohl zu Weihnachten?)) sich bereit erklärt, Cotta für den Verlag zu gewinnen. Auch nach dem Vorworte hielt die dichterische Stimmung noch länger vor. Dem 13. September gehören die drei in der Mitte abnehmenden Reimpaare auf ein Kind an, dessen Engelsanblick ihn von der Bedrängniß der Seele befreie. Vier Tage später dichtet er das gegen Weisser, nicht, wie Sintenis meint, gegen Voß gerichtete Spottsonett Bekehrung zum Sonett. Am 26. begann er gar die längere heitere Märchendichtung Fortunat, deren erstes Buch ihn lange beschäftigte, und erst am nächsten 30. Januar zum Abschluß kam. Für das heitere Schattenkränzchen dichtete er am 26. November die lustige Ballade von den sieben Zechbrüdern. Und nun folgten

am 3. und 4. Dezember die tragische, aus tiefer Seele geflossene Ballade des Sängers Fluch in der hier zuerst versuchten Nibelungenstrophe, am 6. die erste aus schwäbischem Patriotismus geflossene volksthümlich gewandte schwäbische Kunde, deren Stichwort ihm schon in Kaiser Karl in Jerusalem vorgeschwebt, am 8. gar die in das alte Athen verlegte Dichtung die Bildsäule des Bacchus im Tone und Versmaße von Schillers verschleiertem Bild zu Sais. Die nach Holland in den Dezember gehörende Frühlingsfeier (Frühlingslieder 4) ist nur die Umarbeitung eines Gesanges eines Jünglings, den Uhland zwischen dem Dichter und dem Hanswurst auftreten und alle drei ihre Gefühle aussprechen ließ.*) Man sieht, Uhland wollte es sich in allen Tönen besonders der Ballade versuchen. Jetzt aber war auch sein dichterischer Geist wie weggeflogen; denn zu seinem Fortunat dürfte er erst gegen Ende Januar 1815 zurückgekehrt sein. Von seiner tiefen Mißstimmung im Anfange des neuen Jahres zeugt die bittere Aeußerung an Mayer vom 18. Januar: „Es schwindet mir in meinen gegenwärtigen Verhältnissen die Zeit wahrhaft wie ein Traum, größtentheils wie ein banger. Sammlung zu heiterm Leben, zu ruhiger Poesie scheint mir nicht beschieden zu sein. Schwab dichtet recht wacker drauf los. Er hat auch mehrere schöne Balladen gemacht.“ Erst gegen Ende Januar fand sich wieder die dichterische Stimmung. Am 30. schloß er das erste Buch des Fortunat in heiterster Weise. Den 9. Februar veranlaßte ihn eine traurige Geschichte, von der ein Tageblatt berichtet hatte, zu dichterischer Darstellung in Strophen aus vier sechstehalbfüßigen, durch viele Anapäste belebten jambischen Versen in

*) Keller hat alle drei ursprüngliche Reden, deren Zeit ganz ungewiß ist, S. 68 f. abdrucken lassen. V. 1 lautet dort „Innen welch ein süßer Drang, V. 2 steht Kindliches, V. 3 sonst statt je, V. 6 „Mich zur Arbeit nöthen?“, V. 7 „Ist des Frühlings Festtag heut“, V. 8 „Will nur ruhn.“ Auch die ungeraden Verse reimten früher.

der Ballade die Mähderin. Vier Tage später fällt die lustige Romanze vom Rezensenten in dem feierlichen Strophenmaße, in welchem er seinen Ritter Paris (S. 32) gedichtet hatte. Den 18. ging er an den zweiten Theil des Fortunat, den er diesmal nicht weit geführt haben dürfte. Am 10. März sprach er das ewige Leben des gottbegeisterten Dichters in dem kleinen balladartigen Liede des Sängers Wiederkehr nichts weniger als glücklich aus.

Unterdessen war ganz Würtemberg in lebhafte politische Spannung versetzt worden. Der König hatte gleich nach seiner Rückkunft von Wien seinem Volke eine Verfassung verheißen, welche, da sie den innern und äußern Verhältnissen angemessen, alle Theile zufrieden stellen würde. Aber schon während der Wahl des auf den 15. März zusammenberufenen Landtags hatte sich die Furcht geäußert, die alte wider alles Recht aufgehobene Verfassung solle ganz unberücksichtigt bleiben und die neue als ein freiwilliges Geschenk des königlichen Willens gelten. Nach einer Rede des Königs, in welcher er zugleich die eben empfangene Kunde von Napoleons Flucht mittheilte, wurde die neue Verfassung verlesen, welche die Furcht nur als zu begründet erwies. Der Landtag faßte einstimmig den Beschluß, diese als Grundgesetz abzulehnen und Unterhandlungen auf Grundlage der alten noch zu Recht bestehenden, nur willkürlich unterdrückten Verfassung zu verlangen. Uhland billigte auf das lebhafteste das Vorgehen der Stände, obgleich er sich um die Archivar- und Registratorstelle bei diesen bewarb, deren Besetzung eben dadurch zweifelhaft wurde. Der König ging auf Verhandlungen ein, die aber, da er von dem Rechtsbestande der alten Verfassung nichts wissen wollte, zu keiner Einigung führten. Dieser Kampf ward in Würtemberg zu derselben Zeit geführt, wo die Verbündeten gegen den widererstandenen Welteroberer ihre ganze Macht mit Aufbietung der edelsten deutschen Jugend aufrief. „Von den Begeben-

heiten in Frankreich", schrieb Uhland am 27. März seinem Vater, „mag ich gar nicht reden; es quälen mich ohnedies diese Gedanken Nacht und Tag." Wegen der Herausgabe seiner Gedichte hatte er unterdessen mit Cotta verhandelt, der sich zu dem verlangten Honorar bereit erklärte; im Mai wurde der Druck begonnen. Zwei Tage nach der Schlacht von Waterloo, die Napoleons Schicksal entschied, am 20. Juni begann Uhland die frisch belebten kecken Romanzen von dem schwäbischen Helden Eberhard dem Rauschebart; in diesen, die erst am 11. Juli vollendet wurden, sprach er die Mahnung aus, daß es nicht wohl gethan sei, das alte gute Recht zu zertreten. Die am 26. erfolgte Vertagung der Stände erregte bittern Unwillen. Der Druck der Gedichte, von denen Uhland selbst eine Durchsicht der Bogen übernahm, schritt unterdessen fort. Zu neuen Dichtungen kam er nicht, wenn er sich nicht einmal zu einem scherzhaften Sonette veranlaßt fühlte*), doch merkte er sich aus den drei ersten Abtheilungen der „Geschichte von Schwaben neu untersucht und dargestellt von J. C. Pfister" (1803—1810), die bis zu Maximilian I. reichten, einige Punkte zur dichterischen Bearbeitung an. Mehr als je hatte ihn die deutsche und zunächst die schwäbische Geschichte angezogen. Der Druck der Gedichtsammlung war am 2. September beendet. Sie brachte mehr als sechzig bisher ungedruckte Gedichte, unter ihnen auch die prächtigen schwäbischen Romanzen von Eberhard dem Rauschebart und des Sängers Fluch. Auf die Lieder folgten Sinngedichte, dann Sonette, Octaven und Glossen und erst nach den dramatischen Bruchstücken zum Schlusse die Balladen und Romanzen. Die frühere Trennung der wirklichen Lieder von den reflektirenden Gedichten war aufgegeben und manche Stücke unter die erstern aufgenommen, die eher

---

*) Vgl. Notter S. 165 f.

unter die Sinngedichte und unter die Balladen gehörten. Einzelne Gedichte hatte er absichtlich ausgeschlossen. Den Schluß bildeten die drei dramatischen Dichtungen, von denen das Ständchen und normännischer Brand noch ungedruckt waren. Als die Sammlung wirklich erschien, war es ihm weniger mehr um Dichterruhm als um den Sieg des alten guten Rechts zu thun, das jeder auf seine Weise zu wahren verpflichtet sei. Da der König ihm eines offenen Rechtsbruches schuldig schien, erklärte er seinen Eltern, die lange schon eine feste Anstellung für ihn gewünscht hatten, daß er eine solche vor der Einigung zwischen König und Ständen nicht annehmen könne, da es seiner Ueberzeugung durchaus zuwider sei, dem Verletzer des Volksrechts einen Eid zu schwören. Am 14. Oktober trat die Ständeversammlung von neuem zusammen; vier Tage später, bei der Feier der Schlacht von Leipzig, wurde den Abgeordneten ein Fest gegeben, zu welchem Uhland dem Abgeordneten von Stuttgart, Bürgermeister Klüpfel, ein aus tiefstem Herzen stammendes Gedicht weihte, das erste der vaterländischen. Zu andern Gedichten fehlte ihm die Stimmung. So konnte er die Sonette, welche er auf die Rückkehr der geraubten Kunstwerke von Paris entworfen hatte, nicht ausführen. Die Verhandlungen mit den Ständen zogen sich erfolglos hin. Unterdessen war der zwei Jahre jüngere Rückert als Redakteur des Morgenblattes nach Stuttgart gekommen; mit diesem, der im vorigen Jahre unter dem Namen Freimund Reimar einen Band deutsche Gedichte herausgegeben, unter denen die geharnischten Sonetten besondern Beifall gefunden, trat er in freundliche Verbindung.

Erst mit dem Eintritte des nächsten Jahres kehrte die volle dichterische Stimmung zurück. In den Januar fällt die schaurige Ballade das Nothhemd, in den Februar zwei politische Lieder,

das auf die Aufspürer unerlaubter Verbindungen treffend spottende Sonett an die Bundschmecker und das aus warmem Herzen geflossene Gedicht das alte gute Recht. Je tiefer ihn der Verfassungsbruch verletzte, um so inniger fühlte er sich von der Geschichte seiner Heimat angezogen. Am 28. März schrieb er an Kerner: „Mit Rückert bin ich fast jeden Abend zusammen und habe ihn recht lieb gewonnen. Er lebt ganz der Poesie und ist reich an schönen Dichtungen. Was mich selbst betrifft, so habe ich mancherlei entworfen; zur Ausführung gebricht es mir immer an Zeit und Ruhe. Hauptsächlich beschäftigt sich mein poetisches Treiben mit der schwäbischen Geschichte. Ein Trauerspiel Herzog Ernst liegt mir ziemlich klar in den Gedanken. Auch über einen Konradin habe ich nachgedacht. Einen dramatischen Schwank, die Weiber von Weinsberg, habe ich angefangen. Alles dieses erdrücken die Proceßakten.“ In diese Zeit scheinen die Tenzone zwischen ihm und Rückert*) und der abwechselnd von beiden gedichtete lustige Weltgesang zu fallen, den Holland 1876 besonders herausgegeben hat. Am 10. April vollendete unser Dichter das launige Trinklied, „Was ist das für ein durstig Jahr!“ wohl auf besondere Veranlassung. Wie gedrückt er sich damals in Folge der bedauerlichen politischen und seiner persönlichen Verhältnisse fühlte, besonders bei dem Drängen seiner Eltern, seiner heiligen Ueberzeugung zum Trotze, sich um eine Staatsstelle zu bemühen, zeigen das Mailied und die Klage; ein drittes, mit ihnen am 4. Mai begonnenes Gedicht, die Rechtfertigung seiner Trauer, daß er beim besten Streben nichts erreichen könne, vollendete er erst vier Monate später. Am 6. und 7. machte er den Entwurf zu seinem Herzog Ernst, aber zur Ausführung fand er weder Ruhe noch Stimmung. Bald darauf, am 18., fand er einen

*) Notter S. 167 ff.

Augenblick schalkhafter Laune zu der Bitte an die frommen Dichter, sich einmal recht mit der bösen Welt zu befassen.

Mächtig ergriff ihn am Anfang September die politische Muse: vom 1. bis zum 8. dichtete er die sechs jetzt das Buch der Lieder schließenden vaterländischen Gedichte und unter den als solche bezeichneten Würtemberg, Gespräch und an die Volksvertreter; alle sind aus einem männlichen, warm für Volksrecht und Freiheit schlagenden Herzen geflossen, in welchem der Schmerz sich lange angesammelt hatte, im vorletzten konnte er sich nicht enthalten, selbst auf den ihm früher befreundeten Minister von Wangenheim zu deuten, der, weil er kein Würtemberger sei, die Anhänglichkeit des Landes an das gute alte Recht nicht verstehe. Sonst vollendete er in dieser Zeit (am 7.) nur das kleine Gedicht Rechtfertigung. Die ersten Verse zu seinem Herzog Ernst schrieb er am 19., brach aber bald ab. Am Ende des Monats gelang ihm wieder einmal eine schwäbische Ballade, der Schenk von Limburg, in heiterm, echtdeutschem Tone. Den 15. Oktober begann er das am 17. vollendete herrliche Lied auf den Jahrestag der Schlacht bei Leipzig, „Wenn heut ein Geist herniederstiege", das die Fürsten an ihre heilige Pflicht gegen das Volk eindringlich mahnt. An demselben 17. schrieb er auch die Verse auf einen verhungerten Dichter, veranlaßt durch den unglücklichen Sohn eines berühmten Arztes, Dr. Joseph Ludwig Stoll in Wien, der, nachdem er die Arzneiwissenschaft aufgegeben, als lyrischer und dramatischer Dichter nicht ohne Glück hervorgetreten war, auch mit Seckendorf den Prometheus herausgegeben hatte. Uhland hatte ihn in Paris angetroffen, Kerner später den in große Dürftigkeit Gerathenen unterstützt. Er war bereits am 22. Januar 1815 in Noth gestorben. Mit seinem letzten vaterländischen Gedichte hatte Uhland das Herz seines Volkes so tief getroffen, daß man es nebst den ihm vorausgegangenen das alte

gute Recht, Würtemberg, Gespräch an die Volksvertreter, am 18. Oktober 1815 auf einem Flugblatte zusammendrucken ließ.' Kerner schrieb, als er dieses erhalten, an Freund Mayer: „Welch ein theurer, gediegener Mensch ist doch dieser Uhland, und wie sind wir so glücklich, daß er unser so inniger Freund ist?" Er selbst äußerte gegen Varnhagen, der über die würtemberger Wirren, wie so viele, anderer Ansicht war: „Die Aufnahme, welche diese Lieder bei öffentlichen Vereinen und sonst gefunden haben, läßt mich annehmen, daß sie auch die bei uns herrschende Meinung so ziemlich ausgesprochen haben. Sie sind im Gegensatze nicht bloß zu den eigentlich schlecht Gesinnten, sondern hauptsächlich auch zu denen gedichtet, die mit Hintansetzung unserer Geschichte, unserer Eigenthümlichkeit, wie solche jeder Volksstamm hat und haben soll, aus dem Blauen herab und nach individuellem System uns umgestalten und wohl gar beglücken mögen. Du vermissest vielleicht einigermaßen die Beziehung aufs Ganze. Aber theils ist der Cyclus noch nicht geschlossen, theils glaube ich, daß Deutschland von oben herab, von den Congressen und Bundestagen, den obschwebenden Verhandlungen der Cabinette zunächst wenig mehr zu erwarten hat; daß hingegen, wenn erst jeder Volksstamm zum Selbstgefühl erwacht und zu innerer Begründung gelangt sein wird, hieraus auch die Kraft des Ganzen hervorgehn wird. Durch Verunglimpfung in öffentlichen Blättern, herausgerissene und entstellte Einzelnheiten mögen auswärts unsere Landstände verloren haben, bei uns behielten sie die öffentliche Meinung für sich, ihre gedruckten Verhandlungen sprechen nicht gegen sie." Man konnte es eben in dem nördlichen Deutschland nicht begreifen, wie in Würtemberg der Bürger mit dem Adel sich vereinigte, um veraltete Rechte gegen die freiere vom König gebotene Verfassung zu halten. Einem Manne von deutschem Freiheitssinne wie Jakob Grimm, einem so volksfreundlichen Fürsten wie Karl

August von Weimar schien die Sache eine Donquixoterei, während Stein wohl wußte, daß es hier das gute alte Recht galt und das Land nicht ein Geschenk annehmen dürfe, sondern zunächst Herstellung des vom König unter die Füße getretenen guten alten Rechtes fordern mußte, ehe es auf dessen zeitgemäße Verbesserung auf dem Wege der Verhandlung sich einlassen konnte. Sehr schmerzlich berührte es Uhland, als Freund Rückert am 16. November gegen sein Gespräch auftrat, dessen im zweiten Theile jeder Strophe gegebene Erwiederungen dieser benutzte, um die seinigen ihnen entgegenzustellen, also das Gespräch gleichsam fortsetzte. Er schloß mit der Vertheidigung Wangenheims, der sammt anderer Last auch den Schmerz der Schmähung trage, daß er kein Herz für das würtembergische Volk habe, was doch in der Weise, wie es Uhland gemeint, durchaus der Wahrheit entsprach. Die Tenzone Rückerts und Uhlands, der wir S. 62 gedachten, war unterdessen in Fouqués Taschenbuch für das folgende Jahr erschienen.

Am 30. Oktober war der König gestorben, aber sein Nachfolger huldigte denselben Grundsätzen. Der November brachte wieder mehrere politische Lieder, vom 12. bis zum 14. das durch eine dem gesunden Menschenverstande gar zu wenig zutrauende Polizeiverordnung veranlaßte Gedicht Schwindelhaber, am 20. Hausrecht, am 21. das Herz für unser Volk; die beiden letzten gehen auf Wangenheim. Der Dichter war zu ihnen wohl gerade durch Rückerts Entgegnung getrieben worden. Einen schärfern Spott auf Wangenheim, so ein Gedicht, worin Wangenheim auf dem Jahrmarkte seine wunderbaren Zauberkünste anpries, unterdrückte er.*) Den 24. dichtete Uhland noch das verspätete Hochzeitslied.**) Am 20. Dezem-

*) Vgl. Notter S. 248 f.

**) Zwei ältere Strophen des Hochzeitsliedes und ein Gedicht Röselein machte A. von Keller 1876 bekannt.

ber fand er sich getrieben, einen Theil der ersten Szene seines im Entwurfe fertigen Herzog Ernst von Schwaben auszuführen. Auf den 28. und 29. fällt der Neujahrswunsch 1817, der nach dem durchlebten Nothjahre um ein neues fruchtbares und nach den politischen Wirren um die Herstellung des alten guten Rechtes fleht. Der folgende Januar brachte dann das schöne, die deutsche Sprache feiernde und zu ihrer treuesten Pflege aufrufende Gedicht an die deutsche Sprachgesellschaft in Berlin, die ihn zum Beitritt eingeladen hatte. Lebhaft nahm ihn das Wiederzusammentreten der Stände in Anspruch; er selbst hätte beste Aussicht gehabt gewählt zu werden, wenn ihm nicht zu dem gesetzlichen Alter von 30 Jahren noch ein paar Monate gefehlt; denn er wollte nicht, daß die Wahl seinetwegen verschoben werden und dadurch ein Ort in den ersten so wichtigen Sitzungen unvertreten sein sollte. Er dichtete unterdessen an seinem vaterländischen Trauerspiele, dessen ersten Aufzug mit Ausnahme der Zwischenauftritte er am 17. Februar vollendete. Am 3. März traten die Landstände zusammen; der neue ihnen vorgelegte Verfassungsentwurf fiel, wie Uhland seinem Vater schrieb, unerwartet schlecht aus; er enthielt „zwei Kammern, keine Kasse, keinen Ausschuß". Auch diesmal zeigten sich die Landstände keineswegs bereit, auf ihr Recht zu verzichten. Uhland forderte sie in einem zum Christophstage, dem 15., gedichteten Liede zu treuem Verharren auf; da genug verhandelt sei, möchten sie gleich das letzte Wort sprechen. Herzog Christoph ward als Begründer der im Jahre 1565 von den Landständen bestätigten Verfassung im Lande hochgeehrt; schon seit dem vorigen Jahre trug man in Silber geprägte Reliefbilder desselben in eisernen Fingerringen oder als Hutschnallen, und Uhland selbst hatte sich für deren Vertrieb in Stuttgart bemüht. Anfangs April ließ er ein Votum gegen das Zweikammersystem drucken, in welchem er das Reinmenschliche ihrer alten Verfassung

hervorhob. „Keine Adelskammer!“ ruft er. „Kein Stand soll dem menschlichen Verkehr mit den andern enthoben sein, alle sollen sich gegenüberstehn, Auge in Auge, wie es Menschen gegen Menschen geziemt.“ Auf den 18. fällt das kurze Gebet eines Würtembergers, daß Gott zum Könige sprechen möge. Die feste Beharrlichkeit der am 5. Juni aufgelösten Kammer feierte Uhland am 7. und 8. in dem herrlichen Nachruf. Der König hatte erklärt, auch ohne Ständeversammlung nach seiner Verfassung fortzuregieren. Hiermit war für Uhland eine Zeit größerer äußerer Ruhe eingetreten, wie schmerzlich ihm auch die rechtslose Politik und seine auch durch diese leidenden persönlichen Verhältnisse sein mußten. Bei der neuen Organisation würde er leicht eine Stelle gefunden haben, hätte er sich entschließen können, dem Könige den Eid zu schwören; aber sein unbeugsamer Rechtssinn ließ dies nicht zu. Er benutzte die Ruhe zur endlichen Ausführung seines Herzog Ernst, an den er nicht hatte gehn wollen, ehe er ihn ununterbrochen zu vollenden hoffen durfte. Gerade am Tage der Ständeauflösung griff er die Ausführung ernstlich an und am 14. Juli war das Ganze vollendet. Von seinen dreizehn vaterländischen Gedichten erschien damals ein Abdruck ganz in der jetzigen Folge mit dem Druckorte Tübingen. Die lyrische Dichtung verstummte jetzt volle anderthalb Jahre. Für sein Trauerspiel meldeten sich zu seiner Freude vier Verleger; es erschien am Ende des Jahres in Heidelberg. Die Hoffnung, daß der Verfassungsstreit im November gelöst werden würde, ging nicht in Erfüllung; die rechtslose Zeit schien andauern zu sollen. Wangenheims Entwurf wurde vom König verworfen, worauf er als Minister seine Entlassung nahm. Persönlich mußte Uhland dem Drängen seines Vaters widerstehn, eine Professur in Tübingen anzunehmen, da er vor Herstellung eines Rechtszustandes keine Verpflichtung auf den Namen des Königs übernehmen konnte. „Wenn

unsere Collegien nach diesem Grundsatz gehandelt hätten, so wären wir jetzt schwerlich in diesem verfassungslosen Zustand", schrieb er diesem am 17. Dezember. Ihn beschäftigte ein Drama, der Nibelungen Tod, dessen Entwurf er am 13. November niedergeschrieben, und eine Dramatisirung der Sage vom armen Heinrich: doch mußten diese Pläne vor dem Entschlusse zurücktreten, sich um den von der Hoftheaterintendanz in München ausgesetzten Preis für ein Drama Ludwig der Baier zu bewerben. Das Stück ward am 10. Februar 1818 begonnen, am 18. Mai beendet. Das ganze Jahr 1818 brachte nur zwei unbedeutende lyrische Gelegenheitsgedichte.*) Von einem in Oberschwaben spielenden Vorspiele Welf schrieb er am 19. August den Anfang des ersten Auftritts. Da die bevorstehende neue Justizorganisation auch die Advokaten zu Staatsdienern machen sollte, wonach er, weil er dem Könige keinen Eid schwören wollte, der Advokatur entsagen mußte, sah er sich veranlaßt, sich auswärts nach einer ihm entsprechenden Anstellung umzusehen. Sein Ludwig der Baier erhielt keinen der beiden von der münchener Hofintendanz ausgesetzten dramatischen Preise. Die Verlagshandlung, bei welcher Herzog Ernst erschienen war, wollte das neue Stück nur unter Bedingungen annehmen, auf die Uhland nicht eingehn konnte. Deshalb wandte er sich am 9. November an den Buchhändler Reimer in Berlin, der früher bei seiner Anwesenheit zu Stuttgart sich bereit erklärt hatte, eine dramatische Arbeit von ihm in Verlag zu nehmen. Das Stück habe keinen Preis davon getragen, bemerkte er diesem, jedoch sei er sich bewußt, es mit Ernst und Liebe ausgearbeitet zu haben; auch werde er sehn, daß es nicht für Baiern allein berechnet sei. Daß er das Stück schon den Verlegern seines Herzog Ernst angeboten, verschwieg er nicht; er hätte gewünscht,

*) Notter S. 207 f. 213.

bemerkte er, seine Darstellungen aus der deutschen Geschichte in einer Hand zu belassen, damit dieselben, wenn mehreres hinzukäme, künftig um so leichter zu einer Sammlung vereinigt werden könnten. In seinen dermaligen Verhältnissen müsse ihm an baldmöglichster Beziehung seines Honorars gelegen sein, wonach er unmöglich die Bedingungen des frühern Verlegers habe annehmen können. Reimer ging auf die Zahlung eines Honorars von 300 Florin rheinisch noch im Laufe des Monats und die andern Bedingungen ein. Den Vorschlag, es vor dem Druck der berliner Bühne anzubieten, scheint er nicht angenommen zu haben. Das Stück erschien mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß Uhland sich damit um die beiden ausgesetzten Preise beworben habe.

Trotz seiner bittern Aufregung über die durch den Eigensinn des Königs heraufbeschworene Rechtslosigkeit ergriff ihn doch der am 9. Januar 1819 unerwartet erfolgte Tod der Königin, der Großfürstin Katharina Paulowna, so mächtig, daß er am 27. bis zum 29. die schönen einfach Katharina überschriebenen Stanzen dichtete, in welchen er, mit stärkster Betonung der Freiheit und Wahrheit seiner von jeder Schmeichelei freien Muse, die Hingeschiedene als Volksmutter in der schweren Zeit der Hungersnoth feierte. Das Morgenblatt brachte das Gedicht am 5. Februar ohne den Namen des Dichters, doch machte dieser kein Hehl daraus, daß es von ihm sei. Zu einem Drama Otto von Wittelsbach schrieb er am 8. und 9. Februar das Szenarium und den Entwurf; nach dem Berichte seiner Gattin*) führte er auch „einige Aufzüge" aus. Beim Suchen nach „politischen Gedichten" war er dabei auf Walther von der Vogelweide gekommen. Von einem nach den spanischen Volksromanzen von Bernardo del Carpio entworfenen Drama schrieb er am

*) Ludwig Uhlands Leben S. 152.

3. Mai die erste Szene in Versen. Was ihn zu diesem Stoffe zog, war die mannhafte Treue des wie Achilleus zum Unglück bestimmten spanischen Helden, dessen Rache vor der geheiligten Majestät des Königs zurückscheut, ein Gegenstück zum Otto von Wittelsbach. Unterdessen ward sein Herzog Ernst, nachdem Hamburg damit vorausgegangen war, am 7. Mai zu Stuttgart unter Eßlair mit großem Beifall aufgeführt und gleich am 16. wiederholt. Den 15. weihte er der schon längst mit stiller Neigung ersehnten Schwägerin seines Freundes Roser, Emilie Vischer, zum Geburtstage ein das Geheimniß seiner Liebe innig aussprechendes Lied, das mit Weglassung der ersten Strophe unter der Ueberschrift der Ungenannten in der dritten Ausgabe der Gedichte (1826) erschien.*)

Jetzt endlich ging die Hoffnung eines Ausgleiches der Verfassungswirren auf, da der König auf den 13. Juli eine Ständeversammlung zur Verhandlung über einen neuen Entwurf, diesmal nicht nach Stuttgart, sondern nach Ludwigsburg berief. Hiermit war für Uhland ein festes Ziel seiner Thätigkeit und zugleich die Aussicht gegeben, im geliebten Schwaben bleiben zu dürfen. Er bewarb sich um die Abgeordnetenstelle des Oberamtsbezirks Tübingen, die dem von allen Freunden des guten alten Rechts verehrten Dichter nicht entgehn konnte. Schon vorher hatte er mit Cotta wegen einer neuen Auflage seiner Gedichte abgeschlossen; er bekam dafür 800 Gulden, mit denen er, wie er an seine Eltern schrieb, sich ordentlich für den Landtag ausrüsten konnte. So leuchtete dem so lange vom Unglück Verfolgten in seinem zweiunddreißigsten Jahre zum erstenmal die Sonne des Glückes. Die Dankadresse der Stände an den König wurde dem schwäbischen Dichter aufgetragen, der das Banner des alten Rechtes bei aller eigenen Bedrängniß hoch gehalten hatte. Hier

*) Vgl. Uhlands Leben von seiner Wittwe S. 167 f.

hieß es: „Von neuem den Weg des Vertrags betretend, auf dem sich von jeher die Verfassung des Landes entwickelt hat, bewähren Ew. Majestät die höchste Achtung für das Volk und den Geist der Gerechtigkeit, der des Fürsten erste Tugend ist.“ Als Uhland unter den Abgeordneten, welche die Adresse zu überbringen hatten, vor dem König erschien, bemerkte dieser gegen ihn, er habe ihm noch für ein Gedicht (die Stanzen auf die verstorbene Königin) zu danken, und auf dessen Erwiederung, dieses habe seine tiefste Empfindung ausgesprochen, äußerte er die Hoffnung, sie würden, wenn auch in ihren Ansichten, nicht in ihren Gefühlen verschieden sein. Vergebens suchte Uhland in der Ständeversammlung das Zweikammersystem über Bord zu werfen, ja schon als dieses beschlossen war, trug er noch darauf an, man möge den König bitten zu erwägen, ob diese weder von dem Volke noch von den Ständen gewünschte Einrichtung durch die Zeitumstände unabwendbar sei; sonst mußte er gestehn, daß der von der ständischen Commission gemachte Entwurf viel Gutes enthalte. Der freiheitfeindliche karlsbader Kongreß trieb die Stände zu raschem Abschlusse, und so ward am 23. September die Verfassung einstimmig angenommen. Vier Tage später schrieb Uhland an seinen Mitabgeordneten Schott den erst nach dem Tode des Dichters aufgenommenen Spruch auf die endlich glücklich erlangte Herstellung des Rechtszustandes in dem gewöhnlichen dramatischen Verse; dieser edle Freund meinte mit Uhland, besser sei eine unvollkommene Verfassung als gar keine. Einen vollständigen an mehrern Stellen in Prosa ausgeführten Entwurf zu seinem Trauerspiel B e r n a r d o d e l C a r p i o begann er am 21. Oktober. Da man zur Feier der neuen Verfassung am 29. Oktober Uhland's H e r z o g E r n s t aufführen wollte, schrieb der Dichter dazu zwei Tage vorher den schönen Prolog, jetzt das vorletzte der v a t e r l ä n d i s c h e n G e d i c h t e, in welchem er den Fürsten pries, der hochherzig seinem

Volke die Hand geboten. Das Morgenblatt brachte ihn am 2. November. Vielleicht gehört in diese Zeit auch die Stanze „Von aller Herrschaft, die auf Erden waltet" (Sprüche 2). Leider war die Freude an der neuen Verfassung dadurch verkümmert, daß in Folge des Bundesgesetzes die schon 1817 gewährte Preßfreiheit aufgehoben werden mußte. Zu einem silbernen Becher, den Böblingen seinem Abgeordneten Schott widmete, schrieb Uhland einen Spruch auf den „wackern Mann", der „als des Landes Sprecher klaren Wein eingeschenkt".*) Am 7. November beendete er den am 21. Oktober begonnenen, zum Theil ausgeführten Plan seines Bernardo, doch blieb auch dieser liegen. Während eines Besuches bei seinen Eltern in Tübingen schrieb er vom 4. bis 9. Dezember den Anfang seines Konradin, in welchem der Truchseß von Waldburg so schön der verlassenen schwäbischen Heimat gedenkt. Noch vor dem Schlusse des Jahres ward Uhland mit großer Mehrheit von Tübingen zum Abgeordneten für den ersten ordentlichen Landtag gewählt.

Den 15. Januar 1820 ward der Landtag eröffnet; am folgenden Tage fand Uhlands Verlobung statt. Vorher hatte er sich mit dem Plane eines Johannes Parricida, aber wohl nur augenblicklich, getragen. Zu Schwab soll er gesagt haben, es sei diesem wie ihm ergangen, er habe in allem Unglück gehabt. Der Landtag nahm Uhlands angestrengte Thätigkeit in Anspruch. Im Frühjahr erschien die zweite Ausgabe der Gedichte. Sie brachte zuerst, nach den Liedern, die um den Prolog vermehrten vaterländischen Gedichte, zu den Liedern zwölf neue (die Verse an seine Gattin und an die deutsche Sprachgesellschaft fehlten), zu den Sonetten das an die Bundschmecker, zu den Stanzen Katharina, zu den Balladen und Romanzen vier neue, des

*) Vgl. daselbst S. 170.

Sängers Wiederkehr (1815), der Räuber (1810) und die beiden seit der ersten Ausgabe gedichteten, das Nothhemd und der Schenk von Limburg. Zum erstenmale erschienen hier die beiden ersten Gesänge von Fortunat und seine Söhne; auch die schon 1812 gedruckten altfranzösischen Gedichte waren, Roland und Alda (früher Aude) mit mannigfachen Verbesserungen, aufgenommen. Das Vorwort wurde mit dem Zusatze „zu der ersten Ausgabe 1815" unverändert an seiner Stelle gelassen, wo es auch später blieb, obgleich es nur auf die erste Ausgabe paßte, und unter den Liedern nach dem an das Vaterland hätte seinen Platz finden sollen. Sonstige Veränderungen waren kaum gemacht, auch die Druckfehler meist übersehen.

Hatte schon seit der ersten Ausgabe die lyrische Dichtung, mit Ausnahme der so bedeutend hervortretenden vaterländischen Gedichte und einiger durch die Gelegenheit veranlaßten, wenige Blüten getrieben, so war dies noch mehr in den nächsten acht Jahren seiner landständischen Thätigkeit der Fall, in denen das häusliche Glück seiner Liebe und die wissenschaftliche Beschäftigung mit alter Dichtung und Sage ihn zu keiner dichterischen Stimmung gelangen ließen, die bei ihm die Frucht eines träumerischen Versenkens in sich war. Auch von dramatischen Arbeiten findet sich nur eine geringe Spur; am 14. Februar 1822 begann er von neuem seinen Bernardo del Carpio, konnte aber die erste in Strophen von vierfüßigen Trochäen geschriebene Szene nicht zu Ende führen. Wir zählen in dieser ganzen Zeit nur 11 Gedichte, unter denen höchst bezeichnend keine Ballade, die meisten Gelegenheitsgedichte im engsten Sinne des Wortes sind, und wenn einzelne auch einen Akkord der Seele ergreifend anschlagen, so kommen diese doch bei einem Meister des Liedes kaum in Anschlag. Die dritte Ausgabe der Gedichte vom Jahre 1826 brachte nur acht noch unbekannte

Lieder, außer den ältern der Ungenannten (an seine Gattin) und die deutsche Sprachgesellschaft, den Sommerfaden und den Kirchhof im Frühling (beide 1822), Gruß der Seelen (1825), das schöne Erinnerungslied auf der Ueberfahrt (1823), auf einen Grabstein (1820) und die Verse in ein Stammbuch, seines Freundes Schott (1825). Die hübschen Verse guter Wunsch von 1822 wurden erst aus Uhlands Nachlaß aufgenommen, ein Geburtstagslied für die Großmutter seiner Gattin anderwärts mitgetheilt.*) Weggelassen waren in der dritten Ausgabe Fräuleinswache und das Distichon Helena. In demselben Jahre gab er mit Schwab die Gedichte seines mit Geistesnacht umfangenen Landsmannes Hölderlin heraus, den er zu den mittlern Dichtern rechnete, bei denen das wahre, innerste Wesen der Poesie reiner vorhanden sei, als bei den großen, die eigentlich der Poesie fremde Gebiete, Philosophie, Geschichte und Naturwissenschaft, in ihren Kreis zögen. Das Jahr 1827 brachte außer den Versen auf Wilhem Hauffs frühes Hinscheiden ein Stammblatt für den Dichter Wilhelm Müller, der große Frühling, später künftiger Frühling überschrieben, und nach Holland auch wahrscheinlich die erst von diesem aufgenommenen, wohl auf Beurtheilungen, welche die neue Ausgabe gefunden hatte, sich beziehenden Verse Späte Kritik, in denen er bedauert, daß ihm erst jetzt Lob und Tadel komme, wo er die Harfe hingesetzt und beides nicht mehr auf ihn wirke. Aber im Jahre 1829 kehrte die dichterische Stimmung auf einige Zeit zurück: der ersten Hälfte dieses Jahres scheinen die etwas düstern Verse an eine Tänzerin und das kleine allegorisch gewendete balladenartige Lied die Ulme zu Hirsau anzugehören; letzteres erschien schon am 5. Juni im Morgenblatt, mit beiden und

*) Von seiner Gattin a. a. O. S. 182 f.

zwei Gedichten des Jahres 1827 wurde die im Sommer 1829 erscheinende vierte Auflage vermehrt. Eine frische dichterische Stimmung brachte erst der Spätherbst, wo ihn die Aussicht auf eine Anstellung als Professor seines Lieblingsfaches erfreute. Jetzt entstand eine Reihe frischer, zum Theil ausgezeichneter Balladen der mannigfachsten Art, Ende Oktober der Graf von Greiers, im November ein Meisterstück seiner Muse Bertran de Born (im Morgenblatt vom 27.), wozu ihn die eben erschienene Schrift von Diez Leben und Werke der Troubadours veranlaßte, in einer ganz besonderen Reimform, da alle geraden Verse der achtversigen Strophe denselben Reim haben, die zu Goethes Ehren erfundene Münstersage und die einzige auf altklassischer Sage beruhende Ballade Ver sacrum, im Dezember sein aus dem Auszug einer englischen Ballade geschöpfter Merlin der Wilde, die durch Wohllaut und lieblichen Ausdruck ausgezeichnete Legende der Waller (in der Reimform von Bertran) und Tell's Tod. Auch das auf seine träumerische Dichtung deutende Lied der Mohn fällt in diese Zeit, wahrscheinlich auch das erst aus dem Nachlaß bekannt gewordene „Wie freudig sich der Tannenbaum". Im folgenden April trat er seine Professur an, die ihm bei aller Arbeit, die sie ihm auflegte, große Freude brachte. Wahrscheinlich fallen, nach Holland, in diesen Frühling die Frühlingstrost überschriebenen Verse:

Was zagst du, Herz, in solchen Tagen,
Wo selbst die Dornen Rosen tragen?

Die Stürme der französischen Umwälzung störten ihn in seiner Wirksamkeit nicht, obgleich sie auch in Würtemberg eine große Bewegung der Geister hervorriefen. Um so tiefer griffen ihn im Frühjahr 1831 die Krankheit und der am 1. Juni erfolgende Tod der Mutter an. Der sehnsuchtsvolle Schmerz entlockte ihm die vier

ersten der Gedichte unter der Ueberschrift Nachruf. Vielleicht fallen in diese Zeit auch die beiden Verse Frühlingstrost, das sechste der Frühlingslieder. Die fünfte noch in diesem Jahre erscheinende Auflage der Gedichte war mit den Gedichten von 1829 und dem Nachruf Lied 1—4 vermehrt; erst im Herbste, als er auch den Vater verloren hatte, dichtete er die einfach ergreifenden Verse, welche den Nachruf schließen. Wieder verstummte die lyrische Dichtung ganz, die seit Anfang 1830 nur durch schmerzliche Gefühle angeregt worden war. Damals machte Uhland Lenaus Bekanntschaft, der meinte, alles an diesem herrlichen Manne treibe nur starke, vollsaftige Sprossen ohne alle unnütze Sprößlinge. 1832 wurde er wieder zum Abgeordneten gewählt, kurz vor den ihn tief betrübenden, die Volksrechte bedrohenden Bundesbeschlüssen. Von der Regierung ward die Zusammenberufung des wegen seiner entschiedenen Freisinnigkeit gefürchteten Landtags möglichst lange hinausgeschoben. Die Entschiedenheit, womit dieser die Rechte des Landes in Schutz nahm, führte zur Auflösung. Die Adresse, in welcher der Landtag sich gegen die Bundesbeschlüsse entschieden ausgesprochen hatte, war von Uhland. Als dieser auch in die neue Kammer gewählt war, glaubte man sich seiner dadurch entledigen zu können, daß man ihm die zum Eintritte nöthige Genehmigung versagte: aber dieser antwortete mit der Aufkündigung seiner Professur. So zwang ihn sein unerschütterliches Rechtsgefühl einer ihm so lieben und werthen Stelle zu entsagen. Kurz vor dem Schlusse des Jahres ward die Kammer vertagt. Leider war es ihm diesmal nicht vergönnt zur akademischen Wirksamkeit zurückzukehren, wenn er auch in der wissenschaftlichen Forschung eine Herz und Seele anziehende Thätigkeit fand; die Studierenden Tübingens aber schenkten dem Rückkehrenden einen silbernen Pokal als „dem Meister deutschen Rechts und deutscher Kunst", wie auch die stuttgarter Wähler ihm

als Vertheidiger der Wahrheit einen hohen kostbaren silbernen Pokal, Stuttgarts Frauen und Jungfrauen einen Arbeitssessel und Fußteppich verehrten. In den Schluß des Jahres fällt, nach Holland, das Gedicht auf den edlen Polendichter Adam Mickiewicz, dessen mächtiger Geist ihm dafür bürge, daß das heldenhaft gefallene Polen doch noch nicht verloren sei. Es ist das erste Lied, in welchem er seinen innigen Antheil an einem durch die Macht der Tyrannei gefallenen fremden Volke aussprach. In die jetzt rasch sich mehrenden neuen Ausgaben der Gedichte durfte das Lied, das uns erst aus dem Nachlasse bekannt wurde, eben so wenig aufgenommen werden, als Platens Polenlieder in dessen Sammlung, da das Damoklesschwert des Bundestages drohte. .

Eine neue dichterische Jugend beseelte den zu Tübingen in seine Forschungen vertieften siebenundvierzigjährigen Mann noch vor dem Anfange des Frühlings des köstlichen Weinjahres 1834. Diesmal begann er am 15. März mit einer herrlichen, den unglücklichen Freiheitskampf Minas von 1830 feiernden Ballade Bidassoa, der einzigen, die der neuern Geschichte angehört. Ihr folgten am 2. April die frischen Lieder die Lerchen und Dichtersegen, am 15. die launig gewandte Gespenstersage die Geisterkelter, welche das gesegnete Weinjahr glücklich vorschaute. Bei einem Ausfluge dichtete er am Morgen des 27. Mai auf dem Wege nach Pfullingen das gefühlvolle Lied Maienthau und an demselben Tage zu Unterhausen das balladenartige, die ruhige Behaglichkeit des freien Bauers schildernde Lied die versunkene Krone. Besonders ergiebig an dichterischen Früchten waren die beiden folgenden Monate. Am 14. Juni entstanden die balladenartigen kleinen Lieder die Orgel und die Drossel, die mit dem Ständchen unter der Ueberschrift Sterbeklänge verbunden wurden, zwei Tage später die Todtenglocke, sein letzter Nach-

ruf an die hingeschiedenen Eltern, und die Birke, die er später am Ende seines dramatischen Bruchstück Schildeis, einem zweiten Wanderer, in den Mund legte*), am 18. das sinnige, balladenartige Lied die Glockenhöhle, am 22. die auf eine Verklärung seiner Seele am Lebensabend deutenden Verse (eigentlich zwei Strophen) Abendwolken; das gleichzeitig entworfene Lied Sonnenwende vollendete er am folgenden Tage. Auf den 28. und 29. fallen die herzinnig die Liebe zur trauten Heimat bezeichnenden Strophen Reisen. Dem 7. Juli gehören die Verse auf die rothe Malve, dem 8. das Lied Wein und Brod an; am 16. folgte die englische Ballade das Glück von Edenhall, am 19. die schwäbische das Singenthal und die launig gewendete Gespenstersage das versunkene Kloster. Alle diese Gedichte kamen der 1834 erscheinenden achten Auflage zu Gute, für welche der Verleger freiwillig das Honorar auf 1000 Gulden erhöhte. Nach einer angenehmen Herbstreise dichtete Uhland am 6. und 7. Oktober die erst am 13. abgeschlossene Wanderung, welche seine Ansicht über den zur Zeit wenig erfreulichen Zustand seines geliebten Deutschlands mit gemüthlicher Laune ausspricht. In Würtemberg war damals das Ministerium gegen Uhland so erbittert, daß seine im Staatsdienst stehenden Freunde nicht wagen durften, sich an dem zu seinen Ehren von der Stadt Stuttgart am 16. November veranstalteten Mahle zu betheiligen. Die Wanderung wurde in der im folgenden Jahre erscheinenden Auflage als letztes seiner vaterländischen Gedichte gedruckt, wogegen das kleine Gedicht Wintermorgen auf das traurige Begräbniß eines Armen am nebligen Wintertage (am 11. Dezember), auch der Johannissegen vom 20. Januar

*) Das früher dort alleinstehende Lied eines Wanderes „O Tannenbaum, du edles Reis!" ist freie Ausführung des uralten Volksliedes, das auch Brentano benutzte. Vgl. Reifferscheids westfälische Volkslieder S. 48. 176.

1835 und das vielleicht ein paar Monate später fallende Sängerrecht davon ausgeschlossen waren. Letztere gab er auch nicht weder in den deutschen Musenalmanach noch in Lenaus Frühlingsalmanach, obgleich beide dringend Beiträge von ihm verlangt hatten.

Die Bitterkeit, mit welcher Heine im Herbste 1835 in seiner romantischen Schule Uhland behandelte, der niemals mit seinem Thema ganz habe übereinstimmen können, der nur das Kind einer Schule sei, die ihm einen aus frühern Dichterwerken mühsam hervorgequetschten Ton überliefert, der ihm jede Ursprünglichkeit absprach und ihm andere Romantiker entgegenstellte, die zum Theil Besseres geliefert, traf ihn nicht, da er sich bewußt war aus voller Seele gesungen zu haben und er an den Dichtungen anderer reinsten Antheil zu nehmen wußte. Dagegen schmerzte ihn tief das Wort, das der von ihm so innig verehrte Goethe in einem Briefe an Zelter geäußert, aus der Region, in welcher Uhland walte, möchte wohl nichts Aufregendes, Tüchtiges, das Menschengeschick Bezwingendes hervorgehn. Uhland rächte sich nur insgeheim an dem in der weimarer Fürstengruft ruhenden Meister durch die von seiner Gattin mitgetheilte Frage:

Gerne wüßt' ich, weil dein Wort
Gar so mächtig ist erklungen,
Wie du denn so eigentlich
Selber das Geschick bezwungen.

Anerkennender lautete des alternden Dichters Urtheil in den Gesprächen mit Eckermann, wenn er auch dort gesteht, daß er am Anfange seiner Sammlung auf so viele schwache und trübselige Gedichte gestoßen, daß ihm das Weiterlesen verleidet worden.*) Daß

*) Vgl. die Erläuterungen zu Goethes lyrischen Gedichten I, 418. 435 f.

seine große Popularität einen Grund haben müsse, bemerkte er schon im Jahre 1823. Auf den Flügeln des Liedes, besonders in den Tönen von Kreutzer, Silcher, Kaufmann, Hetsch, wurden damals viele seiner Gedichte durch alle deutsche Gauen getragen, überall war er als Dichter wie als edler Vaterlandsfreund geehrt und gepriesen. Als er auf einer Rheinreise in Köln zufällig mit seinem Könige in demselben Gasthofe wohnte, wurde der Dichter durch ein großartiges Ständchen gefeiert.

Die jetzt jährlich oder auch halbjährlich in zweitausend statt tausend Exemplaren erscheinenden Auflagen (seit Goethes Tod hatte der Absatz bedeutend zugenommen) blieben die nächsten elf Jahre unverändert. Von 1840 an wurden sie als Neueste Auflage bezeichnet. 1845 fiel das traurige Turnei aus. An die Stelle der eigenen Dichtung war jetzt die germanistische Forschung, welcher er im Verein mit den besten und scharfsinnigsten von deutschem Sinne beseelten Männern sich hingab, und die Sammlung deutscher Volkslieder getreten, bei denen es ihm besonders auf die „balladenartigen, typischen, ernsten und scherzhaften Tones" ankam, welche auch unter seinen eigenen Dichtungen hervorragen. Der Landtag des Jahres 1838 war der letzte, dem er, leider ohne Erfolg, seine Kräfte widmete. Daß die kleinstaatlichen Verfassungen, die so wacker gekämpft, da ihnen kein größerer deutscher Staat entgegengekommen, im Absterben begriffen waren, bedauerte Uhland um so mehr, als eine großartigere Entwicklung des Verfassungslebens eine sittliche Nothwendigkeit sei. Daß er zu dichterischen Arbeiten zurückkehre, schien ihm nur bei einer veränderten Gesammtstimmung möglich, wozu er, wie er 1841 schrieb, bei den jetzt waltenden Gestirnen wenig Hoffnung hatte. Von dem so glänzend als Beschützer der Wissenschaft und Kunst aufgetretenen Friedrich Wilhelm IV. erwartete er wenig. Der Gedanke eines unter dem Schutze des dichterischen Königs von

Baiern stehenden deutschen Dichtervereins schien ihm nicht zeitgemäß, da man das Volk in politischer Unmündigkeit halte; wolle man eine nationale deutsche Dichtung, so dürfe man die Dichter nicht auf ein historisches oder idyllisches Deutschland beschränken, sondern jede vaterländische Frage, die das Herz bewege, müsse würdiger Behandlung offen stehn. Das Jahr 1842 brachte dann nach sieben Jahren dichterischen Verstummens am 15. Februar eine kleine gespenstige Ballade, der Abendtanz, die aber erst aus dem Nachlasse aufgenommen wurde. Fast fünf volle Jahre später wurde der Dichter, der sich mittlerweile ganz von der neuern schönen Literatur fern gehalten hatte, durch die eingehende Beschäftigung mit der schwäbischen Sagengeschichte zu zwei glücklich gewendeten Balladen getrieben; am 26. und 27. Januar 1847 entstand der Lerchenkrieg, am 18. Februar der letzte Pfalzgraf (von Tübingen), die gleich in die zunächst erscheinende fünfte Miniaturausgabe der Gedichte aufgenommen wurden.

Der Freiheitsfrühling des folgenden Jahres riß den einundsechzigjährigen Dichter noch einmal ins bewegte öffentliche Leben, aber zu einem dichterischen Aufschwung fehlte ihm die gesammelte Stimmung, ja nach seinem Gefühle war er nicht an der Zeit; auch griff die das Vaterland zerwühlende Verwirrung, die statt der begeisterten Erwartungen eintrat, zu tief in sein Herz, als daß er seinen Schmerz dichterisch hätte ergießen können. Doch schrieb er gerade in den schwersten Tagen der ihrem Ende zugedrängten Nationalversammlung in das Album einer Tochter seines Freundes Mappes in Frankfurt einen Glückwunsch zur wechselvollen Lebensbahn, auf der doch im gläubigen Gemüthe das Ewige, Wechsellose bleibe, und als eben die unglückliche Verlegung derselben nach Stuttgart beschlossen wurde, schenkte er einer Freundin des Hauses Goethes Gedichte mit dem sinnig gewendeten Spruche, daß auch im tobenden Gedränge

unsterbliche Lieder nicht verhallen. Nach dem politischen Schiffbruche kehrte er zur ältern deutschen Literatur und besonders zu den Volksliedern zurück; die Beschäftigung mit diesen schien ihm ein rechtes Einwandern in die ihm am Herzen liegende tiefere Natur des deutschen Volkslebens, an dessen Gesundheit man irre werden müsse, wenn man einzig die Erscheinungen des Tages vor Augen habe. Große Qual bereiteten ihm zahlreiche Reimer, die ein Urtheil über ihre Erstlingsarbeiten oder gar die Verwendung dafür bei einem Verleger verlangten, so daß er oft sein mißverstandenes Wort: „Singe, wem Gesang gegeben!“ bitter bereute. Einen der begabtern warnte er, nicht zu viel und nicht zu rasch zu dichten; es genüge nicht am Drang, an der angeregten Stimmung, der poetische Gedanke müsse klar vor dem Geiste stehn, der Gegenstand innerlich gestaltet sein, bevor zum Verse gegriffen werde, sonst gebe es nur Anklänge und verschwimmende Nebelbilder. Aus der Miniaturausgabe von 1853 wurde auf den Wunsch der Gattin das Lied des Gärtners ausgeschlossen und dafür die Verse auf ein Kind eingeschoben.

Das Jahr 1854 brachte noch einige dichterische Töne. Dem 10. Februar gehört der Trostspruch an:

Das Lied, es mag am Lebensabend schweigen,
Sieht nur der Geist dann heilge Sterne steigen,

und um dieselbe Zeit gehören wohl die Verse:

Umsonst bist du von edler Glut entbrannt,
Wenn du nicht sonnenklar dein Ziel erkannt.

Auch war es ungefähr um diese Zeit, daß er, als er von einem Unfall hörte, der eine ebenso fromme als jagdlustige Fürstin betroffen, unmittelbar darauf eine launige Darstellung desselben dichtete.*) In das Album der nach Amerika sich verheiratenden Tochter Friederike seines Freundes Mayer schrieb er am 4. De-

*) Vgl. Jahn S. 125., nicht genau bei Notter 224 f.

zember die schönen Verse auf die Reise, die einzigen, mit denen Uhland seine Gedichtsammlung noch vermehrte. Als er im Februar 1859 von einem Liederkranz aufgefordert wurde, seine Dichterstimme von neuem erschallen zu lassen, erwiederte er:

Ihr fordert, daß ich Lieder singe,
Mit Deutschlands Barden Glied an Glied?
Der Anblick unsrer deutschen Dinge,
Der geht mir übers Bohnenlied.

Ein um dieselbe Zeit ihn erfreuendes Geschenk von Bildern zu seinen Gedichten veranlaßte ihn zur Aeußerung: gehörten auch die Lieder ihrem Hauptbestande nach längst vergangenen Jahren an, da das spätere Alter nicht so leicht von lyrischen Anregungen ergriffen werde, so sei doch die Grundstimmung, aus welcher einst seine Lieder hervorgegangen, noch jetzt in ihm lebendig. Im Juni entlockte ihm die Theilnahme an dem Schmerze seines Neffen L. Meyer und dessen Gattin über den Tod eines jungen Kindes die herzlichen vier Verse auf den Tod eines Kindes. Das Letzte, was er dichtete war wohl das kleine Lied Morgens aus dem Jahre 1861. Der volle Strom seiner Dichtung hatte schon vor dem dreißigsten Jahre aufgehört, nur noch zweimal, im November 1829 und im Frühjahr 1834, sich wieder mit gesammelter Kraft ergossen.

Sechsundvierzig Auflagen von Uhlands Gedichten waren zu seinen Lebzeiten erschienen. Auch war eine fast vollständige englische Uebersetzung derselben von Alexander Platt 1848 zu Leipzig ans Licht getreten, die aber in England so wenig verbreitet war, daß der zweite erst zwei Jahre nach Uhlands Tod auftretende englische Uebersetzer W. W. Skeat sich nur mit großer Mühe ein Exemplar derselben verschaffen konnte. Nach Uhlands Tode hat Wilhelm Ludwig Holland durch Säuberung von den manchen seit dem ersten Druck verbreiteten, in den folgenden Ausgaben vermehrten, oft sehr störenden

Versehen, passendere Satzzeichnung und Wortschreibung, sowie durch die genaue Angabe der Entstehung der einzelnen Gedichte und Aufnahme noch unbekannter sich ein großes Verdienst erworben. Nur hätte er eine kurze Angabe der Quellen, welche das Tagebuch bei vielen Balladen bezeichnet, uns nicht vorenthalten sollen.

Uhlands Dichtung ist mehr Erguß tiefen Gemüthes als Schwung beweglicher Einbildungskraft; geht ihm die Leidenschaft eines glühen Herzens ab, so adelt seine dichterischen Ergüsse deutsche Innigkeit und reines Gefühl. Sich von einer Empfindung hinreißen und diese in einem Feuerstrome ausbrechen zu lassen, war ihm nicht gegeben, seine träumerische Natur mußte sich in einen Gegenstand ganz versenken und sich von ihm durchdringen lassen, ehe es ihn zu lebendiger Gestaltung, anschaulicher Darstellung und voller Begeistigung des aufgefaßten Bildes, des erregten Gefühls trieb. Zunächst ergriff ihn Gottes schöne Natur, in die er sich mit ganz hingegebener Seele vertiefte, aber seine Auffassung war nicht heiter, sondern ernst, nicht frisch bewegt, sondern schwermüthig und sehnsüchtig, nicht froh jubelnd, sondern sanft schmachtend; er fühlte sich von ihr herzlich gerührt, wenn er auch später in der vollen Jugend- und Dichterkraft und in heiterm Freundeskreise sich wohl zu Lust und Freude aufschwingen konnte. Noch mächtiger als die Natur ergriff ihn das Weben und Wehen des Volksgemüthes und vor allem der Geist des deutschen Volkes, dessen inniges Gemüth, dessen frommen, reinen Sinn, dessen starken, tapfern Muth, dessen edlen Freiheits- und Rechtssinn, dessen goldene Treue er tiefer und herzlicher empfunden hat als irgend ein anderer deutscher Dichter. „Für eine Poesie für sich, die sich vom Volke abgewendet, die nur die individuellen Empfindungen ausspricht, habe ich nie Sinn gehabt“, äußerte er in spätern Jahren gegen seine Gattin. „Im Volke mußte es wurzeln, in seinen Sitten, seiner Religion, was mich anziehen sollte. Schon von meiner Kna-

benzeit an habe ich die Poesie so gefaßt. Meine Gedichte sind in der Liebe zum Volke gewurzelt und nur als einen Theil der deutschen Literatur möchte ich sie angesehen wissen." Das deutsche Alterthum hatte ihn erfüllt, an seinem Marke hatte er sich genährt; und dies meinte er, müsse bei jedem Dichter der Fall sein, der dauernd wirken wolle. Unser schönes Alterthum sollte neugeboren in seinen Gedichten hervortreten, nichts lag ihm ferner als das so viele bethörende Streben, das Mittelalter in die Gegenwart zurückzuführen, nur den in seinem Leben, seinem Glauben, seinen Sagen, seinem Dichten waltenden Geist wollte er zu dichterischer Gestaltung bringen. Dies that er nicht bloß in der erzählenden Balladenform, sondern auch im Liede, in welchem er erdichtete typische Personen sich ergießen ließ. Einzelne dieser Lieder gehören zu entworfenen oder wenigstens beabsichtigten Dramen, aber er belebte auch Burgen, Kirchen, Kapellen und Höhen mit Gestalten seiner Einbildungskraft, wie es Goethe in seinem Geistesgruß, in Schäfers Klagelied und sonst gethan hatte. So hören wir den alten lebensmüden König in der Nacht auf dem Thurme nach dem Jenseits sich sehnen (Lied 4), den Harfner beim Hochzeitsmahle an die Vergänglichkeit mahnen (Lied 3), den Schäfer auf einsamem Felde am Sonntagmorgen sein Lied anstimmen (Lied 15), den Hirtenknaben auf dem Berge froh aus voller Brust singen (Lied 17), wogegen der Dichter einmal den Gegensatz des unten im Thal froh singenden Hirtenknaben zu dem nach der Kapelle auf dem Berge ziehenden schauerlichen Leichenzug hervortreten läßt (Lied 13). Etwas anderer Art sind die Lieder, wo besondere Stände die Zustände ihrer Lebensart aussprechen, eine Dichtart, die Gleim u. a. gepflegt, die aber Uhland durch innigere Erfassung gehoben hat, wenn ihm auch nicht überall der lebendige Ausdruck gelungen ist. Hierher gehören die Lieder eines Armen (Lied 6), das Jägerlied (Lied 35), das Lied eines Gärtners (fehlt), das Lied des Gefangenen

(Lied 37), des Märtyrers Seligkeit in der Liebe Gottes (Lied 26), die Gesänge der Jünglinge und der Nonnen (Lied 7 und 16), der ursprünglich zu einem Drama gedichtete Brautgesang (Lied 18). Zuweilen spricht sich auch ein besonderer Zustand aus, wie bei dem in den Schmied verliebten Mädchen (Lied 34), bei dem den Geliebten heimkehren sehenden Gretchen (Ballade 9) und in den Winterlied des Hirten (Lied 36). Hierher gehört auch der schöne Kreis der Wanderlieder (Lied 56). Von besonderer Art sind die aus einer dramatischen Dichtung herausgebildeten Liebesklänge (Ballade 43), in welchen der verliebte Student und Jäger erzählen, wie sie in den sie jetzt beunruhigenden Zustand gekommen. Mit der Aufnahme solcher Arien unter die lyrischen Lieder war schon Goethe vorangegangen. Auch das unter die Balladen (34) aufgenommene assonirende Lied der Sieger gehört hierher, da der Ritter hier beschreibt, wie der Blick der Geliebten ihn so mächtig befeuert, daß er alle Gegner niedergeworfen. Aehnlich ist es in dem gleichfalls assonirenden Gedichte der nächtliche Ritter (Ballade 35), wo die Donna erzählt, wie ein Unbekannter, der durch seinen nächtlichen Gesang ihr Herz gerührt, im Kampfe mit Nebenbuhlern für sie gefallen. Der Ausdruck des Gefühls einer typischen Person erweitert sich bisweilen zum Gespräch, wie zwischen Mönch und Schäfer (Lied 17), Hans und Grete (Lied 32), Mutter und Kind (Ballade 25, 1). Sonderbar ist das von Keller (S. 66 f.) mitgetheilte Gespräch Jüngling und Mädchen, wo das Mädchen den sehnsüchtig nach ihm blickenden Jüngling nach seinem Hüttchen auf ferner waldiger Höhe einladet, das für sie beide auf der Aue stehe. Auch wo der Dichter in seinem eigenen Namen spricht, sind es oft Zustände, in welche er sich hineindenkt, besonders in den der unglücklichen, entsagungsvollen, seltener der glücklichen Liebe. Dieser Art sind Maiklage, mein Gesang, Entschluß, die Abgeschiede-

nen, das Thal u. a. (Lied 5, 13, 19, 24, 45 u. s. w.). Die Lieder im eigentlichen Sinne, in welchen sich des Dichters eigene Stimmung ausspricht, neigen sich bei Uhland besonders zur sinnigen, oft trüben Betrachtung hin, aber auch das Gefühl tritt häufig, wenn auch nicht immer, mit großer Innigkeit und frischem Gemüthshauche uns entgegen. Bei den Liebesliedern liegt kein wirkliches Verhältniß zu Grunde, nur das Gefühl und Bedürfniß derselben. Uhland selbst äußerte einmal in Bezug auf Schillers Liebe zu Laura: man verkenne ganz die Freiheit der Poesie, wenn man jedes Gedicht wie einen Erguß über ein besonderes Verhältniß ansehe; viel könne in dem Dichter auf dem Wege zum Gedicht vorgehn. Besonders aus manchen seiner kleinen Lieder, gleichsam bloßen Akkordklängen, spricht Uhlands volle Seele. Ueber solche kleine Lieder hat sich K. Mayer, der ein Meister in ihnen war, wenn ihm auch Uhlands Tiefe fehlte, treffend ausgesprochen.*) Vor allem muthen uns die vom Frühlingsgefühle belebten Lieder an; aber auch die übrigen von der Natur ausgehenden sind meist glücklich, oft ergreifend. Ein herzlicher Zug belebt besonders die der Liederkunst und dem Vaterlande geweihten. In den geselligen Trink- und Eßliedern herrscht bei leichtem Flusse und frischer Kraft ein glücklicher Humor. Zuweilen mischt sich eine anmuthig belebende Handlung ein, wie im Waldlied (Lied 21), im Vorabend (Lied 27). Häufig ist das Lied eine gemüthliche Erzählung, wie in Lauf der Welt, Untreue, die Zufriedenen, Nähe, Nachts, schlimme Nachbarschaft, auf der Ueberfahrt, Dichtersegen (Lied 20. 23. 25. 27. 30. 31. 54. 56). In des Sängers Vorüberziehen (Ballade 29) sieht er, als er aus dem Traum erwacht, einen Sänger sich entfernen, dessen Sang er seinen süßen Traum zuschreiben möchte. Balladenartig belebt wird in dem

*) a. a. O. II, 260 ff.

Liebe die drei Schlösser (Ballade 49) die Schilderung des Glückes, das ihm in dem kleinen Hause auf Bergesgipfel seine Clelia gewährt, durch den ausgeführten Gegensatz der zwei andern zerstörten Schlösser, zwischen denen es liegt. Die Sage von der Glockenhöhle (Ballade 85) wird nur durch drei Beispiele ausgeführt, von denen das letzte den tiefen Schmerz um des deutschen Vaterlandes Rechtslosigkeit ausspricht. Das Gedicht Lieder der Vorzeit steht mit Unrecht unter den Balladen (19), da es nur die Freude des Dichters ausspricht, daß diese Lieder jetzt endlich zu Ehren gelangen. Dasselbe gilt von des Sängers Wiederkehr (Ballade 27), die den Gegensatz des künftigen Lebens des Sängers im Munde des Volkes zu seinem Verstummen im Tode darstellt.

Wenden wir uns von den Liedern zu den erzählenden lyrischen Gedichten, so können wir die künstliche Unterscheidung von Balladen, Romanzen und Mären oder Rhapsodien, die man versucht hat, nicht billigen, wie ausführlich in den Erläuterungen zu Goethes lyrischen Gedichten II, 277 ff. entwickelt ist. Uhland gibt dieser Abtheilung seiner Gedichte die Ueberschrift Balladen und Romanzen, welcher sich auch Goethe im Jahre 1799 bei der Herausgabe seiner neuesten Gedichte und noch in der zweiten Ausgabe der Gedichte bedient hatte; erst bei der dritten setzte er statt derselben das einfache Balladen. Nur zwei Gedichte, die scherzhaften vom kleinen Däumling und vom Rezensenten, hat Uhland ausdrücklich als Romanzen bezeichnet. Im Vorwort wird bloß der Romanzen in eigenthümlicher Weise neben den Liedern in einer nicht zu ernst zu fassenden Weise gedacht. Schon beim ersten Gedanken an eine Sammlung seiner Gedichte unterschied er Balladen und Romanzen als besondere Dichtformen. Balladen faßte er „als allgemein verständlichen Kunstausdruck zur Bezeichnung von Sagenliedern in der Weise der nördlichen Völker des

Mittelalters"*); daneben stellte er Ortssagen und Märchen. Romanzen dagegen hießen ihm die Volkslieder im Tone der südlichen Völker, wie er z. B. nur von spanischen Romanzen spricht. Beide Töne in eigenthümlicher Weise nach Bedürfniß des Inhalts anzuschlagen betrachtete er als Forderung des deutschen Sängers, und in beiden Arten ist ihm Vortreffliches gelungen, wenn auch der ernste, düstere Ton seiner Begabung gemäßer war als der heitere anmuthige.

Der Artunterschied der episch-lyrischen Dichtungen liegt in der verschiedenen Mischung begründet, in welcher sich die in ihr verbundenen Elemente finden. Auf der äußersten Grenze der Lyrik liegt das Gedicht die versunkene Krone (83), das nur die Sage erwähnt, daß im Teiche eine reiche, glänzende Krone liege, und im Gegensatze dazu das behagliche Glück des freien auf dem Berge wohnenden Bauern ausführt. Im Schlosse am Meere (10) tritt die Klage über den Verlust der Prinzessin, deren sich König und Königin einst so innig freuten, im Gespräche zweier Wanderer hervor. Jede Handlung fehlt auch in der späten Ballade der letzte Pfalzgraf (75), worin dieser nur den Verkauf seiner Güter in einer seinen Charakter bezeichnenden Weise verkündet. An diese gar keine Handlung enthaltenden balladenartigen Lieder schließen sich zunächst diejenigen an, in welchen sich nur eine Schilderung findet, wie in der Ballade der Sänger (8), die aus einem bloßen Gegensatze des still am Sange sich freuenden Knaben und des am Hofe hochbeglückten Sängers besteht, oder eine ganz einfache Handlung einer Person, wie in der Nonne (2), wo die nach ihrem gestorbenen Geliebten sich Sehnende, als sie vor dem Marienbilde niederkniet, durch den Tod mit ihm vereint wird, in der Vätergruft

---

*) Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage VII, 360. Die Volksballade wird II, 588 als das eigentliche Lied vermöge ihres anschaulichen Inhalts bezeichnet.

(56), wo der als letzter seines Geschlechts durch eine innere Stimme zur Grabkapelle getriebene Ritter auf den Ruf seiner hier begrabenen Ahnen sich in den Sarg legt, in dem Leitstern (26), wo der aus der Ferne zurückkehrende Liebhaber nach vergeblichem Suchen die Geliebte in dem Hause singen hört, über dem der Liebesstern steht, in der wunderlichen Ballade der Traum (15), wo dem schönen Traum zweier einst glücklich Verbundenen die traurige Wirklichkeit entgegengesetzt wird. In Graf Eberhards Weißdorn (50) ist die Handlung ganz einfach; der Graf pflegt den in Palästina gepflückten Weißdorn und ruht als Greis unter dem daraus erwachsenen Baume. Hieran schließen sich die Balladen, in welchen bei einfachster Handlung zwei Personen hervortreten. Hierher gehören der gute Kamerad (31), eine wehmüthige Erzählung des Verlustes seines besten Kameraden neben sich, der Räuber (41), wo dieser das Mädchen, von dem sein Herz sich angezogen fühlt, seines Weges ziehen läßt, seine Blicke aber ihm sehnsüchtig folgen, das Reh (53), wo der Jäger beim Anblicke des Mädchens das Reh laufen läßt, das Schwert (67), wo der junge Held, den der alte Schmied zu schwach glaubt, von mächtiger Kraft erfüllt wird, als er das Schwert ergriffen hat, die Entsagung (1), wo die Fürstin dem Sänger zu erkennen gibt, daß sie seiner noch in süßer Erinnerung gedenkt, die Orgel und die Drossel (25, 2 und 3). Nur zwei Personen treten sich auch in Bertran de Born (44) entgegen, wo durch die Erinnerung des gefangenen Sängers an des Königs Sohn, der ihm sterbend die Hand gereicht, die unerwartete Entscheidung des Königs herbeigeführt wird, aber in jener wird uns eben der Blick in das eröffnet, was zwischen beiden früher vorgefallen. Von dieser Art ist auch die Behandlung einer neuern Geschichte in der Mähderin (24). In der Ballade der Schäfer (4) haben wir eine über eine längere Zeit sich erstreckende einfache Handlung, ebenso in dem

Kranze (3), wo eben die Veränderungen des Kranzes in den verschiedenen Lebensschicksalen der damit Begabten erscheinen. Die Ballade der Abschied (13) ist dadurch eigenthümlich, daß der Bursche von des Mägdleins Liebe nichts ahnt und gar nicht mit ihr in Verbindung kommt, zwei gleichzeitige Handlungen neben einander laufen. Obgleich mehrere Personen in den Balladen der Wirthin Töchterlein (23) und das Schifflein (28) erscheinen, so bleibt doch die Handlung einfach. In dem lustgen Volksliede der weiße Hirsch (54) treten die drei Jäger hinter einander, ohne irgend eine Einführung, redend auf. Meist hat der Dichter den Verlauf einer Handlung, eine sich weiter verzweigende Begebenheit sich gewählt, wodurch die Darstellung eine mehr epische Farbe erhält, doch wird auch hier zuweilen durch knappe Fassung eine mehr lyrische Wirkung gewonnen, wie in den Balladen des Knaben Tod (14) und die Rache (66). Aber auch durch andere Mittel hat Uhland die Ballade lyrisch zu stimmen gesucht. So stellt er in Tells Tod (84), nachdem er mit dem ewigen Kampfe der Schweizer gegen Eisgefahren begonnen und kurz die traurige Geschichte erzählt, sich selbst als Sänger hin, der den alten im Kampf mit den Elementen gefallenen Freiheitshelden besingt; die Bidassoabrücke (46) beginnt mit einer rührenden Beschreibung der von und nach der Heimat führenden Brücke; der junge König und die Schäferin (21) wird in beiden Liedern durch Erwähnung der freundlichen Umgebung des Dichters eingeleitet, die im erstern zum Sange stimmt, im zweiten mit dem, was er zunächst zu singen hat, im Gegensatz steht; in der Ballade der Waller (284) stimmt die Schilderung des Wallfahrtsortes und der großen Wallfahrt an Mariens Himmelfahrtsfeste zur Andacht. Merlin der Wilde (58) beginnt gar mit einer Anrede an den befreundeten Dichter Karl Mayer und gedenkt seines eigenen Lesens in einem alten Buche, in dem er die

Geschichte gefunden, und schließt mit einer solchen. Eine Reihe von gelungenen mehr epischen Balladen zeigt, wie geschickt er den Ton der Erzählung immer dem Charakter des Stoffes gemäß zu treffen und ein anschauliches Bild der Handlung zu entwerfen wußte, aus dem der Charakter des Helden sich in festen Umrissen hervorhebt; denn es ist ein Irrthum, wenn man behauptet hat, Uhlands Balladen zeichneten mehr den Charakter als die Handlung. Wir erinnern an seine erste volle ihm ganz eigene Ballade vom treuen Walter (11), an die drei Lieder (20), des Goldschmieds Töchterlein (22), den Rosenkranz (32), Ritter Paris (40), den Graf von Greiers (63), Graf Eberstein (64), schwäbische Kunde (63), das Rothhemd (73), das Glück von Edenhall (75), den Schenk von Limburg (77), das Singenthal (78), Lerchenkrieg (79), Ver sacrum (80) und Sängers Fluch (82). In einzelnen Balladen greifen höhere Mächte ein, wie in dem Pilger (12) und in dem Ringe (48); im letztern wird dem Ritter die vom Ringe verlangte Auskunft über die Treue der Geliebten auf wunderbare Weise zu Theil. Schauerlich rächt der Tod selbst die frevle Aufopferung von Menschenleben in dem schwarzen Ritter (17). Sonst sucht der Dichter nicht durch Gespenstergeschichten zu schrecken: Junker Rechberger (62) ist zuletzt launig gewandt, und in der Geisterkelter (61) gar die Gespenstererscheinung als Täuschung aufgelöst. Die Nixen in dem versunkenen Kloster (87) sollen komisch wirken; die Balladen Harald und die Elfen (56 f.) waren für ein elfisches Drama bestimmt, die letztere Ballade sollte von den Elfen abwechselnd im Chore gesungen werden. Besonders gern wählte der Dichter seine Stoffe aus der alten Heldenzeit, deren Darstellung ihm so trefflich gelang, weil er von ihrem Geiste voll ergriffen war. Man erinnere sich an die prächtigen lebensvollen Balladen Siegfrieds Schwert, klein Roland, Roland Schildträger,

König Karls Meerfahrt, Taillefer (68—72). Auch zur allegorischen Darstellung hat sich der Dichter glücklich der Balladenform bedient; hierher gehören die Ulme zu Hirsau (51), die Bildsäule des Bacchus (59) und die herrliche verlorene Kirche (86). Ihnen reiht sich das Märchen (88) an. Auch an ein paar launigen Balladen fehlt es nicht: auf das ihn selbst verfolgende Mißgeschick deutet Unstern (47); das Kindermärchen vom kleinen Däumling wird in einer lustigen Romanze gefeiert (38), in einer andern der Rezensent als tapferer Ritter verspottet (39). Mehrfach bedurfte der Dichter einer Theilung in zwei oder mehrere Lieder, wie eine solche auch in der ältern Balladen- und Romanzendichtung sich findet; dahin gehören der junge König und die Schäferin (21), drei Fräulein (16), Graf Eberhard der Rauschebart (76) und der Königssohn (81), in denen die Trennung durch den Inhalt bedingt ist. Diese Gedichte liegen dem eigentlichen Epos am nächsten, das auch in einzelnen Stücken gesungen wurde. In solchen, aber kleinern Romanzen ist auch der ganz in spanischer Weise gehaltene castilische Ritter gedichtet (36), während die gleichfalls spanische, ganz den spanischen Ton anstimmende Legende Sanct Georgs Ritter (37) nur in zwei Gesänge zerfällt. Ganz eigenthümlich ist der Balladenstrauß Sängerliebe (42), der durch ein eigenes Gedicht eingeleitet wird. So hat Uhland alle Töne und alle Formen der Ballade, von der liedähnlichen bis zur vollen epischen Entfaltung versucht, und in den meisten mit Glück, wenn ihm auch die deutsche Helden und deutsches Ritterleben darstellenden und die tiefgemüthlichen am vorzüglichsten gelangen. Den Stoff fand er in den mannigfachsten Geschichten und Sagen, die er mit höchster dichterischer Freiheit nach seinem Bedürfnisse umgestaltete, da ihn die Sage nicht als solche in ihrem oft entstellten Zustande anzog, sondern insofern sie des Volkes Sinn und Gefühl

aussprach; auch bildete er sich wohl Sagen aus einem einzelnen überlieferten Zuge, wie die schöne Münstersage (52), ersann auch solche ganz frei, wie die von den sieben Zechbrüdern (60). Was Uhlands Balladen auszeichnet, ist die lebendige Anschaulichkeit und rein umschriebene Zeichnung der uns den innersten Sinn der handelnden Personen seelenhaft vergegenwärtigenden Handlung, wobei der Dichter sich, wie Goethe, der einfachsten Mittel bedient, da er immer den bezeichnenden Zug auszuwählen, den ganz entsprechenden Ausdruck zu wählen weiß. Daß er in seinen Jugendballaden sich naiv über die äußere Möglichkeit hinwegsetzt, um nur die ihn anziehende rührende Situation zu gewinnen, wurde bereits bemerkt. Nur selten dürfte er von dem Tone der Volkslieder sich zu sehr haben hinreißen lassen, wie in dem übermäßig gebrauchten wohl und einzelnen Verbindungen. Die Versform ist meist einfach, wie in seinen Liedern, doch weiß er durch glückliche Anwendung der gangbaren Versweisen und bezeichnende Abweichung, besonders die Anwendung eines einzelnen reimlosen Verses und Einschiebung von Versen eines andern Rhythmus zwischen ein gleiches Reimpaar, bedeutend zu wirken. Nur dreimal hat er sich des Nibelungenversmaßes bedient, mehrfach der spanischen Romanze (romance) in kleinen vierversigen Trochäen, wo dieselbe Assonanz durch alle geraden Verse durchläuft, die ungeraden weder Reim noch Assonanz haben. Auch den Wechsel von Reim und Assonanz hatte er früher, wie manches andere, in Nachahmung der Romantiker, gewagt, aber später aufgegeben. In der Prosodie folgte er der gangbaren Freiheit der Zeit, auch in dem Gebrauche trochäischer besonders auf en und end schließenden Formen als Jamben, vor allem am Anfang der Verse, doch ward er auch hier später sorgfältiger. Ebenso wenig wie Schiller mied er den Hiatus zwischen auf einander folgenden Wörtern. Reinheit des Reimes hat er so wenig wie sein Landsmann Schiller und

Goethe ängstlich beachtet, wenn er auch später die unreinen Reime mehr mied. Die Sprache fließt rein, leicht und klangvoll, nur sehr selten wird man durch Eigenheiten oder Härten gestört, oft strömt sie mit hinreißender Gewalt oder wirkt durch malerischen Klang.

Wenn Uhland vor allem als Lieder- und Balladendichter sich auszeichnet, so können wir auch seine vaterländischen Gedichte nicht hoch genug schätzen. Flossen sie ja nicht aus zähem und eigensinnigem Oppositionsgeiste, sondern quollen aus dem lautern Borne tapfern Mannessinnes und kernhaften Muthes, für Recht und Freiheit einzustehn, und sie wehen uns mit dem frischen Hauche deutschen Gemüthes an. Mag er auch in dem Gedichte das alte gute Recht, wo es ihm galt, eben dieses genauer zu bezeichnen, sich nicht ganz auf der dichterischen Höhe gehalten haben, diese Dichtungen sind, obgleich sie sich größtentheils nur auf den Kampf Würtembergs um sein ständisches Recht beziehen, frisch aus vollem, reinem, für Recht, Volks- und Königsehre warm schlagendem Herzen geflossen und deshalb, da Uhland damals auf dem Höhepunkte der Kunstbildung stand, so rein und klar, so mannhaft und herzlich, daß sie nicht allein jenen würdigen Kampf, an den der edle von der Gunst der Regierung abhängige Dichter damals alles setzte, uns von Anfang bis zu Ende in dichterischem Spiegelbilde zeigen, sondern mit unvergänglicher Wahrheit wecken sie in jedem empfänglichen Gemüthe das Gefühl für die über aller fürstlichen Willkür stehenden Volksrechte. Ja daß es sich hier nur um ein ganz bestimmtes Recht eines einzelnen Volksstammes handelt, gibt ihnen einen festen Boden, aus dem sie eine Antäuskraft gewinnen; wirkt ja in jeder wahren Poesie immer das einzelne allgemein, so daß, was die bestimmte Person trifft oder erhebt, von jedem menschlichen Gefühle menschlich erfaßt wird. Und man meine ja nicht mit Notter, diese Gedichte nach einem ästhetischen Maßstabe beurtheilen zu wollen, wäre ungerecht. Jedes aus tiefem

Gefühl lebendig geflossene Lied eines wahren, Gehalt und Form in sich findenden Dichters ist auch nothwendig ästhetisch vollendet; richten sich ja die Anforderungen, welche die Kunst an ein Gedicht stellt, nach dessen bestimmter Art, und das politische Lied soll eben zugleich zum Gefühl und zum klaren Menschensinne reden. In der Sprache und in der Versform herrscht hier die größte Einfachheit; meist sind es jambische Verse, und zwar ist die abwechselnd reimende vier-, bei größerer Erhebung die achtfüßige, nur einmal in einem launigen Gedicht (7) die dazu passende sechsfüßige, einmal in der Anrede an den König (9) die größere Abschnitte andeutende zwölfversige Strophe gewählt. Trochäisch in Strophen aus zwei Reimpaaren ist nur die schlichte, aber unvergänglich wahre Ansprache an die Volksvertreter (5), die er ernst mahnt, fest und treu allen Tadlern, Höhnern und Schmähern zum Trotz zu verharren.

Auf diese Gedichte folgt eine noch kleinere Sinngedichte überschriebene Abtheilung, welche theils distichische Stücke, theils, und diese in buntem Wechsel, gereimte und reimlose enthält. Erstere, die durch ein hübsches Distichon eingeleitet werden, beziehen sich zum Theil auf Gestalten der griechischen Sage, an die sich ein größeres Epigramm auf Tells Platte reiht; darauf folgen einzelne knappe Sprüche in der Weise der Alten und Goethes, in denen sich der sinnige Dichter verräth. Von den übrigen hätte ein Theil, die an die Geliebte und die unter der Ueberschrift Nachruf vereinigten tief gemüthlichen an die hingeschiedenen Eltern, unter den Liedern stehn sollen, die aus einem Drama genommenen Greisenworte hätten wir gern entbehrt; die übrigen sind meist Sprüche auf Hingeschiedene, einer ist ein Reisesegen, einer ein Stammbuchblatt. Auch hier tritt des Dichters rein und innig fühlendes Herz hervor, wenn auch nicht überall das Gefühl zur lichten Klarheit sich verkörpert hat. Einzelne unter die Lieder aufgenommene Stücke, Bauern-

regel (32), an eine Tänzerin (43), auf das Kind eines Dichters (71), ständen besser hier.

Auch in den zu einer Abtheilung vereinigten Gedichten in südlichen Formen, in den Sonetten, Stanzen und Glossen, bewährt der Dichter seine Kunstfertigkeit, ohne aber eine besondere Eigenthümlichkeit zu bewähren oder überall als Sieger über die beschränkende Form, mit welcher er gern den Kampf wagte, aufzutreten. Wir hörten oben, wie er sich über die Form des Sonettes erklärte, das im Deutschen, da wir in der Abwechslung der weiblichen Reime hinter den südlichen Sprachen zurückstehen, um so mehr darauf achten müsse, daß der Gedanke dem Gesetze der Reimform entspreche. Uhland hat sich, seit er sich zu dieser Dichtform verstand (vgl. S. 20. 43), vielfach bemüht, in dieser Weise vollendete Sonette zu liefern, von denen er nur eine Auswahl in seine Sammlung aufnahm, aber auch in diesen sind wenige, welche nicht verrathen, daß den Dichter die Reimnoth gedrückt und so den Ausdruck gezwungen hat; fast nur die beiden launigen (17 und 19) sind ganz ohne Anstoß und machen einen reinen Eindruck. In der Form hat Uhland, wie auch Goethe that, im zweiten Theile überall statt zwei drei Reime; im ersten Theile reimen immer die innern und äußern Verse der kleinen Strophen, und zwar lauten alle, wie bei Goethe, weiblich aus mit einer Ausnahme (7); in der zweiten Hälfte, wo gleichfalls, zwei Fälle ausgenommen (3. 7), alle Verse weiblich enden, ist die Reimform verschieden, meist die Folge abacbc oder abcabc gewählt, doch finden sich auch andere, während Goethe nur die letztere anwandte. Glücklicher war Uhland in Gebrauch der Stanzen oder, wie er sie nannte, Oktaven. Wenn Goethe nach Heinse in den sechs ersten Versen regelmäßig weibliche Reime mit männlichen abwechseln ließ, so hat sich Uhland dies nur ausnahmsweise (22 und in der zweiten Stanze von 20) gestattet und die Reime reiner, in den bedeutend-

sten dieser Gedichte ganz rein gehalten. In der Glosse hat Uhland die gewöhnliche Form der Decime gewählt; bei dem letzten eben glossirten Verse und den ihm entsprechenden Reimversen war er natürlich an die ihm gebotene Form gebunden. Bei der gleichfalls in Decimen geschriebenen Tenzone ließ Uhland nur den ersten und dritten Reim männlich auslauten, nicht, wie der mit ihm streitende Rückert, auch den zweiten.

Ein so hoher Verehrer Uhlands wie Notter hat sich dahin ausgesprochen, daß dieser weder als Volks- noch als Kunstdichter den eigentlichen Heroen der Poesie beigezählt werden könne, da er als letzterer freilich ganz Vortreffliches, ja Einziges gegeben, aber nur wenig, und auch der Volkslieder, welche Einfachheit und Natürlichkeit mit tiefer Poesie verbänden, seien nicht viele, abgesehen davon, daß in Goethes besten Liedern noch viel mehr Poesie sich finde; dazu gehe ihm die welttiefe Grundlage des darstellenden Vermögens ab. Geben wir auch zu, daß unter Uhlands Liedern und Balladen einzelnes unbedeutender und weniger gelungen ist, so hat er doch in so vielen Dichtungen Natur und Landschaft glücklich idealisirt, in so vielen die vollsten Töne deutschen Gemüthes angeschlagen, in so vielen die heldenhafte Ritterzeit verklärt, sie ohne alle Ziererei der Romantik uns zurückgezaubert, in so vielen treue entsagungsvolle Liebe, deutschen Muth und deutsche Sangeslust unvergänglich ins Herz gesungen, daß er unter den deutschen Dichtern den Ehrenplatz des Romantikers im edelsten Sinne des Wortes neben unsern großen klassischen Dichtern behauptet, die er durch allseitiges Verständniß und künstlerische Wiedergabe deutschen Wesens übertrifft, da seine Poesie auf innigstem Nachfühlen des deutschen Volksgeistes beruht, ohne des besonnenen Kunstverstandes zu entbehren. Wir wissen, daß ihm selbst der Guß kleiner Lieder nicht sofort gelang, er oft zwei Tage dazu gebrauchte, ja zuweilen das Begonnene lange Zeit liegen

ließ, da es ihm nicht genügte. Freilich könnte man meinen, hier zeige sich eben, daß er, als er zur Dichtung schritt, sich noch nicht klar gewesen, aber der volle Zusammenklang selbst kurzer Lieder gelingt nicht immer; bekannt ist, welche ängstliche Feile Heine anwandte, ehe ihm solche gelangen, die uns wie der frische Guß des Augenblicks erscheinen, und selbst Goethe hat mit vielen seiner Balladen und anderer Gedichte lange sich getragen und an dem Entwurf viel geändert, ehe ihm die Form voll und rund gelungen schien. Ein tiefes, reines, innig sich versenkendes Gemüth, verbunden mit sorgsam gebildetem Kunstverstande und Schärfe des Urtheils, die Schwab an Uhland so sehr auffiel, mußte Dichtungen schaffen, die dauernd anregen, das deutsche Gemüth, dem sie entsprossen, immer neu und frisch anheimeln; und dieser sind nicht wenige, es ist ein ganzer voller duft- und farbenreicher Blumenstrauß, den er dem deutschen Volke bot, das ihn mit stets wachsender Liebe sich angeeignet hat, das noch immer von ihm, selbst von seinen seit siebzig Jahren duftenden Jugendliedern sich angezogen fühlt und für dessen Schulen man eben jetzt eine umfänglichere Verwendung Uhlands als echten deutschen Sängers erstrebt.*) Das ist das Siegel eines Klassikers, eines mustergültigen Dichters für sein Volk.

*) Vgl. Schleußner über die Nothwendigkeit und den Plan der Uhlandlektüre auf den höheren Schulen, im bielefelder Schulprogramm 1876.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Erläuterung der Balladen und Romanzen.

1. Entsagung.

Am 18. und 19. Februar 1805 gedichtet. Es ist in der Ausführung eines der ausgezeichnetsten von Uhlands Jugendliedern. Beide Liebende haben entsagt, weil der Unterschied des Standes eine Verbindung unmöglich machte. Der auf dem Schlosse geborene Harfenspieler (Str. 2, 7) hat in der Jugend mit der Prinzessin vertraulich zusammengelebt; von Liebe gequält, ist er in die Welt gezogen, wo er sehnsüchtig sich abhärmte (das sind die trüben Wolken Str. 5, 4); im Alter kehrt er zurück, um von der noch immer unvermählt auf dem Schlosse ihrer Väter weilenden ihrer Liebe treu gebliebenen Jugendfreundin (Str. 2, 1) zu vernehmen, daß sie seiner und ihres jugendlich frohen Zusammenlebens noch gedenke. Am Abend ist er ins Dorf gekommen; in den festlichen Kreis mochte er nicht treten, da er kein fröhliches Lied, nur die Klage um seine unglückliche Liebe, und das Glück seiner Jugend singen kann. Seine Erinnerung möchte sich ganz in seine Jugendzeit zurückversetzen; die Geliebte jetzt wiederzusehen ist ihm unmöglich, da ihr jetziger Anblick jene Erinnerung ganz verscheuchen würde, nur soll sie ihm sagen, daß sie seiner noch gedenke. Vorausgesetzt wird, daß der Sänger in später Nacht singt, wo die Gesellschaft schon entlassen ist, die Prinzessin sich allein auf ihrem Zimmer im Thurme befindet (vgl. Str. 1, 7). Auch sie ist unterdessen gealtert, da beide zusammen

jung waren. Glücklich wird die Erzählung durch eine belebte Frage des Dichters, der zuerst die Gestalt nicht unterscheiden kann, eingeleitet.*) Er gedenkt dabei nur der nothwendigen Züge. Die schöne Fee Str. 3, 7 könnte man auf die Erinnerung (Str. 4, 2) deuten wollen, aber dann bliebe das Sinken in den Klee (Str. 3, 5) unerklärlich; Str. 5—8 enthalten eben eine Erinnerung an ihre glücklich verlebte Jugendzeit; die Fee ist die ihn aufsuchende Geliebte selbst.

2. Die Nonne.

Fast einen Monat früher als das vorige Lied, am 20. Januar 1805, gedichtet. Die Jungfrau, die der Liebe zu dem Erwählten ihres Herzens entsagen mußte, ist ins Kloster gegangen und hat ihre Liebe der Himmelsjungfrau aufgeopfert. Als sie die Nachricht von dessen Tode**) empfangen (wo er gefallen, daß er etwa aus Verzweiflung, wie der Toggenburger, in den Krieg gezogen, wird nicht gesagt), fühlt sie ihr Herz getroffen, aber sie freut sich, daß sie ihn nun, wo er allen irdischen sie trennenden Verhältnissen entrückt ist, lieben darf. Die Muttergottes aber belohnt ihre sehnsüchtige Liebe dadurch, daß sie die Nonne durch einen raschen Tod mit dem Geliebten vereinigt. Daß die Unglücklichen auf ihr Gebet durch den

---

*) Sonderbar steht entwandeln (1) für hinwandeln, da es eigentlich davongehn bezeichnet. Wäre an das Wegwandeln von einem Orte, etwa einer Laube, zu denken, so müßte dieser Ort genannt sein. – Bleich (2) ist ihm der Schein der Sterne (ein toller neuerer Druckfehler war Sonne) im Gegensatze zur Sonne (Str. 2, 8), etwa auch zum kerzenhellen Saale (Str. 3, 1). – V. 5 lautete nach Notter S. 26 ursprünglich: „Was mag ihm beschieden sein?" — Ach (5) drückt des Dichters Mitleid mit dem Alten aus.

**) Buhle, im guten Sinne, wie so häufig bei Uhland nach dem Volksliede. Vgl. die Erläuterungen zu Goethes lyr. Ged. II, 338*.

Tod befreit werden, ist eine geläufige Vorstellung.*) Die Reimform hat dadurch etwas Schmerzliches, daß dem ersten der fünf Verse kein Reimvers entspricht. Ganz anders ist es, wenn der letzte Vers ohne Reim ausklingt, wie in Goethes neuem Amadis. Gewöhnlich reimen in solchen fünfversigen Strophen V. 1, 3 und 5 oder auch 1, 3 und 4. Die Jamben sind rein gehalten; denn eine wie im Volksliede, eigentlich als 'ne gedacht (vgl. 3 Str. 1, 4), ist keine Ausnahme. Eine ähnliche Reimform finden wir in Ballade 30, wo alle Freuden die Erde verlassen.

3. Der Kranz.

Acht Tage nach 2 gedichtet. Es ist nichts weniger als eine Allegorie von „des Mägdleins Liebe und Leben im Bilde der wachsenden, sich mehrenden (?) und welkenden Blümlein". Die Fee begleitet das blumenliebende Mägdlein (die edlere Form) theilnehmend durch ihr ganzes Leben, ja auch noch nach dem Jenseits, zu welchem diese die nachtrauernde Liebe zu dem heimgegangenen Kinde zieht. Alle äußern Verhältnisse des Mägdleins werden geschickt übergangen. Das Ganze ist fast ätherisch gehalten. Das volksthümliche wohl findet sich hier wie 2 Str. 3, 2, ursprünglich auch Str. 6, 2,

---

*) Zag ist ihr Schritt (Str. 3, 1), weil sie noch nicht weiß, ob sie wirklich den Gestorbenen jetzt lieben darf; der reinen Jungfrau will sie ihr Herz vertrauen, und als sie vor dem Marienbild (Uhland braucht das fremde Mariabild. vgl. Sanct Mariens Bild 33 Str. 7, 1) kniet, fühlt sie sich schon von himmlischer Ruhe erfüllt. — Der lichte Schein (Str. 3, 3) fällt auf das Muttergottesbild, während der Mond die im Klostergarten zu ihm Wandelnde nur trüb beschienen hat (Str. 1, 3). — Muttermild schaut Maria auf sie, weil sie ihr Gelübde treu gehalten. — Sehr schön bezeichnet das Niedersinken des Schleiers das Senken des Kopfes der Todten. — Nur das bis Str. 4, 3 dürfte etwas anstößig sein, da es auf ein längeres Hinschauen deutet, während wir uns einen raschen Tod denken. Ein und hätte wohl den Vorzug verdient.

wo es in ach verändert wurde, und so ungemein häufig bei Uhland. Nur der werthe (ihr werthe) Kranz Str. 7, 2 fällt gegen die übrigen glücklich gewählten Beiwörter etwas ab; aber Uhland braucht werth im Sinne von kostbar. Vgl. 32 Str. 1, 4 den werthen Rosenkranz. Daß der letzte Vers um einen Fuß kürzer ist, wie auch in Ballade 4, wirkt wie ein nicht voll auslautender Akkord.

4. Der Schäfer.

Das einen Tag nach Ballade 3 in demselben Versmaße geschriebene Gedicht erklärt Heine für das schönste aller uhlandischen Lieder. Die Königstochter wird, als sie den schönen Schäfer vorüberziehen sieht, von so sehnsüchtiger Liebe ergriffen, daß sie ihm verräth, wie gern sie zu ihm herunterkäme, was diesen zum Geständnisse treibt, daß er nach ihrer Nähe verlange. Tagtäglich zieht er seitdem am Schlosse vorüber, wo er immer die Königstochter begrüßt, diese ihm freundlich erwiedert. Im Frühjahr sucht er die Geliebte vergebens am gewohnten Platz, und als er ihr endlich in tiefstem Schmerze, sie nicht zu sehn, den gewohnten Gruß zuruft, nimmt ihr noch das Schloß umgebender Geist auf immer von ihm Abschied; denn die Worte: „ein Geisterlaut herunterscholl", scheinen die Deutung auszuschließen, sie habe nicht sterben können, bis sie noch einen Gruß von ihrem Schäfer vernommen. Daß sie aus Sehnsucht nach ihm verschmachtet sei, ist in der letzten Strophe nur leise, aber um so ergreifender angedeutet. Bei der glücklichen Kürze, der sich der Dichter bedient, wird auch nicht ausgesprochen, daß während des Winters der Schäfer nicht mehr am Schlosse vorübergezogen ist.*)

*) Anstößig könnte der Ausdruck zum Schlosse ziehn (Str. 6, 3) scheinen, aber er soll bezeichnen, daß sein ganzes Sehnen nach dem Schlosse geht, dieses, nicht die in der Nähe liegende Weide, das Ziel seines Sehnens ist. — Str. 2, 3 f.

5. Die Vätergruft.

Das Gedicht fällt in die Tage vom 5. bis zum 7. Juni 1805. Das gewöhnliche jambische Versmaß wird durch den häufigen Gebrauch des Anapästes, der aber nicht mehr als einmal in einem Verse sich findet, besonders belebt. Hatte Uhland in dem König auf dem Thurme (Lied 4) den Helden seine Sehnsucht nach dem Jenseits aussprechen lassen, so wird hier der letzte Ritter seines Geschlechts auf etwas wunderliche Weise, wie der biblische Ausdruck heißt, zu seinen Vätern versammelt. Es treibt den Alten in voller Rüstung zu der hier fern von seinem Schlosse, nicht etwa auf einem Berge, sondern auf der Heide liegenden Begräbnißkapelle seines Geschlechts, wo seine Ahnen ihn auffordern, sich in den für ihn bereit stehenden Sarg zu legen, was er mit Ehren thun kann. Bei dem Ruhen auf dem Schilde kann man daran denken, daß man den Letzten des Geschlechts mit Schild und Helm begrub, worauf Schiller im Tell II, 1 deutet.*) Der Charakter des Schauerlichen ist glücklich gehalten, Ausdruck und Klang bezeichnend.**) Notter bemerkt, das Gedicht werde auf den Lippen des Lesers fast zum Gesang.

6. Die sterbenden Helden.

Unter der Aufschrift die sterbenden Helden schon am 14. Juli 1804 geschrieben, das älteste aller in die Sammlung auf-

---

kann der Gegensatz von hier und dort leicht irre führen. — Entgegenbot (Str. 3, 1), eigenthümlich für erwiederte; eigentlich steht es wie entgegentreten. Aehnlich wird entbieten gebraucht. — Des thät (Str. 6, 2), das Uhland gern gebraucht (wie 5 Str. 3, 2. 5, 1 und auch später noch), hatte sich auch Goethe bedient. Vgl. die Erläuterungen zu den lyr. Ged. II, 340*.

*) Str. 4, 4 stand früher: „Und nahm zum Pfühle".

**) Die Beiwörter sind glücklich gewählt; nur die kühle Stätte (Str. 4, 1) kommt etwas sonderbar, nachdem der Halle schon gedacht ist (Str. 2, 2). — Mochte am Schlusse ist volksthümliche Umschreibung.

genommenen Gedichte. Der junge Dichter, der sich in seinen Saxo Grammaticus vertieft hatte, läßt hier einen schwedischen Helden nebst seinem Sohne im Kampfe gegen die eingedrungenen Dänen fallen. Die Namen Sven und Ulf nahm er aus Saxo*), auch den unglücklichen Einfall Haralds in Schweden, der selbst mit dreißigtausend Rittern fiel, während Ringo zwölftausend verlor. Vgl. zu Ballade 56. Bei der Dichtung dieses Wechselsanges schwebte dem Dichter wohl das vor, was Saxo gegen Ende des siebenten Buches von Gunno und dessen Sohn Grimo erzählt. Als Olo dieselben bei einem Raube tödtlich verwundet hat, fordert letzterer den Vater in grimmiger Wuth auf, mit ihm, wenn sie auch fast verblutet, auf Olo loszugehn, dessen Schultern zu treffen, ihm die Hände abzuschlagen und so durch heldenhafte Tapferkeit sich ewigen Ruhm zu erwerben; Olo müsse mit ihnen zur Unterwelt hinab und seine Asche mit der ihren in derselben Urne vereinigt werden. Gunno stimmt dem Aufrufe des Sohnes bei. Saxo gibt die Rede des Sohnes in asklepiadeischen Versen, die Antwort des Vaters in Distichen. Uhland wollte neben dem Schmerz des jungen schwedischen Helden, so früh vom Leben zu scheiden, die Aussicht der im Kampfe für das Vaterland Gefallenen schildern, in Walhalla von Allvater Odhin festlich empfangen zu werden und dort ewig mit ihm zu tafeln. Daß daselbst die Geliebten mit den Helden verbunden sind und Gesänge wie auf Erden bei dem Mahl erschallen, ist bloße Zuthat, welche unser Dichter, um Sven zu trösten, sich gestattete. Sven klagt zuerst, daß er so früh dahin müsse**), nicht mehr Mutter und Geliebte schauen

*) Dieser nennt am Anfange des achten Buches unter den Fürsten, die zu Harald standen, Suen, unter denen auf Seiten des Schwedenkönigs Ringo Ulf.

**) Die Norne. Der drei Nornen, der Schicksalsgöttinnen, welche die Lebenszeit des Menschen bestimmen, gedenkt die Edda. An die Nornen als Walküren ist hier nicht zu denken. Vgl. die Erläuterungen zu Klopstock I, 369 f.

werde, wobei er die letztere als Sängerin bezeichnet, insofern auch sie zur Harfe singt, und hervorhebt, wie sie nach seiner Rückkehr späht. Sonderbarer ist die zweite Klage, daß er seinen Festgesang über Liebe und Streit von Helden (ein bestimmter sollte doch genannt sein) noch nicht vollendet habe; der Ausdruck ist hier zu unbestimmt und nicht recht treffend.*) Die dritte Klage, der eigentliche Hauptpunkt, wird mit denselben Versen wie die erste eingeleitet. Sein Bedenken, daß die zwölf Richter, die in Walhalla herrschenden Asen, ihn nicht zulassen werden, weiß der Vater desto leichter mit der Bemerkung, daß er den Heldentod fürs Vaterland gestorben, zurückzuweisen, als sie mit zur Flucht der das Vaterland bedrängenden Feinde, welche er eben gewahrt, beigetragen, und sie als Sieger ins Jenseits kommen werden, und so fordert er begeistert den Sohn auf, mit ihm zu Walhalla, das sich ihnen schon geöffnet hat, sich hinaufzuschwingen. So erhält das Gedicht einen belebten dramatischen Schluß. Zur Reimform vgl. S. 6.

7. Der blinde König.**)

Die am 23. und 24. August 1804 gedichtete Ballade wurde vor der Aufnahme in die Gedichtsammlung am 5. Dezember 1814 umgearbeitet. Den Stoff bot Saxos Erzählung im vierten Buche von Uffo, über dessen Geschichte Uhland in den Vorlesungen über Sagengeschichte der germanischen und romanischen Völker ausführlich berichtete.***) Als der Dänenkönig Wermund altersschwach und blind geworden, ließ ihn der König von Sachsen durch Gesandte auffordern, ihm das Reich, das er nicht mehr zu beherrschen vermöge, abzutreten

*) In Ulfs Erwiederung ist das nachschlagende du (V. 6) hart.

**) Vgl. Eichholtz, Uhlands französische Balladen S. 3 ff.

***) Vgl. Uhlands Schriften VII, 213 ff.

oder, wenn er einen Sohn habe, diesen mit seinem Sohne über den Besitz des Reiches kämpfen zu lassen. Auf Wermunds Anerbieten, er selbst wolle mit dem so ungerecht ihm sein Alter vorwerfenden und sein Reich in Anspruch nehmenden Sachsenkönige kämpfen, erklärten die Gesandten, ihr König werde sich nicht der Schmach aussetzen, daß er mit einem Blinden kämpfe, und sie bestanden auf dem Kampfe der Söhne. Wermunds Sohn Uffo, der ihm erst im vorgerückten Alter geboren worden, war freilich außerordentlich groß und stark, aber er galt für stumpfsinnig und stumm. Darauf hatte der Sachsenkönig seinen Plan gegen Wermund gegründet. Zum allgemeinen Erstaunen begann Uffo zu sprechen, und bat den Vater um die Erlaubniß, den Gesandten zu antworten. Dieser fragte, wer da spreche. Da man erwiederte, Uffo sei es, klagte er, daß nicht bloß die Fremden, sondern auch die eigenen Diener seines Unglücks spotteten. Auf ihre Versicherung, sie sagten die Wahrheit, erwiederte Wermund, es stehe jedem frei seine Meinung zu sagen. Da sprach Uffo zu den Gesandten, es fehle Wermund nicht an einem Sohne und Nachfolger, der bereit sei mit dem Sohne des Sachsenkönigs zu kämpfen, ja dazu auch noch mit dem stärksten Manne, den dieser mitbringen werde. Ausführlich wird dann beschrieben, wie der Vater sich erst durch die Berührung des Sohnes überzeugt, daß sein Sohn es gewesen, der so tapfer gesprochen, wie diesem kein Panzer weit und kein Schwert stark genug ist, bis Wermund ihm zuletzt sein berühmtes, längst vergrabenes Schwert Skrep verschafft, das mit einem Schlage auch das Härteste entzweischlägt. Als Kampfplatz hatte man eine Insel der Eider bestimmt, wohin Uffo sich allein begab; der Sohn des Sachsenkönigs erschien mit einem riesigen Kämpfer. Das Volk stand rings um das Ufer. Wermund hatte sich am äußersten Ende der Brücke aufgestellt, um, sollte sein Sohn fallen, in den Wogen des Flusses seinen Tod zu finden. Da Uffo, als er von beiden Gegnern zu-

gleich angegriffen wurde, sich vorsichtig zurückhielt, um zu sehn, wer der stärkere sei, den er zuerst tödten müsse, fürchtete Wermund, aus Gefühl seiner Schwäche lasse Uffo sich die Schläge der Gegner gefallen. Deshalb näherte er sich noch mehr dem Rande der Brücke, um sich sofort herabstürzen. Kaum aber hatte dieser den andern Streiter vom Königssohne durch List getrennt, so schlug er ihn mit dem ersten Schwertstreich mitten durch. Da rief der Alte, über den Ton (des Schlages) erfreut, er höre das Schwert seines Sohnes. Auf seine Frage, wo er den Gegner getroffen, hörte er zu seiner höchsten Freude, daß er ihn in zwei Theile geschlagen, worauf er sich etwas vom äußersten Ende der Brücke zurückzog. Ebenso tödtete Uffo den Königssohn; auch diesmal rief Wermund, er höre den Schlag seines Schwertes. Als er dann vernahm, auch dieser sei getödtet, liefen ihm Freudenthränen aus den Augen. Uhland bemerkt*), in poetischer Hinsicht habe sich die Sage bei Saxo zu einem der anziehendsten Bilder abgerundet, das Ganze sei ohne mythische Beimischung innerlich, vom Gemüthe, belebt und in einfachen ausdrucksvollen Situationen anschaulich gemacht. Daß der Held in seiner Jugend dumpf und träg erscheine, habe die Sage mit andern gemein, eigenthümlich sei ihr die Zusammenstellung des stummen Sohnes mit dem blinden Vater, aber dennoch hat Uhland bei der Bearbeitung die Stummheit mit der Jugend vertauscht. Schön und sicher sei die Haltung des blinden Greises durchgeführt; er erkenne den Kampf an dem altvertrauten Klange seines Schwertes. Daß das Heldenschwert seinen eigenen Klang wie der Mensch seine Stimme habe, finde sich sonst in den Sagen, aber, auf den alterblinden König angewandt, werde dieser Zug eindringlicher und bedeutsamer.

Die ausführlich von Saxo erzählte Geschichte mit allem, was

---

*) a. a. O. S. 216 f.

dieser von Wermunds frühern Thaten berichtet, hätte zu einer Reihe von Balladen genügenden Stoff geboten, aber den jungen Dichter zog nur die Angst des in äußerste Noth versetzten blinden Vaters um seinen Sohn und dessen unendliche Freude über die glückliche Rettung an; das, was die Noth des Reiches und den dadurch erregten Heldenmuth des Sohnes betrifft, ließ er zur Seite, ihm galt es nur die Angst des Vaters möglichst zu vermehren, was er glücklich dadurch erreichte, daß er ihn für seine beiden Kinder zugleich in allerbangste Sorge setzt, so daß der glückliche, aber, wie er fürchtet, höchst ungleiche Kampf des Sohnes die Rettung der Tochter gilt. Man verdirbt die schöne Ballade, wenn man darin eine nüchterne sogenannte Idee sucht, etwa daß „des Heldengreisenalters Zierde und Wonne würdige Nachkommen seien, eine Tochter, die durch zarte Liebe und die schöne Kunst des Gesanges tröste, ein Sohn, der des Hauses Ehre schütze und angethane Unbill räche". Aerger kann man Uhland nicht verballhornen.

Auch hier wird die Erzählung durch eine bewegte Frage eingeleitet. Diese mit der Antwort bietet uns ein lebendiges Bild des unglücklichen Königs, der am Meer einer Insel gegenüber steht. Sein Ruf in Str. 2 gibt eine rührende Schilderung seiner Noth, wogegen die dritte den übermüthigen Räuber uns selbst vorführt, dessen Riesenstärke alle Ritter*) des Königs zurückscheucht, der, da keiner sich für ihn regt, fragt, ob er sich denn ganz allein befinde, da er niemand sehn kann, und doch glauben muß, er sei von seinen Rittern umgeben. Nur sein einziger junger Sohn will den Kampf wagen. Der Vater fürchtet freilich die Riesenstärke des Gegners, aber es ist sein Sohn und der warme Handdruck, mit welchem dieser die Bitte

*) Uhland braucht dafür hier immer das uns sonderbar auffallende Fechter, wozu er durch Saxo veranlaßt wurde, der so athleta braucht. In der prosaischen Erzählung hat Uhland Kämpfer oder Kämpe.

begleitet, bürgt ihm für dessen Heldenmuth. So gibt er ihm denn sein Heldenschwert, das er uns damit bezeichnet, daß die Sänger (die Skalden) es gepriesen, wie die Schwerter der bedeutendsten Helden im Liede gefeiert wurden. Seiner Furcht gibt der blinde König zuletzt nur dadurch Ausdruck, daß, wenn er falle, ihm nichts übrig bleibe, als, da er dann nichts mehr habe, im Meere den Tod zu suchen. Die lebhaften Schilderungen des erst besorgten, dann freudig gespannten Lauschens des Alten und seiner Freude, da er nun noch einem glücklichen Alter und einer ehrenvollen Bestattung entgegensehn darf, sind eben so einfach schön gehalten, wie die knappen Antworten auf seine Fragen (die Antwortenden werden mit Recht nicht genannt, sondern die Antwort als eine allgemeine gedacht) höchst bezeichnend.*) Besonders schön ist des Blinden Frage: „Was hör' ich — rauscht?“ Er weiß wohl, daß es nur Sohn und Tochter sein kann, will es aber bestimmt auch von andern hören. Den Namen Gunilde fand Uhland mehrfach bei Saxo, so von der treuen Gattin Asmunds, welche diesem im Tode folgt.

Im Jahre 1814 änderte Uhland nicht bloß das ursprünglich wechselnde Versmaß und den einzelnen Ausdruck, sondern dichtete manches ganz um. Ursprünglich hieß die erste Strophe:

Ein blinder König zog zum Meer,
In graugelocktem Haar,
Es schritt um ihn mit Schwert und Speer
Der edlen Fechter Schaar.
Und als er kam zur Ufershöh',
Da rief er jammervoll,
Daß gegenüber in der See
Das Eiland wiederscholl,

---

*) Der hohe Stein, von welchem herab er ruft, deutet auf das Felsenufer, nicht etwa auf einen Stein, auf welchen sich der König mittlerweile niedergelassen.

aber schon 1814 änderte er die Strophe, wie wir sie jetzt haben, nur stand damals V. 1 der edeln Fechter, V. 5 „Er jammert von der Klippenhöh", V. 7 „Daß drüben in der dumpfen See". Str. 3 fand sich früher V. 3 Harfenklang, V. 5—8 lauteten:

Hier steh' ich klagend am Gestade;
Der Jammer beugt mein Haupt.
Ha, Schande dir, aus stillem Bade
Hast du sie mir geraubt,

wo also ohne Noth die Art des Raubes bezeichnet wird. Str. 3, 4—4, 4 hatten früher die Fassung:

„Zwar bin ich nicht von Königsblut,
Doch hab' ich Kraft und hohen Muth.
Deinen Besten sende mir zum Streite!
Laß sehen, wer die Braut erbeute!"*)

Und den blinden König fasset Graun
Ob solcher stolzen Rede;
Und seine edeln Fechter schaun
Hinüber still und blöde.

4, 5 stand des Vaters Hand, 6 Sein rascher, 7 „Wohl wag' ich diesen kühnen Stand", 8. „Auch mir ist Kraft". Str. 5 lautete:

„So willt du zu dem Kampfe gehn**)
In Jugendungestüm?
Schon mancher traut' ihn zu bestehn,
Ach! alle sanken ihm!***)

*) Die Verse wurden schon 1804 also umgeändert:

Wohlauf, ihr Wächter an dem Throne!
Die holde Braut dem Sieger lohne!

**) Bereits 1804 geändert in „du ihm entgegen gehn".

***) Diesen Zug vermißt man jetzt.

Doch nimm dies Schwert, die starke Wehr,
Das die Skalden all besingen!
Und sinkst auch du, so soll das Meer
Hier unten mich verschlingen.

Str. 6 fand sich V. 1 schäumt und rauschet, 2 Der Kahn wohl, 3 „Und der König steht und lauschet", 4 „Und sie schweigen all'", dann der Schluß der Strophe in der schwachen Fassung:

Doch bald ertönt vom Felsenhang
Der Schilde Stoß, der Schwerter Klang,
Der Fechter Dräun hernieder,
Und die Buchten hallen wieder.

Die folgende Strophe lautete ursprünglich:

Da spricht der König rasch und bang:
„O sagt, es ist ein starker Klang
Meines Schwerts herübergewehet.
O sagt mir, was ihr sehet!"*)
„Der Räuber, ha! er taumelt schon,
Er stürzt, er zuckt im Blut."**)

Str. 8 stand V. 2 „Und der König steht zu lauschen", 4 „Mit den Ruderschlag und Rauschen?" 8 „Deine Tochter zart und mild!", Str. 9, 2 Der Vater da, 3 noch heiter über wonnig geschrieben, 5 „Du legst, o Sohn, zu mir hinein", 6 „Das Schwert, die starke Wehr", 7 f. Du, Holde, singst im Sternenschein Die Klage, sanft und hehr!"

---

*) Schon 1804 also geändert:

Da ruft der blinde Greis so bang:
„Wohl hört' ich einen starken Klang
Meines Schwerts herüberwehen.
Sagt an mir, was geschehen!"

**) Auch hier trat schon 1804 die Aenderung ein: „Er stürzet in sein Blut."

8. Der Sänger.

Am 10. Juli 1805 gedichtet. Der Sänger, der im stillen am Busen der Natur sich ausgebildet, gewinnt hohen Ruhm, wenn er, zum Jüngling herangereift, auf seinen Wanderungen bei großen festlichen Versammlungen oder im Königssale singt; bei letzterm verweilt der Dichter, um das hohe Glück zu schildern, daß er nicht bloß höchsten Ruhm, sondern auch die Ehre genießt, von edlen Frauen bekränzt zu werden. Die Herzensfreude, welche der Schluß bezeichnet, bildet einen offenbaren Gegensatz zum Gefallen der Elfen, die hier doch etwas sonderbar hereinkommen (vgl. zu Ballade 56), und dem eigenen Gefallen an den bewußtlos ihm entquellenden Liedern in der ersten Strophe. Seltsam sagt Sintenis, Goethe besinge im Sänger die einzelne Situation, Uhland eine längere Periode oder den ganzen Lebenslauf.

9. Gretchens Freude.

Am 14. September 1805 gedichtet. Eine unendlich frische Darstellung des Glückes, welches das Mädchen bei dem Anblick des von dem Turnier*) siegreich zurückkehrenden in treuer Liebe ihr zugewandten Königssohnes**) empfindet, dessen Gruß ihr gilt und dessen herzigen Liebesbesuch sie am Abend erwartet. Str. 3—6 gefällt sie sich im Gegensatz des muthigen Ritters und des mit ihr so minniglich spielenden treuen Liebesherzens. Dramatisch belebt wird das Lied durch den Gruß des Vorüberreitenden (Str. 7 f.) und durch die Erinnerung, daß er in des Vaters Schloß einkehrt, um Abends

*) Turnei ist die den Romantikern beliebte aus den Minnesingern genommene Form, bei welcher das provenzalische tornei zu Grunde liegt. Uhland braucht es in den lyrischen Gedichten regelmäßig, sonst Turnier.

**) Im ersten Druck im Pantheon stand Str. 2, 3 adelich statt ritterlich.

von dort zu ihr zu schleichen. Das Lied ist eben nur eine glückliche Schilderung dieser Situation, wobei man von der Sittlichkeit dieses Verhältnisses absehn muß. Eine viel tiefere Neigung zeigt freilich Goethes Klärchen in Egmont.*)

10. Das Schloß am Meere.

Am 4. und 5. Dezember 1805 gedichtet. Eine durch den Gegensatz das Gefühl tief ergreifende Darstellung des Schmerzes des Königs und der Königin um den Verlust der blühenden Tochter. Wir haben uns zwei Wanderer zu denken, von denen der eine an den andern, den sein Weg am Schloße vorbeigeführt, die Frage richtet, ob er das hohe, froh belebte, schöne Schloß auf dem Felsen am Meere und König und Königin mit der Tochter darin gesehen. Der Gegensatz ist mit feinem Sinne ausgeführt, auch darin, daß der erstere es in lieblicher Heiterkeit im Abendroth eines sonnenhellen Tages gesehen, wo es ihm bald in die spiegelhelle Flut unter ihm hinabsteigen, bald in die goldenen Wolken sich erheben zu wollen schien, der andere in der trüben Beleuchtung einer nebligen Mondnacht. Als aber der Abend kam, hörte der eine das stürmische Branden des Meeres, während an dem nebligen Abend, wo der andere es schaute, das Meer düster ruhte. Das frische Branden des Meeres dient dem Dichter nur gleichsam als einleitendes Bild zu dem vom Schlosse herabschallenden heitern Sang und Saitenspiel bei festlicher Versammlung (vgl. Ballade 1 Str. 3, 1 ff.); ihm entgegensteht das

---

*) Des Ritterspieles Dank ist der ihm von schöner Hand ertheilte Preis, den er am Helme befestigt hat. Hier wird er von Gold gedacht, wogegen er Ballade 32 nach der Sitte der Zeit ein Rosenkranz ist. — Bei dem Hinknieen vor dem Könige in der vorletzten Strophe denkt sie sich ihn als Abgesandten seines königlichen Vaters, der ihm zum Turnier seinen Helm gegeben.

Klagelied, das der andere hört, was nicht auf den Trauergesang eines Sängers, sondern auf die Jammerklage der verzweifelnden Eltern geht. Der Wechsel zwischen der Mehrheit und der Einheit von Halle soll keineswegs bezeichnend sein. Der Fragende, der schon vernommen, daß im Schlosse Trauer herrsche, kann die freilich hiernach etwas unzeitige Frage nach König und Königin nicht unterdrücken; die erregte Sorge fühlt sich eben gedrängt, das ganze geahnte Unglück zu vernehmen.*) Das Gedicht ist freilich etwas stark romantisch gefärbt, besonders darin, daß König und Königin mit Krone und Königsmantel, die Tochter an der Hand, oben einherwandeln und dort von unten gesehen werden. Mehrfach tritt hier der Anapäst, einmal ein doppelter in demselben Verse, statt des Jambus ein. Auffallend häufig erscheint der Trochäus an der Stelle des Jambus (V. 2. 14. 16. 18. 21. 25. 27. 28).**) Man kann das Gedicht nicht schlimmer mißverstehn, als wenn man in dem Fragenden einen Königssohn sieht, der auf dem Schlosse gastliche Aufnahme gefunden und „seitdem das Bild der schönen Jungfrau im Herzen trägt". Daraus hat man denn herausgesponnen, ein langwieriger Kriegszug halte ihn fern von der Heimat zurück, und er lasse einen fahrenden Mann, der aus dem Lande seiner Sehnsucht gekommen, in sein Zelt rufen, den er nach dem Schlosse frage, ohne aber das Geheimniß seiner Liebe zu verrathen. Wenn dies die Absicht des Dichters gewesen, so wäre die Ausführung völlig verfehlt. Uhland deutet auch sonst wohl das Unglück des Liebenden bloß an, aber, wo es gerade dieses galt, konnte er unmöglich es völlig übergehn.

---

*) Darführen, hinführen, ist ungebräuchlich. Luther sagte so: „Also ward Herr Leonhard dargeführt."

**) Statt golden, goldnen (Str. 1, 3. 6, 4. 7, 4) stand ursprünglich gülden, güldnen, Str. 7, 2 lichte statt schöne.

11. Vom treuen Walter.

Diese erste von einer Handlung belebte, frei gebildete Ballade ward am 9. und 16. Dezember 1805 im Versmaße von Goethes untreuem Knaben gedichtet. Die dramatisch belebte Darstellung ist meisterhaft durchgeführt, die äußere Handlung so klar gezeichnet, wie das tiefe Gefühl des Liebenden, daß mit der Treulosigkeit der Geliebten, bedauert er auch in der Gefallenen noch die einst seinem Herzen Theure, all seine Liebe auf ewig hin ist, wahr und ergreifend hervortritt.*) Nie, bemerkt Notter, sei die Unwiederbringlichkeit der einmal verlorenen Liebe heiliger besungen worden. Bemerkenswerth ist, daß in unserer Ballade nie die Rede besonders angeführt wird, wie es auch Goethe gethan, so im Sänger, im Erlkönig und in der zu unserm Gedicht im schärfsten Gegensatz stehenden Ritter Curts Brautfahrt, während sonst meist in demselben Gedichte bald die Einführung steht, bald fehlt. Nur eine Rede, die nicht eingeleitet war, fanden wir Ballade 2. 3, den Wechsel Ballade 1. 7.

12. Der Pilger.

Am 30. Januar 1806 gedichtet, wohl durch Schillers Lied der Pilgrim (Erläuterungen II, 34 ff.) veranlaßt. Wir haben hier nichts weniger als eine Allegorie; es ist eine mystische Dichtung, in welche sich der Dichter mit vollem Gefühl versetzt. Der Pilger, den ein Engel aufgefordert, nach der Gottesstadt auf Erden**) zu wallen,

*) Wenn sie Str. 5, 1 die fromme Maid heißt, so deutet dies auf ihre innige Reue. Vgl. Str. 1, 3 „gar in tiefer Ruh", wo gar in früher allgemeinem Gebrauch vor statt nach der Präposition steht. — St. 3, 4 stand ursprünglich weichen, weißen. Die Farbe fiel ihm früher in die Augen, ehe er die Weichheit bemerkte.

**) Zur Gottesstadt vgl. Goethes Divan IV, 11 mit unsern Erläuterungen S. 268.

fühlt sich ihr nach längerm Wandern schon nahe: sie muß an den Strome liegen, an dem er wandert, diese Felsen müssen sie schon von ferne schauen*); bereits glaubt er ihr Glockengeläute zu hören, sie im Abendroth im Haine vor sich zu sehn.**) Aber vor Ermüdung kann er nicht weiter, und so hofft seine Sehnsucht denn einstweilen im Traume seine Gottesstadt zu sehn. In diesem erscheint ihm auch wirklich sein Engel im geöffneten Himmel, doch mahnt er ihn rüstig fortzustreben***), was dieser denn auch sofort thut, und gestärkt durch die Mahnung, gelangt er nach längerm Wallen an das goldene Thor der Gottesstadt, die ihm, wie die Mutter ihrem Sohne ihre Arme, die Pforte erschließt und ihn mit dem ersehnten himmlischen Gesang als rüstigen Pilger empfängt.

13. Abschied.

Am 15. Mai 1806 gedichtet, in Strophen aus einem männlich auslautenden und einem um eine Silbe kürzern jambischen Reimpaare, die beide auch den Anapäst, selbst drei in einem Verse, zulassen. Die Ballade schlägt den echten Volkston an, der sich auch in weiter, a weiter (Str. 8, 1) zeigt. Die erste Strophe gehört dem glücklich einleitenden Dichter, der Str. 2 zunächst schildert, wie die übrigen mit dem Scheidenden zum Wirthshaus ziehen, wo sie beim

*) Ursprünglich stand Str. 2, 3 „fernen sonnenhellen Hügel" statt „sonnenhellen Felsenhügel". Der Begriff des Fernen findet sich im folgenden Verse und Str. 3, 1, aber freilich auch Str. 3, 4 „Felsenreihn".

**) Statt durchblüht hatte sich später der Druckfehler durchglüht eingeschlichen. Blühen wird von jedem strahlenden Glanze, auch von der weißen Farbe, wie vom Schnee, gebraucht; hier, wie häufig, steht es vom Roth. Durchblüht den Hain, strahlt durch den Hain.

***) Str. 8, 1 deutet „Er schwindet in die Morgendüfte" offenbar auf den Traum, dessen Gebilde in Luft sich auflösen, wie es schon von dem Traumbilde in der Odyssee (IV, 839) heißt.

Weine seinen Unmuth vergebens zu verscheuchen suchen.*) Bestimmt genug wird die Liebe des Burschen dadurch bezeichnet, daß er am allerletzten Hause aufschaut und, da das Mädchen seine Liebe nicht durch einen Gruß zu verrathen wagt, schmerzlich niederblickt. Die Genossen aber rufen das scheue Mädchen, das so viele Blumen vor sich hat, um eine für den Scheidenden an, worauf dieses sich zurückzieht, nachdem es vernommen, wie sehr er nach einem Liebchen sich sehnt**), was ihren Schmerz verschärfen muß.

14. Des Knaben Tod.

Die durch knappe ergreifende Darstellung ausgezeichnete Ballade ist einen halben Monat später als 13 (am 1. Juni) gedichtet, in demselben Versmaß wie dieses, nur sind die Reimpaare sich ganz gleich. Aber im folgenden Jahre wurde sie verkürzt; die ursprüngliche Fassung kennen wir nicht. Der Knabe, den sein Vertrauen auf Gott getäuscht, wendet sich im letzten Augenblick an die heilige Jungfrau, wobei die Warnung der irdischen Jungfrau, welcher er sich nur dunkel erinnert, mitwirkt. Die Warnung am Anfange kommt wohl von einem Wanderer, der dem Knaben vor dem Walde

---

*) „Der da innen mir brennet und glühet", sein Seelenschmerz. Sonderbar ist es aber, wenn er sagt, dieser fliehe nur mit dem Abschiedsweine, was doch bloß heißen kann, wenn dessen Wirkung vorüber. Man sollte nicht statt nur erwarten. Auch ist es auffallend, daß die Genossen auf diese deutliche Aeußerung seines Schmerzes gar nicht eingehen.

**) Gelbveiglein hat Str. 4, 4 die erste Silbe kurz, Gelbveigelein Str. 9, 2 bildet einen doppelten Jambus, doch könnte man hier auch mit Gelbveig als Anapäst fassen, wenn man und lang läse.

***) Sein Wort, das Sträußchen würde an der Sonne verwelken, vor dem Winde zerstieben, deutet auf den Glauben, daß Sträuße Liebender länger dauern. Ursprünglich standen die beiden Verse Str. 7, 3 f. in umgekehrter, weniger richtiger Folge.

begegnet. Die in der Weise des Volksliedes wiederholte Bezeichnung junger Knab wirkt ebenso wenig störend wie die absichtliche Wiederholung des Beiwortes dunkel in der Erwiederung (Str. 1, 4). Sonst hat der Dichter nur sehr wenige, aber bezeichnende Beiwörter, schwarz vom Walde Str. 2, 3, das malerischer als das frühere dunkel, finster vom Räuberhause, mit dem Gegensatze hold von der Jungfrau (Str. 3, 1 f.). Der Ausdruck ist so knapp wie kräftig (man vgl. das wiederholte es Str. 2, 2 f., das wiederholte sie Str. 4, 3 f.), nur Str. 2, 4 dürfte etwas matt abfallen.

15. Traum.

Am 28. und 29. Oktober 1806 gedichtet, aber trotz der längern Zeit, welche Uhland auf die drei kleinen Strophen verwandte, vielleicht sein unglücklichstes Gedicht. Die in der Klosterzelle Liegende und der im tiefen Thurme Gefangene träumen zu gleicher Zeit dasselbe, daß sie beide im schönsten Garten bleich und krank wandeln, aber durch das Glück ihrer Liebe wieder jung und gesund werden. Es ist gar nicht klar, was sie ins Kloster und ins Gefängniß gebracht, ob etwa der Vater des Mädchens den Liebhaber gefangen hält und die Tochter ins Kloster gesperrt oder diese aus Verzweiflung, daß der Geliebte nicht wiederkehrt, in dieses gegangen.*) Daß sich dieser schöne Traum, in welchen nur die Krankheit aus der Wirklichkeit übergegangen, so schrecklich bei beiden auflöst, ist doch kein dichterischer Gedanke. Sollte auch diese Ballade ursprünglich ausgeführter gewesen sein und durch die Verkürzung verloren haben? Wie man in unserer Ballade eine Allegorie hat sehn können, verstehe ich nicht.

*) Nach zwo Str. 1, 3 erwartete man im vorigen Verse zween. — Ins Blumenland sitzen, wie Klopstock (Oden 2, 3, 18) sich in die Blumen setzen sagt.

16. Drei Fräulein.

Die drei Romanzen wurden am 31. August 1806 gedichtet. Der etwa einer Sage entnommene Stoff, daß ein Ritter die Geliebten seiner drei Töchter nach einander tödtet und das, was er diesen genommen, gerade der betreffenden Tochter mitbringt, die den Ermordeten aufsucht und bei ihm stirbt, ist doch gar zu wunderlich. Ein solcher Zufall ist mehr als wunderbar, und daß weder der Vater noch die andern Schwestern an dem angerichteten Unglück irgend theilnehmen, wirkt äußerst erkältend. Die Fräulein werden durch die verschiedene Farbe der Kleider unterschieden, und das, was der Vater ihnen mitbringt, entspricht dem in der Wahl des Kleides sich verrathenden Charakter. Die Eintönigkeit, daß die zwei ersten Strophen mit wenigen nöthigen Abwechslungen zurückkehren, wirkt eher puppenspielartig als echt volksthümlich, und bei der sonst streng durchgeführten Gleichmäßigkeit fällt in der dritten Romanze die Verletzung derselben unangenehm auf, da hier zwischen die vier Strophen (nach der zweiten) eine eingeschoben wird. Auch sonst findet sich mancher Anstoß, so daß das erste Fräulein den Leichnam selbst in die Vätergruft ihres Geliebten trägt, das dritte schon das Grab ihres Gärtners aufgeworfen findet.*) Am dichterischsten ist der Schluß der zweiten Romanze. Das Versmaß hat das Eigene, daß zwischen das schließende Reimpaar sich ein reimloser Vers einschiebt, wir demnach den Schlußreim vermissen. Aehnlich in der fünfversigen Strophe Ballade 22. Ganz anderer Art ist es, wenn ein reimloser Vers schließt, wie in Ballade 11. Notter zählt unsere Ballade zu denjenigen, bei welchen der gefeierte Dichter nur so thue, als ob das auch Poesie wäre.

---

*) Hier stand V. 6 ursprünglich Lilien, V. 7 satzte, wie im ersten Liede Str. 2, 6 kühnen statt stolzen.

Fast sollte man meinen, er habe sich hier vorgesetzt, aus einem ungefügen Stoff durch glückliche Bearbeitung etwas zu machen.

17. Der schwarze Ritter.

Am 1. und 2. Dezember 1806 in einer ganz besonders wirksamen Reimform gedichtet, da zwischen das letzte von zwei gleichen trochäischen Reimpaaren sich ein jambisches einschiebt, dessen erster Vers um zwei, der zweite um einen Fuß kürzer ist als die trochäischen Verse. Schon die beiden kürzern steigenden Verse geben einen bewegten Wechsel, wie z. B. in Goethes Braut von Korinth und in der Wirkung in die Ferne, noch mehr der Uebergang aus dem Trochäus in den Jambus. Anderer Art ist Ballade 64, wo die kurzen Halbverse beide auf den Schlußvers reimen.

Wenn nicht selten beim Turnier ein unbekannter Ritter einreitet, so hier der Tod, welcher zur Bestrafung des Frevelmuthes des Königs kommt, der seine Freude daran hat, beim blühenden Frühling im Turnier viele Ritter durch seinen überstarken Sohn tödten zu lassen. Der Rächer besiegt den Sohn, mordet Sohn und Tochter durch den von ihm gereichten Becher und höhnt den verzweifelnden Vater, der mit Schrecken seinen Eintritt bemerkt und sein Beginnen verfolgt hat, durch das bittere Wort, auch er breche Rosen im Frühlinge. Der schwarze Ritter ist keineswegs allegorisch, wie Notter S. 410 sagt, noch auch „die schwarze Schicksalsmacht“, sondern der Tod selbst, der sich durch seine erste Erwiederung deutlich zu erkennen gibt, er sei ein Fürst von großen Reichen, vor dessen Namen alle zittern würden. Bei Homer ist Hades der Herrscher der Unterwelt; Euripides brachte den Tod in der Alkestis auf die Bühne, wo er ihn den dunkelgekleideten Herrscher der Todten nennt. Die ganze Darstellung ist durch bezeichnende Kürze und die glücklich ausgewählten Züge von gewaltig ergreifender, sich bis zu Ende steigernder

Wirkung. Daß das Turnier gerade zu Pfingsten stattfindet, entspricht der anderswo von Uhland hervorgehobenen Sitte, solche gerade im Mai anzustellen, wozu man die Ritter von allen Landen entbot; hier aber fällt es dem Könige ein, gerade zur Zeit, wo alles blüht, seine Ritter mit seinem unüberwindlichen Sohne auf den Tod kämpfen zu lassen. Daß „aus allen Hallen ein reicher Frühling breche“, soll freilich nur den Ausritt so vieler in jugendlicher Kraft prangender Ritter bezeichnen, aber dem König liegt doch die Lust im Sinne, die er beim schönen, sein Herz nicht erfüllenden Frühling sich dadurch verschaffen will, daß sein Sohn so viele tödtet. Darauf deutet denn das bittre Schlußwort des Todes. Freilich könnte man meinen, der Tod selbst müsse daran seine Freude haben und könne deshalb keine Rache üben, aber eine solche nüchterne Betrachtung brauchte der Dichter eben so wenig anzustellen, wie es in ähnlichen Fällen die Volkssage thut. Die Rache konnte ihm eben keiner so wirksam üben als gerade der Tod. Einer genauern Nachweisung, wie jeder Zug treffend und der Ausdruck immer wirksam gewählt ist, bedarf es nicht; dem achtsamen Leser bringt sich dies überall von selbst auf.*)

18. Der Rosengarten.

Bei unserer am 10. April 1807 entstandenen Ballade lag dem Dichter zunächst die Sage vom Kampfe Siegfrieds und Dietrichs und ihrer Helden im Rosengarten bei Worms im Sinne, welche das Gedicht vom großen Rosengarten, „der letzte Trieb der erlöschenden poetischen Kraft“ der ältern deutschen Volksdichtung, darstellt. Wenn

---

*) Das Vorantreten des Zeitworts (Str. 1, 3. Str. 2, 3. Str. 5, 3. Str. 8, 2), wo die gewöhnliche Sprache ein es verlangt, ist eine geläufige dichterische Freiheit, die besonders bei trochäischen Versen zu statten kommt. — Nach Str. 5 sollte Punkt stehn, so daß die folgende neu anhebt mit dem Präsens tanzt. — Str. 3, 3. Zeichen, auf dem Schilde; sein Schild war ohne ein solches. Der Dichter hätte

dort Chriemhilde Dietrich von Bern einladen läßt, mit zwölf seiner Helden nach Worms am Rheine zu kommen, um in ihrem von zwölf ritterlichen Wächtern gehüteten Garten Rosen zu brechen, und der von ihr hochmüthig herbeigeführte Kampf zu ihrem großen Schaden und ihrer ärgsten Demüthigung endet, so hat die Königin hier allen Rittern den Besuch ihres von drei Wächtern beschützten Gartens verwehrt, aber drei Ritter, welche den Eingang erzwingen wollen, tödten die Wächter und zertreten die Rosen. Die Königin aber, als sie das Unglück sieht, senkt die treuen Wächter auf Rosenblätter in die Erde, und läßt hier einen Liliengarten entstehn, dessen Wacht sie Sonne, Mond und Sternen übergibt. Lilien wachsen als Zeichen himmlischen Lebens aus den Gräbern; sie deuten auch sonst in der Sage auf den Uebergang ins Jenseits. Diese frei gebildete Sage ist ohne rechten Gehalt und Wirkung. Die Darstellung ist in romantischem Sinne gehalten, mit den freilich erst in der Sammlung der Gedichte gemäßigten Freiheiten der Sprache der Romantiker.*) Wenn die drei Fräulein beim Rosenbrechen sich in die Dornen stechen, daß ihnen die Hand blutet, so ist dies als ein Vorzeichen des folgenden blutigen Streites gedacht. Ueber die Versform vgl. oben S. 20.

---

ihm freilich auch ein bedeutsames geben können; aber dieser nebensächliche Zug wäre, da er eine weitere Ausführung verlangt hätte, störend gewesen. — Den Gebrauch des thät, thäten (Str. 5, 4. 6. 9, 3) entnahm er dem Volksliede, dem auch die ältere Bedeutung von Muth (Str. 6, 4) angehört. — Str. 10, 2 stand ursprünglich mir statt des bezeichnenden hin, langer statt des zu dumpfer passendern hohler.

*) Ursprünglich fand sich V. 1 Von ei'm, 5 im Reich, 9 hört, viel junge, 11 zarte, 12 hinein, 13 „Möchten zertreten der Rosen Art", 15 Frau Königin zart, 17 Da (statt Und), 26 „Da han sie all drei gesprochen", 40 Wund', 43 der Röslein Art, 48 Getödtet (statt Erschlagen), 53 f. „Wo sind der Lilien Wächter, Die mir nicht getödet werd'n?", 56 „Bei Nacht der

19. Die Lieder der Vorzeit.

Am 10. Juli 1807 auf Veranlassung von des Knaben Wunderhorn (vgl. S. 11) gedichtet, das er hier herzlich begrüßt als Sammelplatz so vieler Stimmen der Vergangenheit. Schon als Knabe hat er beim Anblick der öden Burgen, der alten Städte mit ihren hohen Münstern geahnt, daß hier einst die Liederkunst gewaltet, welche des Menschen Freuden und Leiden gesungen, was er dann später in alten Büchern gefunden. Die Lieder werden hier allegorisch als Jungfrauen gedacht, die einst im Kreise der Edelfrauen geherrscht, aber in unglücklichen Zeiten der Zerstörung geflohen und nach allen Seiten zerstoben seien. Str. 3 f. bezeichnen in freier Allegorie verschiedene Arten, Lieder der Gefangenen, der in der Irre Verschmachtenden, der unglücklich liebenden Mädchen und der zum Herzen des Volkes sprechenden Sänger. Zum Schlusse fordert er die Lieder auf, sowohl die heitern wie die ernsten, sich in Heidelberg einzufinden, wo sie festlich empfangen werden würden. Arnim und Brentano hatten zu Beiträgen für die Fortsetzung des Wunderhorns eingeladen.*)

20. Die drei Lieder.

Am 10. November 1807 in echtem Volkstone mit jener markigen ergreifenden Kürze gedichtet, die Uhland so meisterlich handhabt. Das Volksmäßige tritt in dem mit und aber eingeleiteten Refrain, dem aus seinem verkürzten sei'm (Str. 5, 3 f.), das er nicht ver-

---

Mon (sic) und die Stern". 50 war Erde Druckfehler, der in die beiden ersten Ausgaben überging. Güldene (V. 50) hat Uhland beibehalten, während er Ballade 12 golden schrieb, auch dannen (12), das die Schriftsprache nur noch in der Verbindung von dannen kennt, und herfür (20. 32).

*) Ursprünglich stand V. 3 alle, 16 bebend (statt zagend), 21 Ach! manche, 28 Wenn, 39 singt (statt wallt).

änderte, wie das ei'm am Anfange von 18, in dem wohl (Str. 4, 1) und der Wiederholung des Beiwortes hoch (Str. 1, 1. 4, 4), hervor; auch das rothe Blut ist dem Volkslied entnommen. Die Versform ist dieselbe, wie in Ballade 14, nur daß sie, da das zweite Reimpaar eine Silbe mehr hat, weicher ausklingt. Das Ganze ist glücklich ersonnen; der einmal jambisch, einmal trochäisch gebrauchte Name Sifrid, wie Uhland früher statt Siegfried schrieb, sehr treffend. Die Rückbeziehung auf des Königs Wort das schönste Lied Str. 5, 1 ist von höchster Wirkung.

21. Der junge König und die Schäferin.

Diese unendlich frische und anmuthige Dichtung entstand in den Tagen vom 5. bis zum 9. Dezember 1807, wurde aber freilich bei der Aufnahme in die Gedichtsammlung vielfach umgestaltet.*) Den

*) In dieser hat das Gedicht mehrere bedeutende Aenderungen erlitten, die hauptsächlich doppelter Art sind. Einmal erkannte der Dichter, daß der Königssohn nicht die Krone haben könne, sondern nur der König. Ursprünglich stand in der Ueberschrift Königssohn statt junger König, und Str. 5 Der schöne Königssohn, dem im entsprechenden Reimverse davon entsprach; Uhland schrieb dafür Der König wohlgethan und voran, wie er I, 12, 4 „Und wärs ein Königssohn" in „Und wenn es ein König wär'" änderte und darnach auch den entsprechenden Reimvers, der früher lautete: „Ich bot sie manchem schon". Zahlreicher sind die Veränderungen, welche dadurch veranlaßt wurden, daß der Dichter früher mehrfach die Assonanz statt des Reimes hatte eintreten lassen; er stellte jetzt überall den Reim her. Hiernach wurden folgende ursprünglichen Lesarten geändert: I, 6, 1: „Er ging zu einem Bronnen". 7, 1—3: „Ich weiß, warum sie sangen Und glänzten also baß: Weil auf des Bronnens Rande". 9, 3: „Wärst du ob mir erschrocken", 10, 1 erschrocken (was das frühere erschrocken ganz passend wiederholte) statt erblichen und dann 3 f.: „Ich meint', ein loser Vogel Sei geflogen durch den Hag". II, 20 („Ich will zum Gruß ihr bieten u. s. w,") fehlte früher, und die drei letzten Verse von Str. 19 lauteten: „Das Lämmlein und den Stab. So mög' euch Gott behüten! Ich zieh' in's Thal hinab." Außerdem finden sich folgende Abweichungen von dem jetzigen Text. Die beiden Theile des

Namen des jungen Königs Goldmar nahm der Dichter von dem Zwergenkönig Goldemar, der mit goldener Krone erscheint, und so läßt er ihn auch mit dieser auf dem Haupte ausziehen. Die Erzählung ist geschickt ersonnen, wenn sie auch freilich einen märchenhaften Charakter trägt, da das Auftreten der Königstochter als Schäferin an der Quelle, die wir uns doch nicht allzuweit von des Königs Schlosse entfernt zu denken haben, und ihre heimliche Rückkehr zu dem glücklich wieder gewonnenen Schlosse ihres Vaters nichts weniger als wahrscheinlich sind. In der Erzählung sind sonst alle zur klaren Vergegenwärtigung nöthigen Züge an passender Stelle gegeben; dahin rechnen wir besonders I, 21—23. Beide Reihen sind auf echt volksthümliche Weise eingeleitet und geschlossen. Der erste beginnt mit der Erwähnung des fröhlichen Mais, des grünen Plans und der goldenen Sonne, welche im Sänger Liederlust erwecken. Irrig hat man hineingelegt, das Lied werde unter der Linde gesungen, wo zum Reigen Lieder erschallen. Die heitere Umgebung erregt im Sänger die Erinnerung an den gleich lieblichen Tag, an welchem sein junger König auszog. Der Schluß des ersten Gesanges wird in ähnlicher Weise bezeichnet, wie es in englischen Balladen geschieht; der jetzt abgebrochene und später wieder anknüpfende Gesang wird mit einem Vogel verglichen, der eben aufgeflogen, sich bald anderswo wieder niederläßt. Den zweiten Reihen beginnt der höchst sinnig ausgeführte Gegensatz des zu besingenden Kriegens und Mordens zu der überall sich zeigenden Frühlingslust; er schließt mit

Gedichtes waren Erster und zweiter Reihen überschrieben. I, 2, 4 stand Durchs statt Das, 15, 1 umpfangen, 16, 3 Schäferin (Druckfehler), 19, 4 Bronnens, 20, 4 blutgen Stand, 26 Reihe, II, 1, 2 Trommeten und Schwerderklang, 3, 3 ohne die weniger passenden (   ), 12, 4 schönen statt höhern, 15, 4 Zier statt Blum', 22 willt statt willst. Die Nominativform Bronne ist jetzt durchgeführt, bloß in dem Kasus steht Bronnen.

einer neckisch heitern Andeutung des Herzens und Küssens des mit seiner königlichen Schäferin unerwartet verbundenen treuen jungen Königs. Im echten Volkstone ist auch die Frage und Antwort I Str. 7, dann die Ablehnung der Beschreibung des Siegesfestes II Str. 6 f. Ganz vorzüglich ist der Charakter der naiven Schäferin dem verliebten jungen König gegenüber gehalten. Was die Königstochter II, 21, 1 ihm mit heller Stimme zugerufen, wird nicht gesagt; denn Str. 22 f. spricht sie erst später. Der ganze Ton und Ausdruck ist durchweg im besten Volkssinne gehalten.*)

22. Des Goldschmieds Töchterlein.

Am 28. Januar 1809 in einer fünfversigen Strophe gedichtet, in welcher sich in ähnlicher Weise vor dem letzten Reimverse ein reimloser einschiebt, wie in der siebenversigen Ballade 16. Die ursprüngliche Fassung war ausführlicher. Str. 2, 4 stand früher: „Fass' mir ein Halsgeschmeide"; zwischen Str. 2 und 3:

Und als in kurzem war bereit
Das reich demantne Band,
Da nahm Helen' in Traurigkeit,
Wohl als sie war alleine,
Den Halsschmuck in die Hand.

„Ach! wunderselig ist die Braut,
Die solches tragen soll.
Ach! steckte mir der Ritter traut
Nur an die Brust ein Blümlein,
Wie wär' ich freudenvoll!

*) In Bezug auf den Ausdruck bemerken wir den Gebrauch von wohl und thät, „Herr Goldmar", das durchgängig im ersten Reihen steht, daß (I, 7, 2) für sehr, als, das auch Goethe noch für wie gebraucht (I, 10, 2), das alte was für war (I, 16, 2), Gaden für Zimmer (II, 15, 1). Auch da ist be-

Nicht lang, der Ritter trat herein,
Den Schmuck er wohl beschaut.
„O schmiede, lieber Goldschmied mein,
Hiezu ein goldnes Kränzlein,
Ins Haar der süßen Braut!“*)

Als Uhland beide Fassungen an Freund Mayer schickte, fragte er an, welche von beiden ihm besser anstehe; in der kürzern werde zwar die Braut weniger geschmückt, was ihm doch nicht ganz lieb sei, allein es sei auch die vielleicht ermüdende öftere Wiederholung vermieden, und dann seien eigentlich auch nur Kranz und Ring, nicht auch Halsband, Insignien einer Braut.

Die innige Liebe des Mädchens zu dem so hoch über ihr stehenden Ritter wird auf anmuthig überraschende Weise belohnt, da der edle Herr, von ihrem lieblichen Wesen angezogen, nur um sie zu sehn, den Laden des Vaters betreten und bei ihm den Brautschmuck bestellt hat. Sehr glücklich läßt der Dichter Helenens liebliches Wesen zuerst vom Vater selbst bezeichnen, der in ihr sein höch-

---

sonders I, 5, 4 in der Volksweise verwandt zur allgemeinen Bezeichnung des eintretenden Zeitpunktes. — Druckfehler späterer Zeit waren I, 9, 3 Schreck statt Schrecken, II, 10, 1 Und statt Um, 20, 1 Stimme statt Stimm' I, 24, 2 ist Bronn beibehalten, da der Dichter Bronne nur aus Versnoth braucht.

*) Die übrigen Abweichungen der ersten Fassung waren Str. 1:

Ein Goldschmied war in einer Stadt,
Der faßt' viel edler Stein'.
Das reichste Kleinod, das er hatt',
Das war die jung' Helene,
Sein theures Töchterlein,

5, 4 „Zuletzt ein Demantringlein“, 8, 3 f. „Du hast gemacht, o Goldschmied mein, Gar fein die Kleinod' alle“, 10, 3 mit Fleiß und Müh', 12, 1 f. „Der Ritter da des Bandes Glanz Ihr um den Nacken wand“, 12, 4 f. „Für die ich Halsband, Kränzlein, Dazu den Ring bestimmt.“ — Str. 10, 2 war die schöne (statt feine) Maid ein später eingeschlichener Druckfehler.

stes Glück findet. Daß der Ritter das Mädchen begrüßt, wird nur das erstemal hervorgehoben, obgleich wir uns diese immer gegenwärtig zu denken haben. Steudener*) hat bereits zu Str. 2, 3. 3, 1 auf ein von Uhland mitgetheiltes Volkslied (15 A), verwiesen, wo die Nachtigall singt:

Ach, lieber, lieber Goldschmied mein,
Mach' mir von Gold ein Ringelein,

und es weiter heißt:

Und da das Ringlein war bereit,
Groß Arbeit war daran geleit.

Die Herzensliebe des Mädchens bei Betrachtung des kostbaren Schmuckes, der die Beglückte zieren soll**), spricht sich hübsch aus; damit dies noch mehr geschehe, möchte man wohl die ausführlichere Fassung zurückwünschen, aber dann verlangte man auch Str. 4, 3 statt des einfachen *Schenkens*, das gegen das vorangegangene *an die Brust stecken* abfällt, das Umhängen; zu dem Wunsche des Ansteckens einer Rose, des Umhängens eines Rosenkranzes bildet das seine eigene Person näher angehende Schenken einer seiner Locken eine schöne Steigerung. Die ganze Darstellung ist einfach treffend im besten Volkssinne.***) Nur die letzte Strophe stört etwas den reinen Eindruck; wenigstens den Schluß wünschte man anders.

---

*) Zur Beurtheilung von L. Uhlands Dichtungen (Brandenburg 1852) S. 6 f.

**) Wenn sie das Kränzlein *Krönlein* nennt, so spricht sich darin die Schätzung des hohen Werthes dieses Schmuckes aus. Der Ritter hat nur ein *köstlich Kränzchen* vom Goldschmied verlangt; später, als er dieses der Braut aufsetzt, wird hervorgehoben, daß es von Gold war, wogegen dort beim Ringe der Demanten nicht gedacht wird. Auch *mit theurem Demantstein* deutet auf eine Mehrheit von Steinen.

***) Statt des niedrigen *Bude* (V. 1) würde man lieber *Laden* lesen. — In der vorletzten Strophe stören *ich's* mit elidirten *das* und der Ausfall des *ich* nach dem zweiten *Für die*. Man läse lieber zweimal *der ich*.

23. Der Wirthin Töchterlein.

Am Schlusse desselben Jahres (am 24. Dezember) gedichtet, in dessen ersten Monat das vorige Gedicht fällt. Eine ergreifende Umdichtung des gleichnamigen, in demselben Versmaße geschriebenen und wörtlich so beginnenden Volksliedes in des Knaben Wunderhorn (bei Simrock 32). Die unendlich innige Liebe spricht sich in der Steigerung außerordentlich rührend aus. Notter bemerkt, der Dichter müsse seiner Nation um so theurer sein, als er diese weiße Rose auf den Stamm eines schmutzigen (?) Volksgesangs geimpft habe. Aber sei auch die Art, wie der Gedanke ewiger Liebe und Treue hier auf eine für alle Gesellschaftsklassen gleich ansprechende Weise dargestellt werde, im höchsten Grade zu loben, so fühle sich doch der Gebildete durch die gewählte, ihm ein gewisses Herabsteigen zumuthende Form wenn nicht fremd, doch etwas künstlich angesprochen. Der schroffe Uebergang in der Frage vom Bier und Wein zu der Wirthin Töchterlein beruhe, möge er auch den Volksliedern abgelauscht sein, doch auf einer gewissen Unbeholfenheit des Gemüths, das bei aller Tiefe der Empfindungen noch nicht genügend zu nuanciren vermöge. Solche schneidende Gegensätze, wären sie auch im Munde des Volkes selbst oft von höchst erschütternder Wirkung, dürften doch als Aeußerung eines feinfühlenden zarten Sinnes minder am Platze sein. Als ob auch nicht der Kunstdichter das tiefe Volksgefühl in seiner rauhen, dieses gerade für den reinen Sinn hebenden Schale darstellen dürfte! Und das in jener Frage getadelte Schroffe ist eben gar nicht vorhanden. Den drei Burschen ist es besonders um das wunderliebliche Mädchen zu thun, das ihnen den Genuß von Bier und Wein durch sein süßes Wesen weiht. Der gewöhnlichen Frage nach Bier und Wein schließt sich, da sie gleich das Mädchen vermissen, ganz unverbunden die Erkundigung nach

diesem an. Außerordentlich schön ist es gedacht, daß der eine, der am wenigsten von dem Mädchen angezogen worden, den Schleier der Todten lüftet, wo er denn von inniger Liebe ergriffen wird, der andere, der dem Mädchen herzlich gut gewesen, den Anblick nicht ertragen kann, und deshalb nicht allein den Schleier zudeckt, sondern auch weinend sich abwendet, der dritte dagegen, der mit herzlicher Liebe von ihr erfüllt war, den Schleier wieder lüftet und den bleichen Mund mit der Versicherung, die Hingeraubte immerfort zu lieben, küßt.*) Daß Uhland gesagt haben soll, der Dritte sei er selbst, und er könne deshalb den Gesang dieses Liedes nicht ertragen, ist ebenso willkürlich erfunden, wie die damit verbundene Behauptung, dieser sei unvermählt gestorben, eine offenkundige Unwahrheit ist.

24. Die Mähderin.**)

Uhland las unter der Aufschrift Opfer der Liebe im nürnberger Correspondenten vom 13. November 1814: „Vor einiger Zeit starb in dem Dorfe Disouguin bei Aire, in der ehemaligen Grafschaft Artois, ein Mädchen Marie Josephe Dalb, als Opfer einer unmenschlichen Härte, nach einem mehr als elfjährigen Leiden. Sie war Dienstmagd bei einem Pächter, liebte den Sohn ihres Herrn mit aller Stärke eines jungen Herzens, und wurde

*) Liebrecht gedenkt in dem Jahrbuch für romanische und englische Literatur II, 122 f. einer ähnlichen Liebesgeschichte aus Birma, aber die Aehnlichkeit ist doch eine sehr entfernte. Von drei Jünglingen erklärte einer den Eltern eines Mädchens, er werde, wenn sie vor dem fünfzehnten Jahre sterbe, für die Erfüllung der Leichengebräuche derselben sorgen, der andere will die Leiche verbrennen lassen und für die Sammlung der Asche sorgen, der dritte an ihrem Grabe wachen. Da das Mädchen auf wunderbare Weise wieder ins Leben gerufen wird, machen alle drei auf sie Anspruch, aber nur dem dritten wird sie zugesprochen, weil dieser das Schwierigste übernommen.

**) Vgl. Holland „Ueber Uhlands Gedicht die Mähderin" (1874).

eben so von ihm wieder geliebt. Der Vater will in keine Verbindung willigen, weil Marie arm ist. Einst zur Erntezeit sagte er im Scherz, aber ernst sich stellend zu ihr: „Marie, wenn du binnen jetzt und drei Tagen dieses Stück Feld abmähst, ohne daß dir jemand dabei hilft, so sollst du meinen Sohn haben." Das liebende Geschöpf, diesem Wort vertrauend, beginnt das Werk; die Liebe gibt ihr ungewöhnliche Stärke, sie arbeitet Tag und Nacht; und als sie es vollendet hat und den verheißenen Lohn fordert, weist der Vater sie schnöde mit den Worten ab: „Ho, Närrchen, es war ja nur Spaß!" Das hatte die Arme nicht erwartet. Getäuschte Hoffnung und die übermenschliche Anstrengung in den letzten Tagen und Nächten versetzten sie in einen bewußtlosen Zustand, aus dem sie auch nicht mehr erwachte; ihr Körper hatte alle Spannkraft verloren. Seit zehn Jahren war sie ohne Bewußtsein, ohne Gefühl und gänzlich bewegungslos; sie hatte während dieser Zeit nichts als Wasser mit etwas Honig vermischt genossen. Seit zwei Jahren hatte sie sich nicht selbst von der Stelle bewegt, und kein Lebenszeichen von sich gegeben, als ein fast unmerkliches Athemholen, und daß sie das dargereichte Honigwasser hinunterschluckte." Die Dichtung entstand fast ein Vierteljahr später, am 9. Februar 1815. Der Dichter schließt mit dem rührenden Bilde der nach der entsetzlichen Täuschung ihres liebeseligen Herzens der Welt ganz abgestorbenen, nur in ihrem Schmerze lebenden Armen, nachdem er ihre begeisterte Liebe in der leidenschaftlichen Rastlosigkeit geschildert, die gestellte Bedingung zu erfüllen. Galt es ja die liebende Mähderin (Str. 9, 4) darzustellen, woneben weder der Unwille über den herzlosen Pächter, dem eine solche Liebe unmöglich schien, noch der von ihr geliebte Sohn desselben in Betracht kommt; wie sehr wir im Grunde auch über die Stellung des letztern zur Unglücklichen etwas zu erfahren wünschen müßten, wir finden uns durch die glückliche, uns ganz hinziehende Darstellung

so befriedigt, daß eine solche Frage gar nicht aufkommt. Schon in den ersten Worten deutet der Pächter auf ihre Liebe (Str. 1, 2); die Macht der beseelenden Liebe wird dann Str. 2, 2 f., die selige Hoffnung auf deren Erfüllung Str. 6, 2 und ihr Glück durch ihre Freudenthränen Str. 6, 4 bezeichnet. Die Darstellung ist rasch belebt und höchst anschaulich bei aller Einfachheit. Das Versmaß entspricht durchaus der im größten Theile des Gedichtes geschilderten Rastlosigkeit. Es sind sechstehalbfüßige jambische Verse, von denen alle Jamben mit Ausnahme des ersten Fußes anapästisch sind; nur zum besondern malerischen Ausdrucke tritt dreimal auch sonst ein Jambus ein. Str. 1, 3 „Ja, mähst du die Wiese mir ab von jetzt", Str. 3, 1 „Der Mittag glühet", Str. 8, 2 „Erstarret das Herz, ihr brechen".*) In dem zweimal beginnenden Guten Morgen könnte man das erste e elidiren.**) Das mehrfach mit dem Artikel nachtretende Beiwort oder Participium (Str. 1, 4. 2, 1. 5, 4) ist durch den Vers veranlaßt und der neuern Dichtersprache durchaus gemäß.

25. Sterbeklänge.

Das erste der drei erst in der achten Ausgabe unter dieser Ueberschrift verbundenen kleinen Gedichten ist am 4. Oktober 1810, die beiden andern sind am 14. und 15. Juni 1834 gedichtet. Das

---

*) Auch Str. 9, 1 f. sollte man freilich einen ruhigern Ton erwarten, der leicht zu erreichen wäre, wenn V. 1 das zweite so, V. 2 das wegfiele.

**) Die Mahden darnieder strecken Str. 2, 4 steht proleptisch; denn Mahd heißt das gemähte Gras. Götzinger faßt es hier irrig als Wiese. — Str. 5, 3 bildet einen Gegensatz zum vorigen Verse; sie verlangt weder zu rasten trotz der duftenden, einschläfernden Mahden, noch auf die Nachtigall zu lauschen. — Str. 9, 1 „Stummer, erstorbener Weise" bestimmt das so näher; ihr Leben ist so, als ob sie stumm und erstorben (abgestorben) wäre, sie achtet auf nichts mehr. Die Umschreibung mit Weise ist etwas auffallend. Der folgende Vers deutet darauf, daß sie auch nichts mehr, was man ihr reicht, annimmt, als einen Tropfen Honig.

Versmaß aller ist eine vierversige jambische Strophe, in welcher nur die geraden dreifüßigen, nicht die ungeraden vierfüßigen Verse reimen. Alle drei Lieder beziehen sich auf die Lust Sterbender an Musik, freilich in sehr verschiedener Weise: in dem einen glaubt das sterbende Kind unendlich liebliche Musik zu hören, in den andern wünscht es Musik und Gesang; im ersten spricht es mit der Mutter, im zweiten mit dem anwesenden Nachbar, im dritten ist die Umgebung nicht näher bezeichnet. Das sonderbar Ständchen überschriebene Lied führt sehr fein die Einbildung Sterbender aus, daß himmlische Musik ihnen rufe. In dem Entwurf zum Lustspiel die Serenade (1809) sagt der Student Claros: „Ich glaube, wenn wir verklärt werden, so geschieht es durch die Melodie der himmlischen Chöre, und nicht umsonst sagt man, daß die dem Tode Nahen öfters selige Musik hören; denn das ist der Uebergang in das Geisterreich.“ Im zweiten Stücke wird die wunderbare Empfindung bezeichnet, welche den auf den Wunsch der Sterbenden die Orgel spielenden Nachbar ergreift, die seinen Tönen einen eigenen andächtigen Klang gibt. Der die Kranke häufig besuchende Nachbar pflegte ihr auf der Orgel zu spielen, die freilich im Privathause auffällt. Das sterbenskranke Kind wünscht die Drossel im Zimmer zu hören, da es das Bett nicht mehr verlassen kann. Die Eingefangene ist zuerst traurig über ihre Gefangenschaft, aber der sehnsüchtige Anblick der Sterbenden bewegt sie, so daß sie ihr zu Liebe schön und hell schlägt. Die Darstellung ist einfach treffend, aber gerade nicht durch musikalischen Wohllaut ausgezeichnet.

26. Der Leitstern.

Das am 27. und 28. November 1809 gedichtete Lied ist kein Klang aus der vollen Brust. Der Liebende hat auf dem Meere immer nach dem Liebessterne, dem Abendsterne, geschaut, der ihn jetzt

glücklich nach Hause gebracht und ihm in der Vaterstadt seiner Braut (nicht auch seiner eigenen?) nach langem Suchen über dem Haus erscheint, wo er eben die Geliebte zum Saitenspiele singen hört. Die Situation, daß er seine Braut nicht erfragen kann, ist etwas seltsam, die Ausführung breit und nicht recht fließend. Schon der beginnende Relativsatz, der sonst von den Dichtern, besonders Goethe, oft mit besonderer Kraft angewandt wird, muß hier, wo er denjenigen umschreiben soll, den das Gedicht uns vorführen will, störend wirken.

27. Des Sängers Wiederkehr.

Am 10. März 1815 gedichtet. Nicht besonders gelungen ist die Ausführung, wie der mit den Symbolen seiner Kunst auf der Bahre liegende todte Sänger, wird er auch, wenn seine Zeitgenossen hingegangen, ganz vergessen, doch später in unsterblichem Ruhme lebt. In der ersten Strophe wirkt die mythologische Bezeichnung des Lorbeers erkältend, ebenso in der zweiten die in des Todten Armen liegende Leier, wenn man nicht an einen mittelalterlichen Sänger denkt. Der Bestattung selbst ist nicht gedacht, sondern von seinem Schlummer auf das Leben seiner Lieder in der nächsten Zeit nach seinem Tode übergegangen, worauf etwas schroff seine Vergessenheit eingeleitet und nicht glücklich bezeichnet wird. Auch der Gegensatz der spätern Zeit durch *jetzt* ist störend, die folgende Darstellung nichts weniger als treffend, die Schlußverse unklar.*)

---

*) Daß er *verjüngt, verklärt wandelt*, ist kein glückliches Bild, unanschaulich, daß er *den Lebenden vereint ist*, mit ihnen lebt, daß *keine Spur vom Hauche des Grabes*. Die „Vorwelt, die ihn todt gemeinet", kann doch nur die Zeit nach dem Tode seiner Zeitgenossen (Str. 4) sein. Wie aber kann man sagen, diese lebe in seinem Liede, da er diese, von der er nichts wußte, gar nicht gefeiert hat? Und wollte man in dieser Vorwelt die Zeit, wo er wirklich gestorben, verstehn, so widerspräche dies Str. 3 f., und der Schlußgedanke wäre nichts weniger als treffend.

28. Das Schifflein.

In diesem am 28. Januar 1810 gedichteten Liede erschallt wieder ein voller Brustklang; es beruht, sagt Notter, bei aller in ihm wohnenden Poesie auf einem so ungesuchten, jedem Menschen nahe liegenden Motive, daß es unter den verschiedensten Klassen Eingang finden muß. Das unvergeßliche Zusammenfahren wildfremder, aber heiter zusammenstimmender Menschen auf einem den Fluß hinuntergleitenden Schifflein, das sie in engste freundliche Verbindung bringt, wird höchst anmuthig in bestem Volkstone gesungen. Wie wohl sie sich befunden, spricht die Schlußfrage aus, nachdem der Gegensatz des harten Anstoßens zum lieblichen Hinunterfliegen ausgesprochen ist. Jeder Zug, jedes Wort ist ganz an seiner Stelle, selbst das drin (im Schifflein) wandern, das auf die Fahrgäste deutet, die sich auf der Wanderschaft befinden.*) Als der Dichter bald darauf, im Mai 1810 auf einer Jacht, die von Mainz nach Coblenz fuhr, sich befand, fiel ihm „das sonderbare Zusammentreffen mit seinem Liede das Schifflein" auf. „Ein unbekannter Reisender blies das Posthorn zwar ziemlich schlecht, aber die Töne verklärten sich im Wiederhall, da zog ein anderer eine Flöte hervor und dann stimmte die Gesellschaft mit Gesang ein." Zum Waldhorn vgl. Ballade 49, 16.

29. Sängers Vorüberziehn.

Das wenig bedeutende, aber in süßem Wohllaut fließende Lied fällt auf den 3. Februar 1810. Die Träume werden nur durch das Fliegen in das goldene Fabelland, später durch die Bezeichnung

---

*) Str. 2, 4 tritt die Folge unverbunden hinzu. — Str. 3, 2 Habe, die er oben auf dem Stabe trug. — Str. 4, 2 „Als fehlt' ihr gar die Rede", als könnte sie gar nicht sprechen. — Str. 5, 1 f. Auch das Schlagen der Ruderer stimmt dazu.

Wunderträume und die Vermuthung näher angedeutet, daß der Sänger ihm diese in die Seele gesungen. Str. 2, 4 ist Spiel die Harfe selbst.

30. Traum.

Am 28. November 1811 gedichtet in einem ähnlichen Versmaße wie Ballade 2, nur reimen von den vier auf den reimlosen Vers folgenden Versen die innern und äußern, während dort die geraden und ungeraden, und mehrfach tritt statt des Jambus der bewegte Anapäst bezeichnend ein (Str. 1, 5. 3, 3. 5, 3. 6, 4. 8, 3).*) Schon zwei Jahre vorher hatte er sich dieses Versmaßes im guten Kameraden (31) bedient. Bei den von der Erde wegfahrenden Freuden liegt die auch von Goethe in seinem Märchen benutzte Sage von Elfen und Zwergen zu Grunde, welche, wenn sie ein Land, wo sie bisher als freundliche Geister gewaltet, verlassen wollen, von einem am Ufer stehenden Fährmann**) ein Schiff miethen, das sie über den Fluß setzen soll, wobei sie selbst unsichtbar bleiben. Vgl. Grimm, deutsche Sagen I, 227 ff. Die in leichtem, frischem Tone glücklich durchgeführte Ballade beginnt mit einer anschaulichen Schilderung der Lage des Dichters auf einem Meerfelsen. Der Bootsmann wartet ungeduldig in seinem buntgewimpelten Schiffe auf Fahrgäste. Den lustigen, glänzenden Zug der aus der Ferne Anziehenden bezeichnet Str. 3, wogegen deren fröhliches Treiben erst Str. 4, nachdem sie näher gekommen, beschrieben wird. Voran schwärmten die Kinder, die sich des Auszugs ganz besonders freuten; die ältern der glänzenden Gesellschaft tranken, spielten und tanzten. Es galt dem Dichter

*) Str. 4, 4 ist der Vers „Musicirten, sangen" unvollständig. Wahrscheinlich ist am Anfang Sie ausgefallen; auch der folgende Vers würde wohllautender, wenn ein Sie voranträte. — Str. 4, 1 schlich sich 1843 der Druckfehler im (statt dem) Zuge ein.

**) Ferge, wie es auch 84 Str. 5, 3 steht, schon althochdeutsch verjo.

hier nur, sie charakteristisch zu bezeichnen; wir hören, was sie treiben und daß sie bekränzt sind, sonst wird ihre äußere Gestalt nicht bezeichnet, nur ihr englischer Glanz erwähnt. Kaum will der Dichter sie alle als Kinder bezeichnen. Der Schiffer freut sich der lustigen Gesellschaft und ist zugleich besorgt, daß nur keiner zurückbleibt. Str. 6, 2 fügt der Dichter mit schmerzlicher Hervorhebung hinzu „die Freuden allzumal", wie er auch schließlich (Str. 7, 4) das fern wiederholt, wogegen Str. 5, 4 am Schlusse der Rede der Scheidenden das hinzutretende „all von der Erde fern" den Widerwillen der Scheidenden gegen die Erde bezeichnet, der zuletzt noch durch ihre Eile (Str. 7, 2) veranschaulicht wird.

31. Der gute Kamerad.*)

Das im September 1809 im Versmaße der vorigen Ballade gedichtete Lied ist eine unvergängliche Perle echten Volksgeistes. Die herzlichste Freundschaft zu dem an seiner Seite gefallenen Kameraden spricht der Redende in jeder der drei Strophen eigenthümlich und treffend aus; zuerst das treuherzige: „Einen bessern findst du nit" (in Nachbildung des Volkstons), dann das ergreifende „Als wärs ein Stück von mir" (ein volksthümliches animae dimidium meae), endlich das Reichen der Hand des Sterbenden mit dem Wunsche des Zurückbleibenden, daß er auch drüben sein guter Kamerad bleiben möge, wobei es so unendlich wirksam ist, daß er, trotz seiner innigen Liebe, doch pflichttreu seinen Dienst verrichten muß. Der Sterbende hat ihm keinen Gruß an sein Liebchen aufgetragen, wie der in Schillers Gedicht Die Schlacht fallende Franz.

---

*) Vgl. Goerth in Herrigs Archiv für das Studium der neuern Sprachen XXXV, 397.

32. Der Rosenkranz.*)

Am 27. Juli 1810 gedichtet. Dem von Alter gebrochenen Ritter, den es, obgleich er zum Kampfe unfähig geworden, zu dem ausgeschriebenen Turnier treibt, geht erst heute, im Anblicke der jungen Prinzessin, welche zum erstenmale den als Preis ausgesetzten Rosenkranz ertheilen soll, das Glück der Minne auf; das Herz bricht ihm darüber, daß er zu früh geboren ist, um sich der Herrlichen zu erfreuen, doch den Todten schmückt die Prinzessin mit dem dem Sieger bestimmten Kranze, da er mehr als irgend einer gethan, ein freudloses Leben in stetem Kampfe geführt. Man darf nicht mit Notter (S. 156) bei Strophe 6—9 daran denken, der durch seine Aeußerlichkeit nicht für Liebesglück begünstigte Dichter lasse uns hier tief in sein eigenes Innere hinabblicken. Unser Ritter hat keineswegs nach Liebesgunst geschmachtet, nein, der Liebe Pfeil hat nie seine Brust getroffen; heute zum erstenmal ergreift ihn der das Herz bewältigende Reiz hoher Frauenschönheit. Notter findet (S. 404) das Gedicht mit Recht nach Form und Gedanken vortrefflich, nur der Ausdruck, der Panzer liege ihm noch am Leibe, wie dem Drachen seine Haut (Str. 5, 3 f.), scheint ihm widerlich und unwahr: allein im Munde des derben, sich selbst jetzt widerwärtigen Streiters ist das übertriebene Bild, noch habe er den Panzer so wenig ablegen können, wie der Drache seine ihm zur Abwehr dienende Haut, kaum ungeschickt. Auch hier findet das Turnier im schönen Monat Mai statt (vgl. oben S. 122), in welchem im Süden schon die Trauben blühen (Str. 2, 7). Die Prinzessin sitzt in einer Rosen- und Rebenlaube; anderer neben ihr sitzender Damen wird nicht gedacht, sie

---

*) Eine Zeit lang hatten die Ausgaben durch Druckfehler der Rosengarten im Texte, während das Inhaltsverzeichniß das unverkennbar Richtige gab.

allein ist die Königin des Festes.*) Die Beschreibung des eintretenden Ritters bildet zu ihr einen scharfen Gegensatz. Ergreifend wirkt die Schilderung des freudelosen Lebens, das den Ritter auch übers Meer getrieben und in Gefangenschaft gebracht (Str. 5, 5 ff.), woran sich die Klage schließt, daß er nie das Gefühl der Liebe gekannt, deren Glück ihm erst in dieser Wundererscheinung aufgegangen. Seine Anrede schönste Jungfrau ist aus vollster Seele geflossen. Die fast wörtliche Wiederholung der Beschreibung des Dichters (Str. 1, 1—4) in der Rede des Ritters (Str. 7, 5 ff.) dürfte doch störend sein. Jetzt erst, wo ihm die Jungfrau erschienen, scheint ihm die goldene Zeit gekommen, in welcher nach der Sage der Dichter keine böse Leidenschaft herrschte, ein ewiger Frühling waltete.**) Daß sie des Reiches Herrscherin sein werde, bezieht sich nur auf die Herrschaft, die ihr hohes, reines Wesen über alle üben wird. Der Schluß ist einfach schön und durch seine Einfachheit um so wirksamer.***)

33. Jungfrau Sieglinde.

Unsere am 22. März 1812 gedichtete Ballade dürfte in gewisser Weise im Gegensatz zu der grimmen Chriemhilde gedichtet sein. Sieglinde erregt ohne ihre Schuld einen blutigen Kampf, in welchem Heime fällt, den die Liebe zur Verletzung der Hofzucht hingerissen hat. Sie unterdrückt das bittere Gefühl ihres Schmerzes, geht aber als reine Jungfrau, die so viele ihretwegen hat fallen sehn, in das Kloster. Daß sie den Jüngling geliebt habe, tritt nirgends hervor.

*) Zu werth (Str. 1, 4) vgl. oben S. 103.

**) „Frühling ewig sich erneut", ewiger Frühling hat sich wieder eingestellt. Der Ausdruck ist etwas hart, wie auch zwei Verse vorher erst für jetzt erst.

***) Im letzten Verse stört doch vor Blumenkranz der Ausfall des Artikels und im vorletzten Verse läse man lieber das die beiden Verse inniger verbindende er statt es.

Schon Steudener (S. 8) weist auf das Volkslied (bei Uhland 95) hin, wo die Jungfrau, die ihren Geliebten bei einer Linde erschlagen gefunden, ihn begräbt und dann ins Kloster geht. Daß das unschuldig veranlaßte Unheil eine Jungfrau ins Kloster treibt, ist ganz im Sinne mittelalterlichen Gefühls. Vielleicht lag dem Dichter eine der vielen ähnlichen Klostersagen im Sinne. Den Namen der Sieglinde nahm Uhland von Siegfrieds Mutter, den des alten Heime von dem grimmen Heime, einem der zwölf Helden Dieterichs von Bern, der durch einen Riesen fällt. Wie im Nibelungenliede Chriemhield zum Münster geht, ja bei einem solchen Gange der verderbliche Streit mit Brunhild ausbricht, so begibt sich hier Sieglinde früh morgens zum Münster. Daß dieses ein großes Unglück zur Folge habe, wird gleich in der ersten Strophe hervorgehoben, wie ähnliche Vorherkündigungen der spätern Noth häufig im Nibelungenliede sich finden, wie z. B. bei dem Kirchgange der beiden Königinnen sogar mehrmal. Was hier das Wehe bringt, sind Sieglindens Reize, die den edlen Heime in Folge eines unglücklichen Zufalls hinreißen, und das strenge Halten des alten Ritters, den wir gern mit Namen bezeichnet sähen, auf Zucht und Ehre. An dem beginnenden „Das war Jungfrau Sieglinde, Die wollte früh aufstehn" hat Notter (S. 375) mit Recht Anstoß genommen. Manche Volkslieder beginnen mit „Es wollt' ein —" mit Infinitiv, wo von einer wirklichen Handlung die Rede ist, eines, wo ein Mädchen einen Verwundeten im Walde findet, der unter ihren Händen stirbt, mit: „Es wollt' ein Mädchen früh aufstehn". Uhland wollte den Ausdruck nur heben, was ihm aber nicht gelang, ja man würde „Es wollte Frau Sieglinde Am Morgen früh aufstehn" vorziehen. Uebereinstimmend mit altem Gebrauch wird die Stätte vor der Kirche, wo Heime sitzt, durch drei Lindenbäume bezeichnet, die später bei dem Ausbruche des Kampfes (Str. 5) glücklich verwandt werden. Wie sehr Uhland über-

haupt den Lindenbaum liebt, führt Steudener (S. 3 ff.) aus, obgleich auch die Eiche und andere Bäume bei ihm zu ihrem Rechte kommen. Nach dem blutigen Ende des Kampfes, bei dem nicht bloß der sich tapfer wehrende Heime fällt, nimmt Sieglinde, von der wir während des Kampfes etwas auffallend gar nichts hören, die dem Todten im Kampfe entfallene Rose wieder auf und geht zur Kirche, wobei der Dichter den Schluß von Str. 3 mit der nothwendigen und bezeichnenden Aenderung des letzten Verses in: „Was thät ihr was zu Leide?" wiederholt. Die Worte sollen nur besagen, daß sie jetzt ganz ungestört ins Münster der Muttergottes ging. Daß sie vor dem Marienbilde niedergekniet, wird ebenso wenig gesagt, als wo dieses im Münster gestanden. Sieglinde büßt für das durch ihre Reize veranlaßte Unglück, indem sie sich der heiligen Jungfrau in dem mit dem Münster verbundenen Frauenkloster widmet.*) Ueber die Versform vgl. S. 48.

34. Der Sieger.

Am 1. Juni 1809 dichtete Uhland zu der ihm im Sinne liegenden dramatischen Bearbeitung des Volksbuches von König Eginhard unsere Erzählung seines Helden an den alten Ritter Dietwald, wie er sich in Adelheid, die Tochter des Kaisers Otto, des Feindes seines Stammes, verliebt habe, welche sich im Kloster zu Regensburg befinde, wo sie nächstens als Nonne eingekleidet werden solle. In der vier Monnte später fallenden Ausführung hieß es:

*) Str. 1, 6 ist die Verbindung „mit Blumen und Geschmeide" dichterisch frei. — Str. 2, 4 von den vielen leisen Worten wird nur die letzte Rede angeführt und daran das zufällige Herabwehen der Rose Str. 3, 1 f. durch „So sprach der Jüngling leise" angeknüpft. Kühn ist wegpflücken (6) gebraucht. — Str. 6, 7 ist der Apostroph nach thät irrig. — Str. 7, 1 Mariens ist die ältere nur durch Druckfehler zu Marien gewordene Lesart, obgleich Str. 4, 2 Siegelinden sich findet. Ballade 2 Str. 3, 2 steht Mariabild.

Eginhard.

Gedenkst du des Turniers zu Regensburg?
Der Baiernherzog gabs.

Dietwald.

O ja; wie saßen
Die schönen Damen rings auf dem Gerüst!

Eginhard.

Die andern waren Laub nur, Adelheid
Die Rose.

Dietwald.

Adelheid, des Kaisers Tochter?

Eginhard.

Wie ich aufblickte, traun! es wollte da
Des Herzens Schlag den Panzer mir durchbrechen,
Der Wangen Glut durchbrennen das Visier.
Ihr sanftes Augenlicht, es war in mir
Zu Flammen, ihrer Rede mildes Wehn
Zum Sturme, sie, der schöne Maientag,
In mir zum tobenden Gewitter worden,
Und, alles niederdonnernd, brach ich los.

In der vorliegenden Darstellung bedient sich der Dichter der Form der spanischen Romanze mit derselben durchlaufenden Assonanz (vgl. oben S. 32). Die ungeraden Verse lauten hier männlich aus, die geraden assoniren auf o — e.

35. Der nächtliche Ritter.

Die in spanischem Tone gehaltene Romanze ward am 11. Juli 1810 in der spanischen Romanzenform gedichtet, doch lauten hier alle Verse weiblich aus.*) Die Ballade ist einfache Erzählung der

*) Nur in der ersten und dritten Strophe endet der erste Vers männlich. Mit Ausnahme von 34 sind alle spanischen Romanzen Uhlands in vierversigen

edlen Dame, wie ein Ritter, der in der Nacht unter ihrem Altane ihr unendlich süße Lieder zur Guitarre gesungen, von Nebenbuhlern angefallen worden und mit ihnen gekämpft; als sie am frühen Morgen herauszuschauen gewagt, habe sie bemerkt, daß der Unbekannte, dem ihr Herz sich zugeneigt, für sie gefallen. Der Schluß der uns kaltlassenden Erzählung fällt auf; denn daß er gefallen, können ihr nicht die Blutspuren zeigen, welche sie bemerkt, nur die Leiche mit der Guitarre. Nehmen wir aber an, sie habe in der Nacht gehört, daß die Gegner ihn getödtet, so ist die Darstellung Str. 2, 3 f. ungenügend.

36. Der castilische Ritter.

Am 16. und 17. März 1810 in der Reimform von 35 in fünf kleinen auf o—e, a—e, ö—e, i—e und zuletzt wieder auf a—e assonirenden Romanzen gedichtet.*) In den beiden ersten ergießt eine in den Helden, den Stolz Castiliens, mit dem ganzen Lande verliebte Dame, ihre Klage, daß sie ihn nie wiedersehn werde. Erste Romanze. Bei allen großartigen und wundervoll schönen Naturerscheinungen denkt sie an den ersten aller Ritter. Zweite Romanze. Klage, daß der Ritter, den zu schauen jedes Herz sich sehnte, dahin ist. Hier entsprechen Str. 3, 3—4, 4 in umgekehrter Folge den beiden ersten Strophen. Die Wege, wo er vorüberzog, wurden von allen aufgesucht; der Dichter nennt neben den Pilgern und Sängern, die als Wanderer hier ganz an der Stelle sind, noch die Schildknappen; denn Wappner (mittelhochdeutsch wepener) heißt

---

Strophen gedichtet, was auch dadurch äußerlich bezeichnet wird, daß nach je vier Versen der folgende im Drucke herausgerückt wird. Es widerspricht dies eigentlich dem Wesen der spanischen Romanze, da die Assonanz in ihr durchläuft.

*) Nur in der zweiten Romanze lautet in der dritten Strophe der erste und in der vierten der dritte Vers männlich aus, obgleich dies sehr leicht zu vermeiden war.

der Gewaffnete, besonders der Schildknappe (scutiger). An die Wege wurden Schlösser erbaut, aus denen manche Damen von den Zinnen nach ihm hinschauten. Ein Schloß und ein Weg können nur allgemein von mehrern stehn. Jetzt endlich ist das längst Gefürchtete geschehen, daß er nicht mehr zu sehn ist.*) Die Augen, die brechen werden, sind die der Redenden, die Mauern die der Schlösser, von deren Zinnen so manche herunterschauten. — Die dritte Romanze schildert, wie der Ritter, den weder die Liebe, noch der Kampf je verwunden konnte, von dem Blitz im Gebirg erschlagen, die vierte, wie er als einziges Opfer des Gewitters unter der höchsten Eiche, unter welcher er ritt, zerschmettert worden. — Die fünfte, welche verkündet, wie die Damen nicht mehr hoffen dürfen, daß er je ihnen wieder nahe, die Mohren (Mauren), gegen die er, ein anderer Cid, gefochten, ihn nicht mehr zu fürchten brauchen. Dies dürfte doch, nachdem die Dame bereits ausgesprochen, daß das Unglück eingetroffen, kaum an der Stelle sein, aber der Dichter scheint die Damen hier nur im Gegensatze zu den Mohren anzureden, auf denen der Nachdruck ruht. Sonderbar bemerkt Notter (S. 403), unser Gedicht nehme sich wie eine herrliche Skizze zu einem größern Romanzenkranz aus. Dazu fehlt es ja unserer Romanze, welche die Darstellung der Heldenthaten ganz ausschließt, an dem festen Körper.

37. Sankt Georgs Ritter.

Am 5. Juli 1811 gedichtet. Die Reimform ist die der spanischen Romanze; abweichend von 35 und 36 sind hier die ungeraden Verse weiblich, die geraden männlich.**) Notter berichtet (S. 401),

*) Erharret muß hier für gefürchtet stehn. Der leidige Assonanzzwang hat dies verschuldet, wie auch den Gebrauch des Wortes vorüberfahren vom Vorüberziehen.

**) Nur ist ausnahmsweise in der ersten Romanze Str. 8 der erste, Str. 10 und 17 der dritte Vers männlich.

Uhland habe ihm selbst gesagt, daß er nur das Wunder, daß Sankt Georg Fernandez von Castilien in der Gestalt des Ritters den Sieg verschafft, berichtet gefunden, die zweite Geschichte, welche der ersten die Krone aufsetze, die Uebertragung einer Heldenthat von Pascal Vivas auf Sankt Georg, seine eigene Erfindung sei. Derselbe bemerkt (S. 385 f.), wie herrlich die Romanze auch gedacht und gedichtet sei, so spreche sie doch deshalb weniger an, weil sie, statt eine allgemein gültige Empfindungsweise darzustellen, die eines bereits abgeschlossenen Zeitabschnittes gebe; aber damit wäre ja die ganze Legendendichtung, das für die Dichtung so ergiebige Reich der Wunder und des Volksaberglaubens ausgeschlossen und von der Wirkung des Erlkönigs, des Zauberlehrlings, der Braut von Korinth könnte weiter keine Rede sein. In Bezug auf die Sage steht geschichtlich fest, daß der Hadschib Almanzor im Frühjahr 979 gegen Castilien zog und die Heere des Grafen Garsias Fernandez, dem König Sancho II. von Navarra zu Hülfe gekommen war, und Almanzors bei Osma und Estevan de Gormaz sich entgegenstanden, wo es nach mehrern Zweikämpfen zu einer mörderischen Schlacht kam. Almanzor sah sich nach den christlichen Berichten zum Rückzug genöthigt, wogegen nach den Arabern die Christen zurückwichen, Almanzor siegreich in Cordova einzog.*) An diesem Tage soll, da Fernando Antolino in der Kirche lange betete, ein guter Geist in dessen Waffen und auf seinem Pferde in den Kampf geritten sein. Er selbst habe sich, weil er die Schlacht versäumt, beschämt zurückgezogen, aber sein Pferd und seine Waffen hätten Spuren von blutigem Kampfe getragen. Woher Uhland den Pascal Vivas genommen, konnte ich nicht finden. Spanisch müßte er wohl Pascual lauten. Die Wundergeschichte, daß der Heilige, während

*) Vgl. Aschbachs Geschichte der Ommajaden in Spanien II, 199 ff.

der Ritter, ganz in Andacht versunken, in seiner Kapelle betet,*) aus dem Himmel herabsteigt und in dessen Waffen und auf seinem Rosse in den Kampf stürmt, wo er sich der Fahne Almanzors bemächtigt und die Mohren in die Flucht treibt**), ist einfach erzählt, nachdem der großen Noth gedacht worden, in welche die Abwesenheit von Pascal Vivas den König versetzt hatte. Auch die Verwunderung des Helden wird weiter ausgeführt, wie er auf der Rückkehr als Sieger begrüßt und auf seine blutigen, zerstoßenen Waffen und die Wunden seines Pferdes hingewiesen wurde. Vergebens will er den Preis und Jubel ablehnen, er muß ihn sich endlich gefallen lassen, deutet aber zum Himmel, von dem dieser Sieg gekommen, was er freilich in anderm Sinne meint, als es die Menge fassen kann.

In der von Uhland ganz erfundenen Geschichte ist es ein Neffe Almanzors, Fatiman, der die nicht näher bezeichnete Gräfin Julia raubt.***) Als diese am dritten Morgen derselben Kapelle des Heiligen (vgl. I Str. 7) naht, bittet sie diesen, der ja einst die libysche Königstochter durch die Besiegung des Lindwurms befreit habe, sich auch

*) Daß nicht bloß das Pferd von Ungeduld wiehert, sondern auch seine Waffen, Speer, Panzer, Helm und Schild „dumpf" erklingen, ist entweder stark dichterisch, so daß diese selbst belebt gedacht werden, oder dunkel, da nicht bemerkt wird, daß sie vom Winde bewegt worden. Auch die Wiederholung von dumpf, das schon drei Verse vorher steht, fällt auf. Romanze 2 Str. 11 heißt die Sage dumpf.

**) „Held des Himmels, Wetterstrahl" wird etwas hart verbunden, da Wetterstrahl eine Vergleichung enthält. — Statt „Er gewinnt — Mohrenschar" hätte man eine stärkere Bezeichnung des Siegs erwartet. Man vergleiche dagegen in Herders Cid Romanze 55. — Daß Almanzor, in der einen Hand eine Fahne, in der andern das Schwert führt, wird bei der Eroberung von Leon (984) berichtete Vgl. Aschbach 208.

***) Auch hier wie in der vorigen Romanze wird alles als gegenwärtig dargestellt; Str. 1, 2 steht das Imperfektum, da die Handlung als eine länger dauernde gedacht wird.

ihrer anzunehmen. Ihr Wunsch der Befreiung geht in Erfüllung. Der Dichter berichtet nicht, wer diese vollbracht, deutet nur an, die wie geblendete Gräfin habe den Heiligen zu sehn geglaubt, die Sage aber bezeichne Pascal Vivas als Retter. So tritt also das einemal der Heilige für den Ritter ein, in anderm Falle wird der zur Rettung herbeieilende Ritter für den Heiligen gehalten. In beiden spricht sich dessen allgemein gepriesene Heldenhaftigkeit aus.

38. Romanze vom kleinen Däumling.

Dieser launige Preis der List und Kühnheit des zuletzt in den Besitz einer Königstochter gelangten Däumlings im Kindermärchen ward am 30. November 1812 im feierlichen Maße der Heldenromanze gedichtet, das wir 35 und 36 fanden.*) Die geraden Verse assoniren auf au — e. Der Anfang der Schlußstrophe weicht absichtlich von dem der ersten ab, da hier die Zeitdauer, wie dort die weite Verbreitung der Sage, angedeutet werden soll. Die Spitze des Gedichtes liegt darin, daß auch der Ruhm des Däumlings in Siebenmeilenstiefeln vorwärts gegangen, was freilich ein nicht ganz zutreffender Witz ist, da die Siebenmeilenstiefel in großen Sätzen vorwärts schreiten, so daß sie nicht überall hingelangen können. Auch der schließliche Uebergang aus der Anrede in die dritte Person fällt auf, besonders da die beiden letzten Verse den als Anrede gefaßten zweiten begründen. Das Schreiten durch manch Jahrtausend deutet darauf, daß diese Sage sich aus urältester Zeit herschreibt.

39. Romanze vom Rezensenten.

Am 13. Februar 1815 mit der besten Laune gedichtet, nicht, wie 38, in der spanischen Romanzenform, sondern in einer gewöhnlichen, freilich noch immer feierlichen trochäischen Strophe. Auch ist

*) Nur Str. 6 lautet der dritte Vers männlich aus.

sie gedruckt wie die spanischen Romanzen, so daß die Strophen nicht geschieden sind, wie auch 40—43. Die Spitze liegt darin, daß der Rezensent, der sich brüstet, daß er als edler Ritter das Publikum vor bösen Gesellen sichere, sich feige hinter seine Anonymität versteckt und der Bestechung der Verleger zugänglich ist. Unter dem siegfriedschen Lindwurm ist die Dichtung im altdeutschen Geschmack verstanden; daneben steht das verwirrende Geklimper der Sonette und das mystische Kunstgeschwätz, wobei zunächst Wackenroders „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders", aber auch die in ähnlichem Sinne gehaltenen Schriften der Romantiker vorschweben. Den Ungeheuern, die er bekämpft, stehen die Schwachen, Nichtigen entgegen, die bei ihm Gnade finden, besonders wenn ihr Verleger den edlen Ritter besticht. Launig kleidet der Dichter den sich unvermittelt anreihenden Gegensatz in ein Gebet ein, aus welchem zuletzt der Hohn hervorplatzt.

40. Ritter Paris.

Die zu Hermann von Sachsenheim gehörende Romanze ward am 1. und 2. Juni 1809 gedichtet. Vgl. S. 32. 34. Der gleich dem castilischen Ritter gegen alle Frauenschönheit unempfindliche Ritter, dem Uhland den Namen des weichlichen trojanischen Prinzen gab, der die griechische Königin entführte, wird endlich dadurch bekehrt, daß eine Hofdame durch die Liebe zu dem Abenteuer getrieben wird, als unbekannter Ritter mit ihm den Kampf auf Leben und Tod zu wagen. Höchst unwahrscheinlich ist Notters Vermuthung (S. 163 f.) einer Beziehung der eben so lieblichen als schalkhaften Ballade auf einen nähern Bekannten des Dichters. „Fast erstaunt man", bemerkt derselbe (S. 403), „gegenüber der etwas ätherisch gehaltenen Idee der meisten uhlandischen Romanzen von höherm Stil über die süße Fülle des hier quillenden irdischen Lebens." Aber Uhland weiß sehr

wohl auch das äußere Leben zu versinnlichen, wie besonders sein Fortunat zeigt, und wo ihn die Laune treibt, ist er meist in seiner treuherzigen Gutmüthigkeit ganz köstlich. Welche Langeweile unserm Ritter am weichlichen Hofe der Königin (eines Königs wird hier so wenig gedacht als in Goethes Wirkung in die Ferne) die zudringliche Liebe aller Damen mache, wie ihn nur ein Sieg erfreuen könne, der ihm nicht leicht gemacht werde, sprechen V. 1—12 aus.*) So sehen wir denn gleich beim Beginne des Frühlings den bisher nur die Lust des Hoflebens Genießenden auf Ritterabenteuer ausziehn, da er von Frauen nichts wissen will, aber eine liebende Schöne, der von seiner Hand selbst der Tod erwünscht ist, war ihm gefolgt oder vielmehr, da sie seinen Entschluß kannte, zuvorgekommen. Wie eifrig er zu seinem ersten Streit eilt und des leichten Sieges sich freut, wird kurz, aber anschaulich bezeichnet, ausführlicher mit frischer Lebendigkeit die wunderbare Entdeckung und Bekehrung beschrieben. Schon der Anblick der Leblosen ergreift ihn; als sie aber den liebenden Blick erhebt und dem um sie Bemühten in die Arme sinkt, da kann er freilich den Aerger nicht unterdrücken, daß der Ruhm, dessen er sich schon gefreut, geschwunden sei, aber die Frage, ob er dem ihn verfolgenden Liebesglück zürnen oder danken solle, verräth, daß es mit seiner Unempfindlichkeit zu Ende ist.

41. Der Räuber.**)

Am 20. und 21. Januar 1810 in dem Versmaße von 39 und 40 gedichtet. Der Dichter will nicht das Bild des lieblichen Mäd-

*) V. 5 steht was nach gemeinem Sprachgebrauche für wie viel. — V. 9 fällt leichter Siegeszeichen nach der schönen Siegeszeichen (V. 5) unangenehm auf. V. 9 f. sollen wohl als Ausruf des Paris gefaßt werden; V. 11 tritt dann der Dichter wieder berichtend ein.

**) Vgl. Steudener 10 ff., der aber viel zu viel in das einfach schöne Gedicht hineinträgt und dabei den Hauptpunkt übersieht.

chens uns veranschaulichen, sondern die Macht der Liebe auf das rohe, aber noch nicht verwilderte Gemüth des Räubers und seine dadurch erregte Sehnsucht nach dem Besitze eines solchen Schatzes darstellen. Den Räuber treibt es an dem schönen Frühlingstage vor den Wald zu treten und in die freie Welt zu schauen.*) Da sieht er auf dem aus dem Walde führenden Hohlwege ein Mädchen herabsteigen, von dem er aber vorab nur die schlanke Gestalt erkennt. Sonderbar behauptet Steudener, der Rahmen des hohlen Pfades zwinge uns, die Anschauung auf die Gestalt des Mädchens zusammenzuhalten; wir sehen von der Gestalt des Mädchens nichts mehr und nichts minder, als daß sie schlank ist, der Hohlweg belebt nur insofern das Bild, als wir den Weg sehen, auf dem sie geht.**) Ist der Räuber an dem schönen Frühlingstage schon milder gestimmt, so kann die Erscheinung des einsam herabkommenden Mädchens nicht den Gedanken an Raub in ihm erregen, vielmehr ist es ein wundersames heiliges Gefühl, das ihn erfüllt. Ruhig läßt er sie an sich vorübergehn (die einfache gegenseitige Begrüßung wird übergangen), dann erst spricht er zu sich die Worte, welche den Eindruck ihrer Erscheinung so bedeutsam bezeichnen; er würde dem Mädchen, das nur Blumen des Maies in seinem Korbe trägt, nichts zu Leide thun können, wenn es auch die reichsten Schätze bei sich führte. Von der Gestalt des Mädchens hören wir nichts weiter. Daß der Korb die Vorstellung des Menschenbildes erleichtere, wird niemand Steudener

---

*) Das beginnende einst dürfte nicht ganz gehörig sein; es versetzt die Handlung in die Vergangenheit, während das gewählte Präsens sie in der Gegenwart darstellt. Wollte Uhland vielleicht absichtlich „An dem schönsten Frühlingstage“ meiden, weil ein Lied Goethes beginnt „An dem reinsten Frühlingsmorgen“?

**) Das nachschleppende bald, ein Erzeugniß des Reimzwanges, ist störend. Weniger würde es auffallen, stände mit umgewendeter Wortfolge: „Bald ein schlankes Mädchen kommt.“

zugeben; der Korb erscheint ja nur in der Rede des Räubers und wir hören nicht einmal, wie sie ihn trägt. Dem Dichter war es eben um die Anschaulichkeit des Bildes des Mädchens nicht zu thun, nur um den Eindruck auf den Räuber. Ganz verfehlt wäre es, wollte man Str. 2 als Anrede an das Mädchen fassen. Noch lange folgen die Blicke des Räubers dem weiter herabsteigenden Mädchen, wobei der Dichter den Eindruck, den es auf den Räuber gemacht, noch einmal durch das Beiwort geliebt hervorhebt, das zugleich den Grund des langen Nachblickens enthält. Er schaut auf die reiche Ebene, auf den Wiesengrund, durch welche das Mädchen zunächst wandelt; ihr Weg führt zu den stillen Dörfern hin, die dem Räuber im Gegensatz zu seinem einsamen Walde so anziehend erscheinen; dann sieht er sie, als sie das erste Dorf betreten, verschwinden, nur die reichblühenden Bäume der an der Straße liegenden Gärten trifft sein Blick, während sie unter den über die Gärten herüberhängenden Aesten wandelt. Der Räuber, den die Sehnsucht nach den friedlichen Dörfern und innige Liebe zu dem lieblichen (Str. 4, 2) ihm entschwundenen Mädchen erfaßt hat, kehrt in seine Wohnung zurück, die uns durch den finstern Tannenwald im Gegensatz zu dem anmuthigen eben gezeichneten Bilde als wenig erfreulich vorgestellt wird.*) Steudener weist auf das weiche alliterirende Wallerin Wiesengründe wandelt hin, aber jedenfalls ist es verkehrt, wenn er in dem „dreimal schwebenden n" etwas sucht. Eben so wenig möchten wir in dem wiederkehrenden i und ü und dem gehäuften l in Str. 4, 1 f. „die Färbung milder, holder Lieblichkeit" und darauf in dem rauhen r in der Räuber kehret wieder und gar in dem Kretikus Tannenwald mit dem „markigen" a

*) Man vermißt hier doch ein seinen Zustand bezeichnendes Wort, wie z. B. traurig.

etwas „der tapfern Räuberwelt wohl Angemessenes“ sehn. Den Räuber haben wir uns hier ja wirklich gerührt zu denken. Das wiederholte r bezeichnet hier so wenig etwas Rauhes wie vorher in der Gärten reiche Blüte und das l in Lange folgen seine Blicke, in welchen Steudener ganz willkürlich „einen fast ersterbenden Rhythmus“ sieht.

42. Sängerliebe.

Der Eingang wurde am 12. Juni 1812 gedichtet. Uhland war durch seine Beschäftigung mit der Geschichte der provencalischen und der südlichen Dichtung zu diesem Romanzenkranze veranlaßt worden. Daß die Meister des Sanges von der Liebe Schmerzen mehr als von der Liebe Lust singen, wird gleichsam als Erbtheil ihres geistigen Vaters Phöbus (vgl. Sonette 3, 14) dargestellt, dessen Liebe zur Daphne so unglücklich war, daß sie auf ihren Wunsch in einen Lorbeerbaum verwandelt wurde, mit dessen Laub er sich bekränzte (vgl. Ballade 27 Str. 1, 3). Wie dieses in der schönsten Zeit der neuern Sangeskunst nicht anders gewesen, sollen die Erinnerungsbilder zeigen, die er hervorrufen will. Zuerst treten zwei Troubadoure auf, von denen der eine aus Sehnsucht nach der Geliebten, der andere aus Schreck über die falsche Nachricht ihres Todes stirbt, dann ein nordfranzösischer Dichter, den unglückliche Liebe in Krieg und Tod treibt, und ein galizischer, der vom eifersüchtigen Gatten ermordet wird, endlich der große Dichter Italiens, den der Verlust der irdischen Liebe, die ihn geweckt hat, zur himmlischen begeistert.

I. Rudello.*)

Die Romanze wurde am 13. Juni 1812 angefangen, blieb aber unvollendet liegen, da der Dichter schon am folgenden Tage zu Don

*) Zu dieser und den beiden folgenden Romanzen vgl. J. Strobl „Quellen

Massias (4), der vierten unseres Kranzes, überging; erst am 5. August 1814 ward sie beendet.*) Welche Quelle Uhland benutzt, verräth uns, was auch Strobl entging, die italienische Form Rudello in der Ueberschrift, wie auch Str. 5 f. und 16, wogegen sich Rudell Str. 10 und 12 findet. Es war ohne Zweifel die italienische Bearbeitung von des Jean Nostradamus Les vies des plus celèbres et anciens Poetes Provenceaux in Crescimbenis Commentari intorno alla sua istoria della volgare poesia, die von Giuffredo Rudello II, 1, 11—15 handelt. Bei Nostradamus heißt er Jiaufred Rudel, bei Petrarca Giaufrè Rudel; auch wird der Name Rudels oder Rudelh geschrieben; die Form Rudello nahm Crescimbeni aus Federigo Ubaldinis Catalogo de' Poeti Provenzali, der Uhland kaum zu Gesichte gekommen sein dürfte. Giuffredo Rudello, Prinz von Bleus oder Blaia in der Provence, verliebt sich in die Gräfin von Tripolis, über deren Tugend und besonders ihre Gelehrsamkeit er viel von den aus dem gelobten Lande heimkehrenden Kriegern hört, während er am Hofe Gottfrieds, Bruders des Königs Richard von England, verweilt, der nicht geruht hatte, bis ihn Agulto, Herr von Salto, an dessen Hofe er sang, ihm abgetreten. Er besang sie in vielen Liedern. Endlich konnte er dem Verlangen, sie zu sehn, nicht mehr widerstehn: im Gewande eines Pilgers bestieg er ein Schiff, aber auf dem Meere erkrankte er; man hielt ihn schon für

---

zu drei Romanzen Uhlands" in der „österreichischen Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben" (Beilage zur k. k. Wiener Zeitung) 1864 III, 705 ff 741 ff.

*) Viermal lautet der dritte Vers männlich statt weiblich aus (Str. 13. 14. 18. 20), einmal, Str. 21, der erste. Ohne Zweifel hat sich Uhland diese wohl unstatthafte Freiheit absichtlich genommen. Zweimal wird dadurch ein Hiatus mit dem folgenden Verse vermieden.

todt und wollte ihn ins Meer werfen. Doch kam er nach Tripolis. Sein Gefährte theilte der Gräfin seine Ankunft mit. Diese kam zum Schiffe und reichte ihm die Hand, worüber er wieder zum Bewußtsein kam. Während er ihr seine Verehrung auszusprechen versuchte, fiel er todt ihr in die Arme. Die Gräfin, die man seit dieser Zeit nie mehr mit fröhlichem Gesichte sah, ließ ihn in einem reichen Grabmale aus Porphyr bestatten und arabische Verse darauf setzen. Dies geschah im Jahre 1162. Sein Begleiter Bertrando d'Allemando theilte der Gräfin alle Lieder Rudellos auf sie mit, und sie ließ sie mit goldenen Buchstaben schreiben. Crescimbeni führt auch eine handschriftliche alte Lebensbeschreibung Rudellos an*), wonach die Gräfin nach dessen Tode der Welt entsagte und Nonne ward. Uhland läßt den Dichter zunächst eine ideale Liebe besingen, erst später überträgt er sein ideales Bild auf die Gräfin. Wo er zu Schiffe gestiegen (wir müssen an Marseille denken), sagt er eben so wenig wie seine Quelle. Der Sturm, der das Schiff von Tripolis verschlägt, ist seine Zuthat. Die äußere Noth und die innere Unruhe stürzen ihn in eine Krankheit, aber der Himmel erhört das Flehen des Kranken und führt das Schiff nach Tripolis. Dort verbreitet sich gleich die Kunde, daß der berühmte Sänger gelandet sei. Die Gräfin geht ihm entgegen, aber kaum hat er, vom Führer unterstützt, den Boden von Tripolis betreten, so fällt er todt in dessen Arme, noch ehe er die ihm dargereichte Hand der Gräfin hat erreichen können. Daß er todt der Gräfin in die Arme fiel, schien Uhland unzart. Nicht ein Freund Rudellos macht die Gräfin mit dessen Liedern bekannt, wir hören nur, daß auf ihre Veranstaltung seine Lieder, die er geschrieben mit-

*) Strobl macht diese, welche viele andere Züge enthält, ganz irrig zu Uhlands Quelle, und bezeichnet mehreres als zarte Aenderung, was Uhland eben bei Crescimbeni fand. Ueber Rudello vgl. Diez Leben und Wirken der Troubadours S. 54 ff.

gebracht haben muß, auf prachtvolle Weise abgeschrieben und kostbar gebunden werden; dann liest sie darin so lange, bis auch sie von eben so schmerzlicher Sehnsucht zu ihm, wie er früher zu ihr, ergriffen wird, und endlich in ein Kloster geht, um dort ihren Schmerz zu begraben. Notter (S. 400) findet die Romanze mit Ausnahme der drei ersten prachtvollen Strophen, die kein deutsches Ohr ohne Triumph vernehmen könne, etwas chronikmäßig gefaßt, was ihrer Idee widerspreche, aber es ist ja eben ein altes Bild, das der Dichter entfalten will. Das Besteigen des Schiffes und besonders das Fahren auf dem Meere wird durch die Anrede des Meeres angedeutet, das ein rechtes Element für die irre schweifende, nur einem Schattenbilde folgende Sehnsucht sei; die Bemerkung, daß dieses ohne Grund und ohne Schranken sei, führt das Bild nur weiter aus.

2. Durand.

Am 27. Juli 1814 nach Vollendung von Dante (5) gedichtet.*) Auch hier folgt Uhland ohne Zweifel Crescimbeni, obgleich dieser hier mit Ausnahme der Namensform nur den Nostradamus wiedergibt; er nennt nämlich den Troubadour Durante (nach der Analogie von Dante, obgleich er sonst einen Durant kennt), fügt aber hinzu, bei Nostradamus heiße er Guillaume Durant. Die von Uhland gewählte Form Durand findet sich sonst. Crescimbeni berichtet nach Nostradamus von Guglielmo Durante aus Puimosson in der Provence, nach andern aus Montpellier, dem berühmtesten Rechtsgelehrten seiner Zeit, der sich durch ein wunderbares Gedächtniß ausgezeichnet habe: „Er liebte eine Dame aus dem Hause der Balbi in der Provence (seine Mutter war auch eine Balbi), zu

*) Auch hier lauten absichtlich die ungeraden Verse ein paarmal männlich aus (Str. 7, 3. 8, 1. 9, 3. 10, 3. 11, 1).

deren Preis er viele Lieder in provencalischer Sprache dichtete, in der er wohl bewandert war; auch war er sonst ein guter Dichter. Aus zu großer Neugierde ließ er seiner Dame, die Balba hieß, von einem befreundeten Astrologen das Horoskop stellen; dieser berichtete ihm, bei ihrem Tode werde sich etwas Wunderbares begeben, sie aber noch lange leben. Viele Jahre später wurde sie krank; den zweiten Tag besserte sie sich, am dritten hielt man sie für todt, bereitete die Bestattung und trug sie zu Grabe. Als Durante davon hörte, wurde er so erschüttert, daß er auf der Stelle verschied. Er ward an demselben Tage mit Balba begraben. Diese, welche im Grabe lag, begann zur Zeit ihrer Leichenfeier wieder zu athmen, sich zu bewegen und zu jammern, worüber alle Anwesenden sich entsetzten. Man grub sie aus dem Grabe und brachte ihr eiligst Hülfe. Als sie genesen war, erzählte man ihr, was geschehen; sie empfand darüber solchen Schmerz, daß sie Nonne ward. Als solche starb sie im Alter von sechzig Jahren. Der Dichter war im Jahre 1270 gestorben." Die glücklichen Veränderungen Uhlands, der die Geliebte Blanka nennt, aber ihren Geschlechtsnamen beibehält, ergeben sich von selbst. Durand singt im Hofe und erwartet die Geliebte, von deren Krankheit er nichts weiß, am Fenster zu sehn, als ihn die Todeskunde trifft; diese ist noch nicht begraben, sondern liegt in der Burgkapelle auf der Bahre, wo sie im Traume Durand singen gehört; wie sie die Nachricht von dessen Tode aufgenommen und daß sie in Folge ihres Schmerzes in das Kloster gegangen, wie es gleich so vielen unglücklich Liebenden auch die Gräfin von Tripolis in der vorigen Romanze that, wird übergangen. Notter bemerkt (S. 399 f.): „Mit solch süßer Zartheit und doch zugleich solch inniger Tiefe dürfte noch weniges in deutscher Sprache gesungen worden sein. Als einziger Mangel an dem überaus herrlichen Gedichte könnte hervorgehoben werden, daß es eben allzusehr Gedicht, daß es zu zart, zu ätherisch

ist, vornweg zu wenig Anspruch auf Wirklichkeit macht!" Man begreift diesen Vorwurf nicht, da die ganze Handlung klar und rein vor uns tritt. Wir sehen zuerst (Str. 1 f.) den freilich nur mit seinem Namen bezeichneten Sänger voll von Liebes- und Liederlust nach dem gleichfalls namentlich hervortretenden sich hoch erhebenden Schlosse ziehen, dem er schon nahe ist, und was er dort erwartet, wie das Schloßfräulein auf seine Lieder horchen wird, tritt anschaulich hervor. Dann (Str. 3 f.) hören wir ihn auf dem Schloßhofe unter einer Linde sein Lied anstimmen, wir sehen ihn sehnsuchtsvoll nach dem Söller, nach den Fenstern schauen, wo die Geliebte zu erscheinen pflegte, aber nur die von ihr gepflegten Blumen sieht er, sie selbst erscheint nicht. Gleichfalls in zwei Strophen wird geschildert, wie durch die zurechtweisende Mahnung eines Vorübergehenden, er möge vom Sange ablassen, da die Prinzessin gestorben*), der Sänger, den der Dichter hier zuerst als Jüngling bezeichnet, an gebrochenem Herzen sofort verscheidet.**) Hier scheint das Unglück seinen Gipfel erreicht zu haben, aber es soll wo möglich noch erhöht werden. Die drei folgenden Strophen schildern, wie eben im Schlosse, wohin das gebrochene Auge des Sängers noch gerichtet ist, aus der Kapelle, in welcher die Leiche der Prinzessin, von trauerndem Volk umgeben, ruht (das Bild tritt mit wenigen Zügen lebendig hervor), große Bewegung herrscht, freudiger Schrecken sich erhebt, da die Todtgeglaubte, die aus ihrem Schlummer allmählich erwacht ist***), sich aufrichtet. Sie hat geträumt, was ihres Lebens Wonne war, daß Durand gesungen, keineswegs hat dessen Gesang auf ihr Erwachen

*) Der Ausdruck „Und es geht ein Mann vorüber" dürfte doch etwas zu nüchtern prosaisch sein.

**) Das Perfektum bezeichnet hier das plötzliche Eintreten der Handlung, die vollendet ist, ehe man sie ahnt; das Gewicht liegt auf dem Sterben.

***) Str. 10, 1 war geschah zeitweiliger Druckfehler statt geschehn.

gewirkt. Sie wird hier zum erstenmal mit ihrem Namen genannt. Nach den gegebenen Zügen der blühend wie aus einem gesunden Schlafe Erwachten, selbst im Sterbekleid geputzt Erscheinenden, die wie wir hörten, „mit Blumenkränzen hold geschmückt war", und nach dem Bilde, das uns Str. 2 von ihr gegeben, sehen wir Blanka lebhaft vor uns. Ihre zärtliche, sehnsuchtsvolle Frage spricht innigste Liebe rührend und ergreifend aus. Der Dichter aber malt uns nicht die Verzweiflung der ins Leben Wiedererwachten, als sie den Geliebten todt findet, wie Julia ihren Romeo, sondern glücklich anknüpfend an Blankas Frage: „Hat hier nicht Durand gesungen?" schildert er in den drei letzten Strophen in kühner, aber um so ergreifenderer Weise die Verzweiflung des im Jenseits Erwachenden, die einzige Freundin, deren Tod ihn das Leben gekostet, hier nicht zu finden, wodurch ihm selbst die lichten Himmelsräume mit allen ihren Verklärten öde werden. Dieser unerwartete und doch in dem angeregten Gefühle tief begründete Schluß ist von wundervoller Wirkung.

3. Der Castellan von Coucy.

Das frühestens am 14. Juni 1812 begonnene Gedicht ward am 17. vollendet.*) Der Sage hatte der Dichter schon am 23. August 1811 in dem Sonett Vermächtniß gedacht. Sie war so ver-

*) Viel häufiger als in 1 und 2 enden hier der erste und der dritte Vers männlich aus, mehrmals beide in derselben Strophe (6. 14—17), achtmal der dritte (1. 2. 8. 9. 19. 21. 23. 26), viermal der erste (5. 18. 24. 27). Am häufigsten geschieht es bei den auf Fayel auslautenden Versen, dreimal bei Herz, und mehrfach wo die Dativform auf e, selbst wenn der folgende Vers konsonantisch anhebt, oder beim Zeitwort et statt t nahe lag, auch einmal bei stets Str. 2, 3, um nicht in allen vier Versen ein i—e am Schlusse zu haben. Str. 14, 3 scheint Jagdgefolg statt des sonst Uhland geläufigen Jägertroß gewählt, um den Gleichklang mit den Reimversen auf —offen zu vermeiden. Eine störende Härte

breitet, daß beide als Maskengestalten beliebt wurden.*) Woher der Dichter die Sage kannte, wissen wir nicht. Ausführlich behandelt hatte sie de Belloy in den Mémoires historiques de Raoul de Coucy (1781).**) Von deutschen Dichtern hatte sie schon Konrad von Würzburg dargestellt. Wir kennen sie nur aus dem Berichte Fauchets, der wesentlich also lautet: „Zur Zeit der Könige Philipp von Frankreich und Richard von England lebte in der Vermandois ein wackerer und edler Ritter Namens Regnault, Castellan von Coucy. Dieser verliebte sich in die Frau des Herrn von Fayel. Beide hatten um ihrer Liebe willen gar viel zu dulden. Als die beiden genannten Könige das Kreuz nahmen, folgte ihnen auch der Castellan, um sich im ernsten Kampfe zu üben. Die Dame machte ihm ein Netz aus Seide, in welches sie von ihren eigenen Haaren flocht und befestigte es an seinem Helme. Der Ruf seiner Tapferkeit drang auch zu seiner Dame. Aber bei einer Belagerung ward er durch einen Steinwurf verwundet. Als er den Tod herannahen fühlte, befiel ihn große Trauer um seine Dame; da befahl er seinem Knappen, wenn er gestorben, sein Herz, das Netz und ein Kästchen mit den von seiner Dame geschenkten Ringen und Diamanten, die er immer bei sich getragen, nach Frankreich zu bringen und ihr zu übergeben. Dieser vollzog den Befehl, brachte das gesalbte Herz, Netz, Ringe, Diamanten und einen liebevollen Brief, den der Castellan vor seinem Tode geschrieben, nach Frankreich. In der Nähe des Schlosses traf ihn Herr von Fayel im Walde und nahm ihm das Kästchen unter Drohungen ab. Er ließ das Herz

---

ist Str. 5, 3 draufgeheft'tem. Sollt Str. 7, 4 ist aus älterm Sprachgebrauche genommen. In der drittletzten Strophe war Hält Druckfehler statt Hat.

*) Vgl. Goethes Brief an Frau von Stein vom 27. Januar 1776.

**) Vgl. jetzt Chanson du chatelain de Coucy par Francisque Michel (1830).

von seinem Koch bereiten und der Dame vorsetzen. Als sie es gegessen, fragte er sie, ob sie wisse, was sie genossen; es sei ein Fleisch, das sie einst sehr geliebt habe. Seiner Angabe, es sei das Herz des Castellans gewesen, wollte sie nicht glauben; als er ihr aber das Kästchen und den Brief gab, ward sie bleich und roth und lange sann sie. Dann sprach sie: „Es ist wahr, ich habe dieses Fleisch sehr geliebt. Ihr gabt mir das Herz des besten Ritters zu essen; niemals aß ich ein so edles und vortreffliches Fleisch, und es wäre unrecht, wollte ich nach diesem noch anderes essen; ich schwöre euch, bei meiner Treue, ich werde nie mehr eines essen. Die Dame stand auf, ging in ihre Kammer und bezeigte großen Schmerz. Sie grämte sich zu Tode. Der Herr von Fayel betrübte sich sehr darüber. Die Verwandten der Dame begannen einen Krieg gegen ihn, doch wurde durch den König und die Barone des Landes der Friede vermittelt.“ Die Hauptänderung, welche Uhland zu seinem Zwecke vornahm, bestand darin, daß die Dame dem Castellan nie ein Zeichen ihrer Liebe gab, vielmehr ihrem Gatten treu blieb, jener auch nichts als sein Herz in einer goldenen Urne ihr schickte. Er beginnt sehr glücklich mit dem Augenblicke, wo „der Castellan von Coucy“ zum erstenmal sein Herz für „die Dame von Fayel“ heftig schlagen fühlte, und auch im folgenden wird des Herzens immer gedacht, ja auch der Pfeil, der ihm den Tod bringt, fährt durch das Kreuz in das darunter schlagende Herz. Die Darstellung ist auch im folgenden sehr glücklich belebt, wobei selbst das von einem Pfeile getroffene Herz des Hirsches und das rachevolle Herz des „stolzen“ Ritters eine Rolle spielen. Freilich berichtet uns der Dichter die Geschichte in vollster Ausdehnung nach Art einer treuherzigen, keinen Punkt zurückhaltenden Chronik und schließt auch chronikartig, aber er weiß durch geschickt erfundene Ausführung der bedeutendern Züge, neben denen die unbedeutendern nur berührt werden, so wie

durch glückliche Anregung des Gefühls (man vergleiche besonders Str. 8, 3 f. 10, 3 f. 16) die Darstellung zu beleben, auch durch wirksame Gegensätze den Eindruck zu erhöhen.*)

4. Don Massias.

Die Romanze ward zuerst von allen fünf, am 14. Juni 1812, vollendet.**) Boxberger hat darauf hingewiesen, daß der Dichter hier den Bericht Bouterweks in der Geschichte der portugiesischen Poesie und Beredtsamkeit (dem vierten Bande seiner „Geschichte der schönen Wissenschaften") S. 17 f. zu Grunde legte. Von dem berühmten galizischen Dichter und Ritter Macìas***), mit dem Beinamen der Verliebte, auch wohl der Große genannt, in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, heißt es hier, er habe sich als tapferer Streiter gegen die Araber in Granada und als geistreicher Kopf im Gefolge des gelehrten Marquis von Villena hervorgethan. Dieser habe ihm aber die Fortsetzung eines geheimen Einverständnisses mit einer schönen Dame verboten, die auf seine Veranstaltung mit einem andern Ritter vermählt gewesen. Als Macìas darauf nicht hörte, sei er vom Marquis als Großmeister des Ordens von Calatràva im Königreiche Jaen an der Grenze von Granada verwahrt worden. Jener aber habe in der Gefangenschaft seine zu ihrer Zeit hoch gepriesenen Lieder der unglücklichen Liebe in galizischer Sprache gesungen, auch die Einrichtung zu treffen gewußt,

---

*) Der Graf und die Gräfin reden sich Ihr an, wie es bei Uhland nach dem Vorgange Schillers und Goethes regelmäßig statt des modernen Sie eintritt; du steht nur in besondern Fällen, wie Ballade 44 und 58.

**) Uhland hat sich hier noch nirgends gestattet, den ersten oder dritten Vers männlich auslauten zu lassen. Anstößig ist Str. 11 der Reim Harpyien aufziehen.

***) Die Schreibung des Namens nach der Aussprache hat Uhland wohl absichtlich gewählt, auch Holland hier nicht, wie sonst, die richtige Form hergestellt.

daß diese seiner Dame schriftlich zugestellt wurden. „Aber der Gemahl der Dame fand sich auch durch die poetische Freimüthigkeit des gefangenen Dichters so zur wildesten Eifersucht gereizt, daß er sich in voller Rüstung aufmachte, den Unglücklichen zu ermorden. Er ritt nach dem Städtchen Arjonilla, wo Macìas in Verhaft saß, erblickte den Gefangenen am Fenster und tödtete ihn auf der Stelle durch einen Wurf mit der Lanze.“ Diesen rohen Stoff hat Uhland auf das glücklichste in ein lebendiges Bild verwandelt, wobei man vielleicht wünschen könnte, daß Str. 2 der Graf und dessen Vermählung mit des Dichters Geliebten etwas klarer hervorträte. Str. 1 f. bezeichnen die Gefangenschaft, Str. 3 f. das die Katastrophe einleitende, der Sage fremde Singen am Fenster und die Verbreitung der Lieder, Str. 5, daß dies dem Grafen kund ward, Str. 6—8 die Ausführung seiner eifersüchtigen Rache, wobei das Singen und Spielen am Fenster hervorgehoben werden.*) Der trefflich abschließende Gegensatz des Fortlebens der Lieder des gemordeten Sängers und der dadurch dem Grafen bereiteten ewigen Qual sind des Dichters Eigenthum, dessen Lied mit „des Massias Liebeslieder“ voll austönt.

5. Dante.

Die Romanze wurde am 26. Juli 1814 beendet.**) Dante wird durch den Verlust der irdischen Liebe, die ihn einst als Knaben be-

*) Notter meint (S. 401), der Vers „Schlug so zierlich seine Zither“ passe nicht recht zum Ernst der Situation, aber das zierliche Schlagen ist dem Sänger eigen und um so schärfer tritt der Gegensatz des mit Wuth die Lanze gegen ihn schwingenden und ihn damit durchbohrenden Ritters hervor. Auch möchten wir nicht mit Notter den Zug, daß der Ritter sich in den Bügeln hebt, wegwünschen, das uns ein anschauliches, keineswegs unbeholfenes Bild zu geben scheint.

**) Männlich lauten hier Str. 1, 1. 2, 3. 6, 3. 7, 1. 3. 8, 1. 3. 12, 1. 13, 1. 15, 3. 16, 1 aus.

geistert hat, zum geweihten Sänger der himmlischen. Uhland folgt wohl auch hier Bouterwek. Dieser gedenkt in der Geschichte der italienischen Poesie und Beredtsamkeit (I, 61 ff.) des Traumes von einem Lorbeerbaum, den seine Mutter hatte, als sie ihren Sohn unter ihrem Herzen trug. „Noch nicht zehn Jahre war er alt“, fährt dieser fort, „als er mit mehr als Knabeninteresse ein Mädchen von ungefähr gleichem Alter ansah, und dieses Mädchen wurde die Muse, die ihn zu seinen ersten Gedichten begeisterte und die auch nachher, so lange er lebte und dichtete, die Göttin seiner Gedanken und Verse wurde. Sie hieß Beatrice, oder mit ihrem populären Mädchennamen Bice, Portinari. Bei Gelegenheit eines Festes, das die Eltern nach florentinischer Sitte in den ersten Tagen des Maies ihren Kindern gaben, sah der kleine Dante die schöne Bice zum erstenmal. Sie wirkte auf ihn wie ein Engel des Lichts. In der Glorie eines Wesens, das nicht in die Reihe der Sterblichen gehört, prägte sich ihr Bild seinen Gedanken ein. Als er sie in seinem achtzehnten Jahre in der vollen Blüte ihrer Reize vorübergehn sah, wo sie ihn freundlich grüßte, wurde er, wie er selbst sagte, über alle irdischen Sphären entrückt.“ Nachdem Bouterwek der durch sie veranlaßten Sonette und Canzonen gedacht, kommt er auf den im sechsundzwanzigsten Lebensjahre erfolgten Tod Beatricens, in welchen Dante sich entsagungsvoll zu finden gewußt. „Er weinte lange, aber stille. Und hatte er denn am Ende einen großen Verlust erlitten? Nie war ihm seine Beatrice mehr als der unschuldige Gegenstand einer idealisirenden Phantasie und einer anspruchslosen Liebe gewesen. — Die Ueberzeugung, daß er nun einen wirklichen Engel liebte, konnte einen Geist, der sich so gern zu den Höhen des Himmels erhob, leicht mit dem Schicksale versöhnen, das ihm auf der Erde im Grunde nichts geraubt hatte.“ Ob Dante schon gleich damals den Entschluß gefaßt, ihrem Namen ein großes Ge-

dicht zu weihen, erklärt Bouterwek für ungewiß; aber seine ersten Verse nach Beatricens Tode seien noch von der gewöhnlichen Art gewesen. Mit Benutzung der aus Bouterwek genommenen Züge stellt Uhland die Sache auf eigene Weise dar. Aus demselben Thore, aus welchem in jenem Mai, wo Dante Beatricen zum erstenmal sah, die festlich geschmückten Kinder zogen, läßt er Beatricens Leiche tragen, den Dichter aber, als er in einsamer Kammer die Glocken zum Begräbniß läuten hört, vor tiefstem Schmerz sein Gesicht verhüllen. Sodann flüchtete er in Waldesdunkel, wo er Trauerlieder sang, bis ein von Beatricen herabgesandter Bote ihn durch die Hölle, deren Anblick seinen Schmerz verstummen machte, zum Fegfeuer und endlich zum Paradiese führte, aus dem Beatrice ihm liebevoll entgegenkam und mit ihm immer höher schwebte, wobei sie zu der Sonne aller Sonnen, deren Abglanz auf ihr Gesicht fiel, er aber zu ihr aufblickte und so den Abglanz des Abglanzes schaute.*) Und das, was er damals gesehen, stellte er in seinem herrlichen Gedichte dar. So wird also Dantes divina commedia dichterisch als Ausfluß seines leidenschaftlichen, sich endlich fassenden Schmerzes um Beatricen, als eine himmlische Verklärung und Aufopferung seiner irdischen Liebe gefaßt. Darstellung und Ausdruck sind das Ergebniß lebendigster dichterischer Durchdringung. Von besonders reizender Frische ist der Eingang, der Traum vom Lorbeerbaume sehr fein ins Leben gesetzt. Schon im Jahre 1807 hatte Uhland Dante in seiner Francesca da Rimini auftreten lassen wollen. Vgl. S. 21.

) Dante selbst schildert Paradies XXIII, 28 ff., wie er, immer den Blick auf Beatricen gerichtet, zur Sonne und dann weiter mit ihr geschwebt, wo Gott als höchste Sonne leuchtet. Zuletzt verschwindet sie ihm und er schaut sie unter den Verklärten in der himmlischen, von Engeln wie von einem Bienenschwarm umschwärmten Rose, deren Schilderung Uhland so sehr ansprach. — Hoch und höher, eine Goethe besonders beliebte Verbindung. Vgl. die Erläuter. zu den lyr. Ged. II, 13.

43. Liebesklagen.

Beide wurden im Juli 1814 gedichtet, die zweite am 17. beendigt. Sie sind eine Ausführung der 1809 in dem Lustspiel die Serenade (vgl. S. 34 f.) gedachten Situationen. Das Versmaß ist dasselbe wie in Ritter Paris (40). Vgl. S. 32.

1. Der Student.

Im zweiten Auftritt des Entwurfs der Serenade heißt es: „Claros berichtet, wie er sich in Salamanka in ein Mädchen verliebt, das einige Zeit mit einer Verwandten unbekannt dort gelebt, daß aber die letztere, die diese Liebe nicht gerne gesehen, schnell mit dem Mädchen abgereist seie, und daß er seitdem umherstreife, dieses aufzusuchen.“ In unserer äußerst glücklichen, heiter belebten Ausführung ist an die Stelle der Verwandten der halbtaube Vormund getreten. Vortrefflich ist die seit Lessing unter uns besonders berühmt gewordene Stelle des Ilias III, 141 ff. benutzt, wo Helena, in weiße (nicht glänzende) Gewande gehüllt, zum skäischen Thore kommt und von den dort versammelten Landesalten ihrer Schönheit wegen bewundert wird, da sie gar sehr unsterblichen Göttern im Antlitz gleiche. Auch daß er vom Buche aufsah, ist glücklich als eine wunderbare Fügung des Schicksals eingeführt. Nicht weniger anziehend ist die kurze Zeit des Glückes geschildert, das durch den Vormund nicht gestört wurde, da dieser, wenn ihn auch die Eifersucht oft auftrieb, um nach der Schönen zu sehn, doch Spiel und Sang eben so wenig hörte als die liebevolle Erwiederung; wodurch die Sache verrathen worden, ist übergangen, nur durch die spätere Erwähnung eines zurückgebliebenen alten Fräuleins angedeutet, das wieder sehr glücklich in Gegensatz zum alten Fräulein Echo tritt.*)

*) In den Frühlingsreden, die Keller S. 68 f. gibt, heißt es

Daß die Nacht, wo er die traurige Entdeckung machte, so schaurig und dunkel war, ist ein glücklicher Zug; die Natur trauerte gleichsam selbst mit. Zum Unglück hatte sich der Vormund von ihr das Versprechen geben lassen, niemand zu sagen, wer und woher sie sei. Der Schluß rundet das Gedicht glücklich durch die Rückbeziehung auf Str. 13 ab, wie auch kurz vorher wieder auf den alten Homerus verwiesen ist.

2. Der Jäger.

In dem Entwurf der Serenade erzählt der Jäger Alonso dem Studenten Claros, den er von Salamanka aus kennt, daß er in die Besitzerin der Villa, an deren Waldungen die seinigen grenzen, verliebt sei. „Diese habe ihn so sehr bezaubert, daß er einmal, als er sie lustwandeln gesehen, beinahe vor Liebe nach ihr geschossen hätte. Bisher habe er vergebens gesucht, sie für sich zu gewinnen. Er habe nun gehört, daß sie eine große Freundin von Poesie und Musik seie, zum Unglück verstehe er aber von beiden nicht das Geringste, indem er sich nur auf die Jagd gelegt habe." In glücklichster Wendung ist dies in unserer Romanze ausgeführt, wobei das Motiv mancher Volkslieder, das wir auch in Ballade 53 finden, geschickt benutzt ist. Die Beziehung unseres Gedichtes zum vorigen deutet das „Um es unverblümt zu sagen" (Str. 5) an, dessen sich auch der Student (Str. 7) bediente. Den Waidmann verräth der Ausdruck Str. 5 und das Locken Str. 8, 1.*)

Frau Echo ist gar munter und wach,
Und äffet alle Stimmen nach.

Vgl. auch die Distichen Narciß und Echo (Sinngedichte 3) und bei Mayer I, 149:

Echo, du warest gewiß der gesprächigen Jüngferchen eines?

*) Str. 4, 1 So von seltsamer Gewalt, so seltsam, daß ich nicht wußte, wie mir geschah. Aehnlich braucht Goethe im Divan III, 18, 9 mit ungeheuren Mächten. — Str. 6, 3 Pflichtlich, als ob es meine anbefohlene Pflicht wäre.

44. Bertran de Born.*)

Zu dieser im November 1829 gedichteten Ballade (vgl. oben S. 75) ward Uhland durch die in demselben Jahre von Fr. Diez erschienene treffliche Arbeit „Leben und Werke der Troubadours. Ein Beitrag zur nähern Kenntniß des Mittelalters" veranlaßt, wo Bertran S. 179 ff. behandelt wird.**) Schon vor zwei Jahren hatte Diez unsern Dichter durch die Sendung seiner Schrift „über die Poesie der Troubadours" erfreut.***) Bertran de Born (nach Diez wahrscheinlich von dem kleinen Bezirk Born in Bourdelois, südlich von Medoc benannt), einer der bedeutendsten Troubadours, dessen Blüte zwischen 1180 und 1195 fällt, war Vizgraf (Baron) in Perigord, Besitzer des Schlosses Autafort (Hautefort). Kampf und Zerstörung war die vorherrschende Leidenschaft dieses Troubadours, wie er es uns unumwunden (in einem Sirventes †) bei Diez 188 f.) bekennt, und um diese Leidenschaft zu befriedigen, streute er Haß und Zwietracht unter die Mächtigen des Landes. Dante setzt (Hölle XXVIII, 134 ff.) diesen Unruhstifter, weil er den Sohn gegen den Vater aufgereizt haben soll, in einen der tiefsten Kreise der Hölle. An dem Empörungskriege der aquitanischen Großen gegen Richard, dem sein Vater Heinrich II. von England das Herzogthum Aquitanien abgetreten hatte, war Bertran als Krieger und Sänger be-

*) Vgl. Eichholtz, Uhlands altfranzösische Balladen S. 32 ff.

**) Crescimbeni behandelt unter den von Nostradamus ganz übergangenen oder nur kurz erwähnten Dichtern auch S. 174 ff. Bertramo del Bornio. Er nennt sein Schloß Autafort oder Altoforte, Diez auch in den übersetzten Stellen Bertrans Hautefort. Die Tochter Heinrichs II. heißt bei ihm Elena und als ihren Gatten bezeichnet er den Duca di Sansovino, doch ist sie auch ihm die Mutter von Kaiser Otto.

***) Vgl. Ludwig Uhlands Leben von seiner Wittwe S. 217 ff.

†) Sirventes (eigentlich Dienstlied) heißt jedes Lob- oder Rügegedicht im Gegensatz zum Liebesgedicht und zum religiösen Liede, der Canzona.

theiligt. Richard unterdrückte diesen Aufstand; da er aber die zur Ruhe gebrachten Provinzen mit großer Härte behandelte, so trieb er die Vasallen zu einem neuen Aufstande, von welchem Bertran, „wie seine Lieder bezeugen, eine der ersten Triebfedern“ war. Die aquitanischen Großen hatten an Richards jüngern Bruder, Heinrich, der als Statthalter der Grafschaft Anjou wegen seiner Milde beliebt war, die Einladung gerichtet, die Herrschaft zu übernehmen; dieser willigte ein und verband sich mit seinem Bruder Gottfried. Bertran reizte in einem erhaltenen Sirventes den jungen Heinrich dadurch gegen Richard auf, daß er auf dessen willkürliche Befestigung des zu Anjou gehörenden Schlosses Clairvau hinwies. Doch wußte der Vater auch diesmal den Frieden herzustellen. Ein Sirventes Bertrans griff deshalb den jungen Heinrich heftig an, der, da er kein Land mehr besitze, das er regiere, von jetzt an König der Memmen sein solle. Als König Heinrich aber seinen Sohn Gottfried nach Aquitanien sandte, um den Frieden Richards mit seinen Vasallen zu vermitteln, führte dieser dessen Gegnern ein Heer von Bretonen zu, mit denen er die schrecklichste Verwüstung in Poitou anrichtete. Der zur Friedensstiftung zwischen den Brüdern gesandte junge Heinrich nahm, statt seinen Auftrag zu erfüllen, gleichfalls gegen Richard Partei. Heinrich von England kam Richard zu Hülfe und verbündete sich zu diesem Zwecke mit Alfons II. von Aragonien, während der junge Heinrich dessen Erbfeind Raimund V. von Toulouse, seinen Schwager König Philipp August von Frankreich und Hugo von Burgund für sich gewann. Der bevorstehende große Kampf war Bertrans Herzensfreude. Sein darauf bezügliches Sirventes schließt: „Wären doch die mächtigen Freiherrn stets auf einander erzürnt!“ König Heinrich belagerte das Schloß von Limoges. „Der junge Heinrich befand sich außerhalb der Burg, um einen großen Schlag gegen seinen Vater vorzubereiten, allein noch ehe der dazu bestimmte Tag erschien, starb

er in dem Schlosse Martel an einem Fieber, das er sich durch übermäßige Anstrengungen zugezogen hatte (11. Juni 1183). Als er sich dem Tode nahe fühlte, schickte er einen Eilboten an seinen Vater, flehte ihn um Vergebung an und drückte den Wunsch aus, ihn noch einmal zu sprechen. Der stets gütige König, im Innersten bewegt, wäre gern erschienen, allein seine Freunde, eine Schlinge fürchtend, riethen ihm ab. Da zog er einen Ring von seinem Finger und übersandte ihn dem Sterbenden als ein Zeichen seiner Liebe und Vergebung. Heinrich preßte ihn an seine Lippen, bekannte seine Sünden vor allen Anwesenden und ließ sich, in ein härenes Hemde gehüllt, den Strick um den Hals auf eine Streue von Asche legen, wo er den Geist aufgab. Wenigen ging der Hintritt des durch manche schöne Gaben ausgezeichneten Prinzen so zu Herzen als Bertran." Diez gedenkt (S. 204 f.) zweier seiner Klagelieder auf ihn. Der König zog nach der Zerstörung von Limoges vor Bertrans Schloß, der sich aber hartnäckig wehrte; erst am siebenten Tage wurde die von zwei Königen und einem Herzog belagerte Feste mit Sturm genommen. „Bertran wurde, wie unsere Handschriften erzählen, in Heinrichs Zelt geführt, der ihn, den er als Anstifter seines Sohnes kannte, sehr übel aufnahm. „Bertran, Bertran", sagte er, „ihr habt euch einmal gerühmt, daß ihr nicht die Hälfte eures Verstandes nöthig hättet; jetzt aber scheint er euch ganz Noth zu thun." „Herr", erwiederte Bertran, „es ist wahr, daß ich dies gesagt habe, und ich habe damit die Wahrheit gesagt, allein nun habe ich ihn nicht mehr." „Wie so?" fragte der König. „Herr", versetzte Bertran, „an dem Tage, wo euer Sohn, der treffliche junge König, starb, verlor ich Verstand und Bewußtsein." Sofort, wird erzählt, habe der gerührte König dem Freunde seines Sohnes die Freiheit und seine Besitzungen zurückgegeben und ihn noch obendrein beschenkt." Diez führt aber dagegen ein Sirventes von Bertran an,

worin es heißt, er wolle sich bestreben, Autafort von dem Gebieter von Niort (König Heinrich) wieder zu erhalten, welcher, als er bittend vor ihm erschienen, vergebend und küssend ihn empfangen habe. Die beiden Liebescanzonen, die er an Mathilde, die Tochter Heinrichs II., die Gemahlin des Herzogs Heinrich des Löwen, richtete, fallen nach Diez wahrscheinlich erst Ende 1183, wo diese mit ihrem auf drei Jahre aus Deutschland verbannten Gatten in der Normandie weilte.

Uhland faßte die Verzeihung, welche der überwundene Aufreizer seines Sohnes bei dem Könige findet, als Wirkung des edlen Geistes, welcher bei aller wilden Kampfslust und allem prahlerischen Uebermuthe den Sänger belebt. Nicht bloß hat er durch diesen seinen Sohn in den Krieg getrieben, sondern er hat auch auf das Herz seiner Tochter gewirkt. Beide Verhältnisse mußte der Dichter zu seinem Zwecke etwas anders wenden. Die Tochter ist durch seine sehnsüchtigen Lieder tief ergriffen worden und auf die Liebe ihres Sängers stolz gewesen, aber sie mußte einem Herzoge*) die Hand geben. Zu ihrer Hochzeit sandte Bertran seinen Spielmann**), der ein sehnsuchtsvolles Lied***) von ihm sang, worüber sie in Thränen zerschmolz. Den Sohn, der auf seinem Schlosse ruhig saß (in „des Oelbaums Schlummerschatten") hatte er durch seine ihm durch seinen Spielmann zugesandten Lieder†), die ihn bitter straften, daß er wie eine Memme sich alles gefallen lasse, in den Kampf getrieben („mit zorngen Schlachtgesängen ließ ich bestürmen sein Ohr"). Uhland

*) Vgl. S. 168**.

**) In einer Canzone Bertrans (bei Diez 186. 208) heißt es: „Papiol, gehe zu meinem Magnet, sage ihm singend, daß die Liebe verkannt und von ihrer Höhe herabgesunken ist." Solche Spielleute (Jongleurs) sandten vornehme Dichter, ihre Lieder an den Höfen vorzutragen.

***) Sehnsuchtlaut, nicht Sehnsucht laut, wie bei Götzinger steht.

†) So sandte er seinen Papiol an einen befreundeten Baron Rainier, um ihm zu sagen, daß sein Edelsinn ihm gefalle (Diez 208 f.).

läßt ihn nicht an einer Krankheit, sondern durch einen Pfeil fallen, der ihn vor Montfort (in Perigord) zur Zeit, wo der Vater noch in England war (Str. 6, 3), traf*), und Bertran seine Qual vertrauen, daß er im Fluche des Vaters sterbe. Daß der Tod des jungen Heinrich Bertrans Kraft gebrochen, nahm der Dichter aus seiner Quelle; als Krieger und Sänger vermochte er jetzt nichts mehr (weder Schaft noch Saite blieb ihm), nur noch zu einem Trauerlied konnte er sich aufraffen, wobei das erste von Diez erwähnte Klaglied auf ihn vorschwebt. Wenn er von seinem Liede sagt, es habe Perigord und Ventadorn entflammt, so hatte Bertran besonders Eblas V. von Ventadour und die Grafen von Perigord Elias und Wilhelm Talairand aufgeregt (Diez 195). Das Lied ist dasjenige, dessen Schluß wir S. 169 erwähnten. Aber zum Verständnisse des Gedichtes ist es eben so wenig nöthig, daß man dieses und das Trauerlied kennt, wonach der gerade auf letzteres gegründete Vorwurf von Eichholtz, der Dichter habe Dinge hineingebracht, die „einen Commentar absolut nothwendig machten", ungegründet ist.

Die beginnende Anrede des Königs an den gefangen vor dem Zelte stehenden Bertran**) ist aus der Ueberlieferung genommen***),

---

*) Montfort nennt Diez S. 197 eine Baronie in Perigord. Götzinger meint, Uhland habe diese ganz ungeschichtliche Todesart Heinrichs aus Nostradamus oder ähnlichen Ueberlieferungen; aber Nostradamus nennt Bertran nur gelegentlich. Die Abweichung von der Ueberlieferung ergab sich dem Dichter von selbst als ein wirksamer Zug.

**) Bei Diez steht, er sei ins Zelt geführt worden; hier aber muß er vor dem Zelte stehn bleiben. Treffend treten sich hier droben und dort gegenüber. — Zu dem Zuge, daß er vor sich das Schloß auf der Höhe in Rauch aufgehn sieht, könnte Uhland durch die Bemerkung von Diez (S. 19) veranlaßt worden sein, Bertran habe in einem Sirventes mitten in dem Rauch seiner Besitzungen der ergrimmten Feinde gespottet.

***) Glücklich wechselt der Dichter in Kamst du (beim ersten Anblick des eben Eingetroffenen, den er gespannt erwartet hatte) und Steht vor mir.

nur der Hauptvorwurf, daß er Aufruhr gestiftet und die Kinder gegen das Wort ihres Vaters aufgewiegelt, tritt bedeutsam vor den Spott über eine frühere Prahlerei des jetzt Gebrochenen. Dieser wird zunächst nur als Herr der Burg Autafort, wie Heinrich II. nur als König bezeichnet, doch deutet schon der Anfang der Anrede darauf, daß er nicht bloß als Krieger, sondern auch als Sänger Empörung gestiftet. Die Antwort entwickelt sich fast mit Nothwendigkeit aus der Frage, den überlieferten, vom Dichter zweckmäßig umgestalteten Thatsachen und dem Charakter des Redenden. Ruhig und mit klarem Bewußtsein erwiedert der Verspottete, den nicht der Untergang seines Schlosses und seine Ketten, auf die der Schluß der Rede des Königs hindeutet und so das Bild der äußern Situation vollendet, sondern der Tod des Sohnes des ergrimmten Königs gebrochen hat. Bertran erkennt den Feind, in dessen Gewalt er ist, als seinen Herrn und König an (denn Perigord gehörte zu England) und bezeichnet sich mit seinem Namen, gesteht, daß er den Grafen zur Empörung gereizt und Kinder des Königs gegen ihn aufgeregt; dazwischen aber kann er die Bemerkung nicht unterlassen, daß er dem Könige selbst so verhaßt gewesen, wie ihn Tochter und Sohn geliebt; denn daß er, der freie Ritter und Sänger, dem mächtigen Gebieter stets verhaßt gewesen, kann nicht als Folge des bösen Einflusses auf dessen Kinder gefaßt werden. Diesen seinen unwiderstehlichen Einfluß auf die Tochter und den besten seiner drei Söhne führt er in einfach ergreifender Weise aus, schildert dann die Reue des sterbenden Sohnes, der, da er seines Vaters Hand nicht erreichen konnte, seine Freundeshand noch einmal gedrückt, als wolle er ihn zum Ueberbringer seines letzten Willens, seiner bittern Reue machen. Daran schließt sich die Erwiederung auf Str. 2, wobei noch einmal die Zerstörung seines Schlosses uns vor die Seele tritt. Die Verzeihung des Königs ist nicht bloß Folge der Mittheilung, daß der

Sohn reuevoll gestorben und doch von dem Sänger noch als seinem innigen Freunde geschieden, sondern die Erschütterung, welche des Sohnes Tod auf Bertran geübt, und die schöne Menschlichkeit, die aus seinem Schmerze spricht, bewegen auch ihn; der edle Geist des Sängers, der so wunderbar auf Tochter und Sohn gewirkt, ergreift ihn, und so reicht er Bertran, den er jetzt als Freund des in Reue und Qual hingeschiedenen Todten betrachtet, die Hand zur Versöhnung, die jener nicht erreichen konnte, und befreit ihn von den Ketten, die er jetzt mit milderm Worte als Fessel bezeichnet, indem er den hohen Werth seines Geistes erkennt. Es ist keine schwächliche rührende Verzeihung, der König ehrt in ihm den Freund seines Sohnes und erkennt, daß er nicht durch bösen Willen ihm Tochter und Sohn entfremdet (er bedient sich der starken Ausdrücke verzaubern und verführen), sondern daß es eine wirkliche geistige Macht gewesen, welche diese zu ihm hingezogen.

Das Gedicht ist stark und fest wie eine Damascenerklinge; es ergreift uns bei aller Einfachheit mit tragischer Gewalt. Bertran de Born, der an Krieg und Aufruhr sich erfreuende unwiderstehliche Sänger tritt zugleich in seiner Macht und in seiner Gebrochenheit, aus denen seine schöne Menschlichkeit hervorleuchtet, uns lebhaft entgegen. Die Komposition könnte nicht klarer zugleich und einfacher sein, und doch zeugt sie von höchster Kunst, da wir in kürzester und ergreifendster Zusammenfassung Bertrans ganze Vergangenheit, so weit sie für die dichterische Auffassung von Bedeutung ist, überschauen. Die Vortrefflichkeit und der Wohllaut des dichterischen Ausdrucks sind in unserer Sprache kaum überboten worden; Gedanke und Wort decken und heben sich auf die wunderbarste Weise.*) Die achtversige

*) Der Ausdruck ist dabei durchaus einfach, dichterischer Sprachgebrauch fast bloß dir die Rechte strecken (Str. 6, 4). Ventadorn Str. 3, 4 forderte der Reim.

trochäische Strophe hat dadurch eine besondere gleichsam zusammengefaßte Kraft erhalten, daß alle geraden männlich ausgehenden Verse auf einander reimen. Götzinger hat sie, wie andere Gedichte, mit Unrecht in vier Verse zusammengezogen. Wir können der Bemerkung Notters (S. 416) nicht zustimmen, daß die Ballade „die Herrschermacht der Poesie im Triumph noch über die Macht der Throne erhebe". Nicht die Macht der Poesie ist es, die den König rührt (wenn man nicht etwa das Trauerlied Str. 7, 7 irrig auf die Rede Bertrans Str. 2—7 bezieht), sondern der edle Geist, der ihn einst so mächtig auf des Königs Kinder wirken ließ. Selbst Götzinger scheint uns nicht ganz das Richtige zu treffen, wenn er in Bertrans Bilde die große Gewalt erkennt, welche dieser als Dichter und durch seine Persönlichkeit über die Herzen der Menschen ausübte; der edle Geist war es auch, der ihm als Dichter die mächtige Gewalt gab, und diesen edlen Geist erkennt der König auch in dem gebrochenen Gegner rührend an.

45. Der Waller.*)

Kurz nach Bertran, am 17. Dezember 1829, gedichtet. Uhlands an sprachlichem Wohllaut ausgezeichnetste Dichtung, in der Reimform von 44. Notter bemerkt (S. 413): „Hundert- und hundertmal kann man das Gedicht lesen und immer wieder wird man neu hingerissen, neu berauscht von diesen Bildern, diesem Wohllaut werden; ja der einzige Fehler liegt nur eben darin, daß es wirklich mit Schönheit berauscht, d. h. daß es etwas zu viel Reiz auf die bloße Form verwendet und so die Aufmerksamkeit allzu stark auf sie lenkt."**) Den Inhalt bildet eine im mittelalterlichen Glauben sich

*) Das dichterische Waller für Wallfahrer, Pilger, Pilgrim fällt doch in der Ueberschrift auf. Im Gedichte selbst steht Waller Str. 4, 6, dagegen zweimal (4, 1. 11, 1) Pilger.

**) Nur der Anfang der Strophe 9 „Als nun der den Fels" dürfte weniger

mehrfach findende Sage, daß der schwere Verbrecher trotz aller Reue und aller Büßungen auf Erden keine Verzeihung findet, endlich aber die himmlische Gnade ihn entsündigt in das Jenseits hinüberschlummern läßt, wie auch diejenigen, welche um Befreiung von ihrer Noth flehen, solche durch einen linden Tod finden, was Uhland schon 1805 in dem Gedichte die Wallfahrtskirche (vgl. S. 7) ausgeführt hatte. Hier ist der Wallfahrtsort nach Galizien verlegt; der Sünder hat im Zorne einst seinen Bruder erstochen und kann in Folge dieser gräßlichen Schuld keine Ruhe finden. Deshalb sucht er alle Gnadenorte in strengster Bußübung auf; er geht, wie alle, die wegen schwerer Verbrechen ohne lange und schwere Büßung keine Lossprechung von ihren Sünden erhalten können, barfuß und barhaupt und ohne Pflege des Körpers, um den Leib aber trägt er zur ewigen Mahnung an seine Unthat und zur Buße, wie wir dies mehrfach im Mittelalter finden, einen eisernen Reif, aus dem Schwerte geschmiedet, mit dem er den Bruder getödtet, um Arme und Beine Ketten, die ihn jeden Augenblick an seine Schuld erinnern und ihm den bittern Gang noch mehr erschweren.*) Die fast die Hälfte einnehmende Beschreibung des Wallfahrtsortes und der am Himmelfahrtsfeste Mariens dorthin ziehenden Prozession dürfte doch bei aller Schönheit und dem bezeichnenden Gegensatze, den die vier ersten Strophen zu den vier folgenden bilden, unverhältnißmäßig ausführlich sein. Die Wallfahrtskirche ist die auf dem Cabo Finisterra. Das Muttergottesbild soll dort in einem Kahne gelandet sein,

---

leicht fließen und auch die freilich den Dichtern gestatteten Versanfänge Dem Verirrten, Dem Verstürmten, Der Gepriesnen dem vollen Wohlklang Eintrag thun.

*) Str. 7, 5 bezeichnet Hof den Ritterhof; zur Wahl von Hofe statt Schlosse bestimmte wohl die Alliteration. — Daselbst bezeichnet Kettenlast die auf ihm lastende Reue; es leitet die folgende Strophe ein.

wovon diese Madonna Maria de varca heißt. Gumpenberg im Atlas Marianus Nro. CLX erwähnt einer Sage, wie die Einwohner das Gnadenbild der auf dem Felsen stehenden Kirche gegen Seeräuber geschützt, nicht der hier gegebenen. In Brüssel gibt es eine Pfarrkirche Notre-Dame de Finisterre. Die Gnadenkapelle der heiligen Jungfrau auf dem Felsenstrande Galiziens (daß sie auf der Höhe eines Felsens liegt, könnte genauer bezeichnet sein) dient in der Nacht dem Wanderer wie dem Schiffer zur Richte. So dürften Str. 1, 5—8 zu verstehn sein, obgleich der Ausdruck dann, besonders in den zwei letzten Versen, geziert ist. Daran schließt Str. 2 das Abendläuten, das alle Glocken in der Gegend weckt und den Schiffer zu seinem Avebeten niederknieen läßt. Das „Schweigen der Meereswoge" kann nur auf eine wunderbare Wirkung gehn, daß zur Zeit des Aves auch das Branden des Meeres augenblicklich ruht. Str. 3 macht den Uebergang zu dem höchsten Festtage der Kapelle, Mariä Himmelfahrt, an welchem nach dem frommen Glauben die Mutter Gottes dort wirklich gegenwärtig ist und Wunder wirkt. Der Anblick der von allen Seiten zu Lande und zu Wasser nach der Gegend ziehenden Prozessionen und der den schroffen Berg ersteigenden Pilger wird auf das glücklichste bezeichnet, wobei die lustigen Farben und das Massenhafte besonders hervortreten, jede nähere Ausführung, wie sie z. B. Goethe in seiner Beschreibung des Rochusfestes gibt, vermieden ist. Den Gegensatz zu diesem heitern Bilde geben die Büßer, deren Erscheinen mit wenigen bezeichnenden Zügen*) geschildert ist, als Einleitung zu dem Brudermörder, der von einem Gnadenorte zum andern irrt, um irgendwo Vergebung zu finden. Gerade

*) Sie gehen barfuß, tragen das Bußhemd und Asche auf dem Haupte (vgl. S. 170). Bestaubt deutet wohl nicht allein auf den langen Weg, sondern auch auf den Mangel jeder äußern Pflege, die sie sich versagen müssen.

beim Aveläuten, welches das laute Gerede der Menge zum Schweigen bringt, kommt der Arme zur Pforte, durch die er aber nicht in die vom Abendglanze bestrahlte Kirche und zum Bilde der Jungfrau zu treten wagt, während die andern Büßer zum Thor hereinziehen, in dessen Nähe sie niederknieen müssen. In glücklichster Weise geht der Dichter zu dem herrlichen Anblicke der von der Abendglut beleuchteten Wolken, des Meeres und der Felder über; die ersten erinnern ihn an die heute gefeierte Himmelfahrt Mariä, bei welcher der Himmel nicht schöner geschienen haben könne. Zuletzt gehen alle Pilger getröstet, was freilich nicht ganz richtig, da die von der Gemeinschaft ausgeschlossenen Sünder nicht volle Vergebung finden. Die Mutter Gottes hat ihm nicht, wie der ägyptischen Maria, Vergebung für die Zukunft unter einer gewissen Bedingung versprochen, aber sie hat sich der schrecklichen Leiden des Büßers erbarmt und seine Seele zum Himmel geführt. Notters Tadel, im Schlusse sei nicht deutlich genug ausgesprochen, daß der Büßer wirklich gestorben, scheint uns nicht gegründet.

46. Die Bidassoabrücke.

Am 15. und 16. März 1834 in der gewöhnlichen achtversigen trochäischen Strophe gedichtet. Unter dem unglücklichen Versuche des berühmten Guerillaführers Francisco Espoz y Mina, die Fahne der Freiheit in Spanien wieder zu erheben, kann nur der letzte vom Oktober 1830 gemeint sein, nicht der vom September 1814, da der alte Kriegsmann Str. 5 sagt, nicht zum erstenmal wandle ihre Schaar diesen Weg zurück. Aber freilich ist dieses zweite Fliehen über die Grenze nach Frankreich mit großer Freiheit dargestellt; denn weder mit einer wenn auch noch so kleinen Schaar noch nach einer kurz vorher bestandenen Schlacht, sondern fast einsam unter unmenschlichen Anstrengungen, da er sich überall von Verfolgern um-

stellt sah, gelangte Mina zu dem Grenzflusse Spaniens, auf dessen Brücke zu verweilen er nicht wagen durfte. Uhland läßt die nach einem schweren Kampfe Abends zur Brücke Kommenden lange auf ihre Genossen warten, die sich etwa noch durchkämpfen könnten, da der Versuch, das Land von neuem zum Kampfe für die Freiheit aufzurufen, gescheitert ist. Uhland beginnt mit einer freien Schilderung der Brücke über die Bidassoa, in deren Mitte ein Heiliger stehe, der beide Lande segne, was wir uns nur so denken können, daß er die Rechte nach Spanien, die Linke nach Frankreich hin ausstrecke. Hierdurch gewinnt er den Uebergang zu der schmerzlichen Bedeutung, die für so manchen der Uebertritt über diese Brücke habe, der sie auf ewig aus der Heimat führe. In einem kühnen dichterischen Bilde stellt er dann die entgegengesetzten Gefühle dar, welche diese Brücke dem aus der Heimat Scheidenden und zu ihr Wiederkehrenden errege; der eine sieht das Land in einem heiter verklärten, der andere in düsterm Lichte. Die Bezeichnung dieser Vorstellungen als ein zauberhaftes Gesicht findet am Schlusse ihre fast etwas nüchterne Erklärung. Von der allgemeinen Schilderung wendet sich Str. 3 zu dem heutigen Tage, wo man, wie gewöhnlich, den Glockenklang der Herde von den Weiden vernehme, aber im Gebirge immerfort schießen höre, bis endlich am Abend eine Schaar verwundeter Krieger zur Brücke kommt und hier Rast macht. Nachdem sie ihre Büchsen an die Brückenmauer gelehnt, sich ihre Wunden verbunden, die geringe Zahl der Geretteten bemerkt und lange vergeblich auf andere gewartet, wird als Zeichen zum Abmarsche die Trommel gerührt, worauf ein alter Kriegsmann den traurigen Scheidegruß spricht. Nicht zum erstenmal müßten sie erfolglos zurückweichen (wie sie schon 1814 gethan, wogegen der Zug 1820 erfolgreich war), aber sie scheiden aus dem Vaterlande nicht ohne Ehre und auch nicht ohne Hoffnung, da ja ihr Führer Mina, der mehr Narben als

einer von ihnen aus seinen frühern (seit 1811) zum Besten des Vaterlandes unternommenen Kriegszügen trage, heute unverwundet geblieben. Allein dieser wird von ganz andern Empfindungen bewegt, er fühlt, daß die Zeit der Freiheit für sein Vaterland geschwunden ist; stille hat der vom Kampfe Ermüdete dort gesessen, aber in tiefster innerer Bewegung, die beim Scheideblick auf die heimatlichen Berge, hinter denen die Sonne eben verschwinden will, so gesteigert wird, daß die alten Wunden seiner Brust, die ihn eben geschmerzt, weshalb er die Hand an sie hielt, jetzt mit voller Gewalt aufbrechen, ein seine Hoffnungslosigkeit bestätigendes, das gute Wort des alten Kriegsmanns verneinendes Anzeichen. Der Eindruck, den dasselbe auf die Scheidenden macht, sowie das Verbinden der aufgebrochenen Wunden liegen außerhalb der Sphäre unseres Gedichtes, das ergreifend abschließt.

47. Unstern.

Diese launige, durch das unsern Dichter stets verfolgende Unglück veranlaßte Erzählung fällt in die Zeit vom 3. bis zum 6. Juni 1814, wo er sich durch seine leidigen persönlichen Verhältnisse bitter verstimmt fühlte. Die Klage über sein Mißgeschick wird wirksam dadurch gehoben, daß Uhland sie dichterisch aus sich herausstellt, sie zum Bilde des Lebenslaufes eines Unglücklichen gestaltet, den er unter einem darauf bezüglichen Namen*) einführt und dessen Unglück er eben als eigensinnige Laune des ihm ungewogenen Schicksals bezeichnet. Dem guten Unstern wird das Glück gerade in dem Augenblicke neckisch geraubt, wo er es schon zu ergreifen hofft, einmal im Kriege, dann bei der Vermählung, deren Glück ihm zweimal winkt, endlich bei dem behaglichen Leben, das er als reicher

*) Unstern, weil ihn das Unglück, ein ewiger Unstern, verfolgt.

Mann genießen will; im letztern Falle büßt er nicht bloß seine erworbenen Schätze, sondern das Leben selbst ein, ja er wäre trotz alles Leides aus Verwechslung zur Hölle spaziert, hätte nicht noch sein guter Engel ihn gerettet und ins Land der ewigen Ruhe geführt, wo das Unglück weiter keine Macht hat. Das feierliche Versmaß erhöht die launige Wirkung, ähnlich wie in den Romanzen vom kleinen Däumling und vom Rezensenten.*)

48. Der Ring.

Am 3. und 4. Januar 1811 in Paris gedichtet. Eine ganz im Volkssinne leicht und lustig gehaltene Dichtung, wie einem Ritter sein von der Liebsten geschenkter Ring auf sein Befragen wunderbarlich verkündet, wie es mit deren Treue stehe. Die Sage weiß von Ringen, die bei der Untreue auf irgend eine Art sich verändern. In sonstigen Sagen sieht der Liebende in einem Zauberspiegel, was die Gattin oder Geliebte beginnt. Es ist eine Frage an das Schicksal, ähnlich wie die, welche der junge Goethe, als er von Wetzlar aus die Lahn herabwanderte, durch das in den Fluß geworfene Messer stellte. Neckisch ist es, daß der Ring zunächst den Händen des Beschauers entschlüpft, was Uhland auch als Zeichen der Untreue hätte benutzen können. Der Ring im Munde von Vögeln und Fischen findet sich häufig in deutscher Sage. Erst als der Ritter den Ring nicht mehr sieht, macht er seine Betrachtung, wobei er aber das völlige Verschwinden unbeachtet läßt. Wenn der Dichter

---

*) Das Gedicht ist ohne Veränderung geblieben, nur daß Uhland später, wie sonst überall, kommt statt des jetzt der gemeinen Sprache angehörigen kömmt gesetzt hat, das Lessing der gewöhnlichen Sprache zuweist. Vgl. die Erläuterungen zu Lessings Minna S. 33**. Auch Schiller und Lessing brauchten später nur kommt.

Str. 9, 1 f. sagt, auf den Triften hätten Gras und Blume das Ringlein geäfft, wogegen es Str. 4, 3 f. heißt, den Ritter selbst hätten goldne Blumen und bethaute Gräser geblendet, so setzt er voraus, daß es von Blumen und Gräsern angezogen worden, die es aber nicht gewollt, so daß der Ritter es leicht hätte haschen können, wenn seine Augen nicht geblendet gewesen wären. In dem Schlußvers tritt mein Ringlein statt das Ringlein ein und die Kunde wird wiederholt, um die innige Bewegung des Ritters über die nichts weniger als tröstliche Antwort zu bezeichnen. Die jambischen Verse sind vielfach durch Anapäste in der Weise des Volksliedes geschickt belebt.

49. Die drei Schlösser.

Drei Tage nach 48 gleichfalls in Paris in fünftehalbfüßigen jambischen Reimpaaren gedichtet, die gemüthlich abfließen, aber einer gewissen Eintönigkeit bei längerer Anwendung nicht entgehen. Der Dichter versetzt sich in seine an alten zerstörten Burgen so reiche Heimat, denkt sich aber neben einem Schlosse, von dem sich nur einzelne Steinreste und bloße Sagen, nicht einmal die Kunde des Namens erhalten hat, und einer durch großartig sich erhebende Trümmer und geschichtliche Kunde zu den Nachkommen sprechenden alten Burg ein Haus auf einem Berggipfel, in welchem ihn sein Liebchen freundlich empfängt. Auf dem letzten liegt hier natürlich das Gewicht, die beiden andern dienen ihm nur zum Gegensatze. Unbegreiflich ist es, wie man unser balladenartiges Lied, das eher unter die Lieder gehörte, eine Allegorie hat nennen können. Wenn Goethe in seinem Bergschloß sein Liebchen in dem verfallenen Schlosse überrascht und im herzlichen Genusse ihrer Liebe die Herrlichkeit alter Zeit sich ihm neu belebt (Erläuterungen II, 142 ff.), so tritt hier das auf einem Hügel sich erhebende Haus der Geliebten in den

entschiedensten Gegensatz zu dem unmittelbar vorher geschilderten Schlosse.

In dem aus drei Reimpaaren bestehenden Eingange bezeichnet Uhland sich launig als „wohlbestellten Sänger“, der überall mit seinen Liedern einspricht und willkommen ist, und als „raschen Gänger durch Feld und Wald“, was an Goethes Musensohn erinnert, der von sich sagt:

> Durch Feld und Wald zu schweifen,
> Mein Liedchen wegzupfeifen,
> So gehts von Ort zu Ort!

Gerade das Singen und das rüstige Wanderleben entbehrte Uhland in der großen Weltstadt. Bei dem ersten Schlosse erwähnt er der Sagen, welche man von den Leuten erfahren könne, die dort im Walde Bäume fällen, wobei er im Gegensatze zum Schlagen der Beile ein einsames Waldhorn erwähnt, das ein Wanderer ertönen läßt, wie jener im Schifflein (28). Aber man braucht sie nicht zu erfragen; wenn man Nachts im Mondscheine auf den kaum über die Erde hervorragenden Steinen sitzt, bildet sich die rege Einbildungskraft von selbst (es ist dies für Uhland bezeichnend) Sagen aus, wie sie eben aus ihr auch das Volk geschaffen. Bei dem Schlosse, das keines ist, da es im Innern ganz zerstört, verfallen und öde ist, könnte man an die nahe bei Tübingen liegenden Stammschlösser Hohenstaufen oder Hohenzollern denken, aber wahrscheinlich schwebte bei diesem ideal ausgeführten Bilde das heidelberger Schloß vor, das ihn schon vor sechs Jahren dichterisch aufgeregt hatte (vgl. oben S. 7). Der Gegensatz dieses hohen Schlosses, in das einst, als es schon von den edlen Besitzern verlassen war, ein Blitzstrahl fuhr*), ist höchst fein und sinnig ausgeführt, und

*) Der reiche Schatz kann sich nur auf die reiche Ausstattung der Prachtsäle beziehen.

launig daran, mit Anknüpfung an den Anfang, die Versicherung geschlossen, er werde schon dafür sorgen, daß auch seine und Clelias Liebe, vor deren Fenster er dort Morgens und Abends seine Laute erschallen lasse, bald zur Sage*), aber zugleich zur wirklichen Geschichte werde. Den Namen Clelia wählte Uhland vielleicht mit Beziehung auf Wielands launiges Gedicht Clelia und Sinibald.

50. Graf Eberhards Weißdorn.

Am späten Abend des 13. Oktober 1810 fast ganz im Palais royal gedichtet. Vgl. oben S. 39. Der Dichter hat sich dazu bloß dreifüßiger jambischer Verse bedient, während sonst wenigstens die ungeraden Verse eine Silbe mehr haben. Uhland selbst wußte in spätern Jahren keine ältere Quelle für die Sage anzugeben als Zellers „Merkwürdigkeiten der Universität und Stadt Tübingen" (1743)**), wo nach ausführlichem Berichte über die von Graf Eberhard II. im Bart 1468 unternommene Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande noch der „Tradition" gedacht wird, „daß er einen Dornzweig von der Gattung, darmit Christi Krone ist geflochten gewesen, mit sich aus dem gelobten Lande gebracht, und in dem Einsiedel [seinem Lieblingsaufenthalt, Schlößchen Einsiedel im Schönbuchwalde] eingesteckt habe, daraus hernach derjenige Dornstrauch erwachsen seie, welcher von Zeit zu Zeit ein Zeichen der Auf- oder Abnahme des hochfürstlichen Hauses ist unter den Leuten gehalten worden, und darvon man noch jetzo etwas übriges vorzeiget, nach-

---

*) Kunde braucht Uhland gern zur Bezeichnung der Sage. Vgl. oben S. 17. 40 und die Ballade schwäbische Kunde (65).

**) Stälin Würtembergische Geschichte III, 555 führt aus Fischarts Gargantua (39) die Stelle an: „Wie der Dornbusch im Schönbuch von des Hertzogs Eberhard mit dem Bart Laubstrauß", die aber des sagenhaften Ursprungs nicht gedenkt.

dem er zuweilen bis auf ein einiges Zweiglein abgegangen. — Dieses ist gewiß, daß ein solcher Hagedorn von seinen Zeiten an in Einsiedel in dem Schlößle oder sogenannten Stutenhaus gewesen ist, wie ihne Crusius (Annales Suevici) P. III L. XII c. 26 p. 342 (ed. Lat. p. 769) beschreibet, und zwar mit folgenden Worten: „Daselbst ist ein anmüthiges Schlößlein, Stutenhaus genannt, und ein Hagdorn (Rubus caninus), der so groß und ausgebreitet ist, daß er im Umfang 52 Ehlen hält und auf 40 steinernen Säulen ruhet.‟‟ Einsiedel liegt nur zwei Stunden von Stuttgart und Uhland könnte die Sage leicht aus dem Volksmunde kennen gelernt haben. Er gab dieselbe ganz in dem schlichten, zum Gemüthe sprechenden Tone des Volksliedes*), und lieh ihr eine gemüthliche Färbung durch den Zusatz, der Held habe den Zweig liebevoll gehegt, sich seines Wachsthums gefreut und in hohem Alter (er starb aber in Wirklichkeit schon in seinem einundvierzigsten Lebensjahr**) gern unter dem aus ihm gewachsenen Baume geruht und der alten Zeit und des fernen Landes gedacht. Eine Andeutung darauf, daß ihn im wogenden Getümmel der Weltstadt die Erinnerung an das friedlich stille Bild des Schönbuchwaldes an seine Heimat gemahnt habe, möchten wir keineswegs in der letzten Strophe sehn. Der Dichter hat die Sage eben zu seinem Zwecke glücklich umgedichtet, ohne irgend eine Beziehung auf sein eigenes Heimweh.

---

*) Dahin gehören auch der schroffe Uebergang „Der Herr war alt und laß‟ (Str. 6), er (Str. 1, 3), bald (Str. 2, 4), das nachgesetzte getreu und gut, „er blieb ihm treu und gut‟ (Str. 5, 1), der Gebrauch von Muth (Str. 5, 3) und das an dran sich schließende wie (wie hoch),

**) Auch die Erwähnung der Schlachten Str. 3 ist ungeschichtlich. Die Reise war eine Andachtsreise, von welcher der früher ausschweifende Graf ganz umgewandelt zurückkehrte. Daß er ein Jahr vor seinem Tode Herzog wurde, läßt Uhland absichtlich zur Seite.

51. Die Ulme zu Hirsau.*)

Wahrscheinlich in der ersten Hälfte des Jahres 1829 gedichtet, da das Morgenblatt vom 5. Juni 1829 das Gedicht schon brachte. Das Bild der Ulme, die aus den auf einem Hügel des Dorfes Hirschau im Schwarzwaldkreise bei Calw malerisch liegenden Trümmern des berühmten 1692 durch die Franzosen eingeäscherten gleichnamigen Benediktinerklosters sich erhebt, wird glücklich allegorisch verwandt. Kerner hatte schon 1811 in der kleinen Schrift Das Wildbad im Königreich Würtemberg geschrieben: „Mitten aus dem Boden der alten Abtei, auf dem Gewölbe des Kellers, schoß eine prächtige Ulme hervor, obgleich weit umher in der Gegend kein Ulmbaum zu finden. Sie trieb ihre Aeste hoch über die Trümmer hin und steht da gleichsam ein Erzeugniß der Kraft und Fülle, die einst in diesen Gewölben gebunden lag." Viel glücklicher allegorisirt Uhland. Die vier ersten Strophen schildern die Naturerscheinung, den zwischen vier einen kleinen Raum einschließenden Mauern aus dem Boden herauswachsenden, diese hoch mit seiner grünen Krone überragenden Baum so einfach wie anschaulich. Die dritte, den Grund dieses sonderbaren Wachsthums bezeichnende Strophe ist etwas störend; sie wurde mit Bezug auf die allegorische Anwendung eingefügt, dürfte aber durch diese keineswegs bedingt sein. Die fünfte bis siebente Strophe enthalten des Dichters Erinnerungen an den Eindruck, den die Ulme häufig in der Jugendzeit auf ihn geübt; auf seinen Spaziergängen hat sie oft den Blick auf sich gezogen, oft ist er auch in das trümmerhafte Gemäuer getreten und hat in dieser dumpfen Enge dem lebendigen Rauschen der Krone gelauscht; am

*) Die Form Hirsau hat auch Holland hier und Ballade 76, 1 Str. 3, 1 noch beibehalten. Schon im Jahre 1811 war Uhland durch Lessings Beschreibung des Klosters zu ein paar Strophen veranlaßt worden. (Vgl. S. 46.)

frühen Morgen wie am späten Abend hat er ihn von der Sonne beleuchtet gesehen. Jenes Vordringen zum Lichte ist für die allegorische Wendung von besonderer Bedeutung. Sehr wirksam schließt sich der Vergleich mit dem aus den dumpfen Klostermauern des Augustinerklosters zu Wittenberg hervorgegangenen großen Reformator an, der aber freilich geschichtlich nicht Stand hält, da Luther, ehe er sich zum Eintritt ins Kloster getrieben fühlte, sich bereits den Humanitätsstudien zugewandt hatte und als Lehrer aufgetreten war. Durch diesen Vergleich ist der Schlußgedanke vermittelt, daß der Strahl des Lichts auch in die dumpfe Tiefe dringe und das Leben unaufhaltsam zur freien Entwicklung treibe. Schwebt beim erstern der Ulmbaum vor, der sich in „des Gemäuers Enge" gebildet, so beim zweiten das weltgeschichtliche Wirken der dazu tüchtigen, trotz aller Hemmniß durchdringenden Kraft. Die letzte Strophe ist ein Meisterstück ergreifenden Ueberspringens des allegorischen Ausdrucks in den wirklichen, und schließt die beiden Theile des Gedichtes einheitlich zusammen.

52. Münstersage.

Am 22. November 1829 gedichtet und in Goethes letztem Lebensjahre in die Gedichtsammlung aufgenommen. Wir wissen nicht, ob der Gefeierte noch von dieser Verherrlichung seiner Dichtergröße Kenntniß erhielt. Uhland hatte den auf der Plattform des Münsters eingemeißelten Namen des großen Dichters*) vor vielen Jahren gesehen, aber der Eindruck, den es auf in machte, als er die Spur

*) An der südöstlichen Wendeltreppe finden sich auf der Seite der Plattform im rechten Pfeiler auf einem Stein die Namen Linton (?) und Goethe, auf einem andern Lavater, Lenz, Röderer u. a., diese mit der Jahreszahl 1776; daß Goethe seinen Namen selbst eingemeißelt oder habe einmeißeln lassen, ist zweifelhaft. Gewiß hat er keinen Antheil daran, daß auf einem Steine im Innern, der Pyramide der Uhr gegenüber, die Grafen von Stolberg, Goethe, Herder, Lavater,

des jungen Dichterheros an dem großartigen Kirchenbau fand, dessen deutschen Meister Erwin von Steinbach derselbe in begeisterter Jugend gefeiert hatte, war ihm lebhaft in der Erinnerung geblieben, und so trieb es ihn, wiederholt der hohen Verehrung des Dichters durch eine rein allegorische Sagendichtung Ausdruck zu geben, welche das Münster schon die mächtige Geisteskraft des Jünglings fühlen läßt, der eben die Meißelschläge führt, um seinen einst im höchsten Ruhm prangenden Namen in den Stein zu hauen. Die einfach klare, lebendig anschauliche Darstellung und Komposition bedürfen keiner Erläuterung.*)

53. Das Reh.

Das im besten schalkhaften Volkstone gehaltene balladenartige Lied entstand zu Paris am 14. September 1810. Vgl. S. 39. Daß dem Jäger beim Jagen sein Liebchen oder ein hübsches Mädchen begegnet, findet sich in manchen lüsternen oder lustigen Jägerliedern, so in den „Es ging ein Jäger jagen" oder „aus jagen" oder „Ein Jäger in dem grünen Wald" beginnenden. In Uhlands Lied 32 wünscht der Jäger im Walde, daß sein Lieb wie ein Reh dahinspränge und er es jagen könnte; in Lied 21 kommt, als der liebende Dichter im Walde wohlgemuth spazieren geht, sein Liebchen durch den Busch gesprungen und herzt ihn fast zu Tod, und der Jäger

---

Lenz u. a. im Jahre 1776, wo der Dichter Straßburg gar nicht sah, eingemeißelt wurden; Lavater, Lenz u. a. finden sich auch in der Hohlkehle des südöstlichen Thurmpfeilers.

*) Die luftgen Schnecken können nicht auf die Schnecken (Thürmchen) gehn, die von der Plattform zur Spitze des vollendeten Thurmes sich erheben und die hinauf führenden Wendeltreppen enthalten; sie bezeichnen die zur Plattform führende Schneckentreppe, an welcher Oeffnungen frische Luft einlassen, doch geht luftig nicht hierauf, sondern auf das Erheben derselben in die Luft. — Die Welt des Schönen tönt ihm, das Ideal des Schönen, das in seiner Brust lebt, ergießt er in Töne.

Alonso Ballade 43, 2 erzählt, wie ihm, als er auf dem Anstande war, plötzlich aus den Büschen ein wunderliebliches junges Mädchen entgegengetreten sei. Hier ist die Sache höchst glücklich gewendet: der auf das eifrigste ein Reh, das er im Walde gesehen, bis auf die Auen verfolgende Jäger hält plötzlich inne, als er dort in einem Garten ein blühendes Mädchen erblickt, das aus der Hecke hervorschaut, wobei das Beiwort rosig sehr glücklich gewählt ist. Der Dichter aber begnügt sich launig, den wundervollen Eindruck auf den Jäger nur anzudeuten, wobei die Anrede an das verfolgte Wild höchst ergötzlich wirkt. Es war ihm eben nur um diese Situation zu thun; keine Spur davon, daß dieser andeute, der Jäger „gehe lieber mit Sinnen und Gedanken dem rosigen Mädchen nach".*)

54. Der weiße Hirsch.

Diesen lustigen Schwabenstreich dichtete Uhland am 27. November 1811. Zum Anfang vgl. die S. 188 angeführten Jägerlieder. Der Ton ist der des echten schalkhaften Volksliedes (das Versmaß ist dasselbe wie in dem bei Ballade 23 benutzten Liede), besonders lustig das zum Schlusse aus den drei Reden spöttisch wiederholte Husch Husch, Piff Paff, Trara. Die auf den wunderbaren weißen Hirsch, den man gesehen haben wollte, ausgehenden drei Jäger schlafen zuerst gemüthlich ein, wobei sie von ihrem Jägerglück träumen, dann erzählen sie sich, indem sie noch behaglich liegen bleiben, ihre Träume ganz siegesgewiß und verpassen den vor ihnen wirklich vorbeieilenden weißen Hirsch. Der Traum heißt seltsam, weil der Traum des einen den des andern fortsetzt. Die Jäger hatten das Glück, daß ihnen der weiße Hirsch entgegenkam, aber sie hätten achtsame Jäger sein müssen, um ihn zu erlegen; sie brachten außer dem Schießbedarf nichts als ihr Siegesbewußtsein mit.

---

*) Statt Tiefen im letzten Verse erwartete man Thäler.

55. Die Jagd von Winchester.

Zu Paris am 10. November 1810 gedichtet nach der weitläufigen hier sehr ins Kurze gezogenen Erzählung von Wace in dem altfranzösischen Gedichte Le Roman de Rou (V. 15160 bis 15234.*) Uhland läßt den König nach einem schweren Traum den Befehl zur Jagd geben, während bei Wace derselbe nach Winchester geht, um dort zu verweilen, dann seinen Willen ausspricht, in den neuen Forst mit seinen Genossen jagen zu gehn, und jedem von ihnen einen Pfeil gibt. Daß er trotz des schweren Traumes sich von der Jagd nicht abhalten läßt, wird nicht hervorgehoben. Ob Uhland wußte, daß nach der Historia ecclesiastica des Ordericus Vitalis der Abt Serlo von Gloster den Traum eines Mönches, nach welchem den König bald die Rache des Himmels treffen werde, warnend mittheilte und der Bote, gerade als man zur Jagd aufbrechen wollte, bei diesem eintraf, der aber den Traum verlachte, wissen wir nicht. Er könnte auch von selbst auf den Traum kommen; spielen ja Träume auch z. B. in den Nibelungen eine große Rolle. Nach Wace kam die Gesellschaft bald auseinander; Gaultier Tirel, ein bei Hofe sehr beliebter Ritter, tödtete mit seinem Pfeile den König. Wace gibt verschiedene Berichte, wie dies gekommen, darunter auch, daß Tirel nach einem zwischen ihm und dem König laufenden Hirsche schoß, wobei der Pfeil an einen Baum stieß, von dem er gegen den König sprang und diesen tödtete. Weshalb Uhland den Namen Tirel in Titan änderte, ist kaum zu sagen. Tirel lief davon. Am Schlusse heißt es, er sei nach Frankreich geflohen, wo er in Chaumont noch lange gelebt. Dem Prinzen Heinrich, dem Bruder des Königs, bricht,

*) Vgl. Eichholtz S. 22 ff.

wie bei Uhland dem Könige, die Sehne des Bogens; als er, um sie einzuspannen, zu einem Hofe geritten ist, weissagt eine Alte daselbst dem Knappen, von dem sie erfahren, es sei dies der Prinz, ganz in kurzem werde dieser König sein. Prinz Heinrich sprengt, nachdem er die Sehne wieder angespannt, nach dem Walde zurück, in dessen Nähe einer, dann zwei, dann drei, dann neun, dann zehn in großer Verstörung herauseilen und ihm den Tod des Königs verkündigen. Am Unglücksort wird der Gefallene beklagt, dann bringt man die Leiche nach Winchester, wo sie im Chore der Kirche beerdigt wird. Uhland hat die Weissagung ganz weggelassen. Der Prinz möchte aber mit dem vom königlichen Bruder ihm gegebenen Pfeile kein gewöhnliches Thier treffen, wie er so viele dort laufen gesehen, sondern ein außergewöhnlich edles Wild, als die Lords ihm die Krone des gefallenen Bruders anbieten und ihn zu der ergiebigen Jagd beglückwünschen; er habe die reichste Beute, den edlen Leoparden, erjagt. Der Leopard deutet nicht, wie Eichholtz meinte, auf König Wilhelm, sondern auf die Königswürde. Daß als edelstes Thier hier nicht der Löwe, sondern der Leopard, das schönste aller Raubthiere, genannt wird, hat wohl besonders der Reim veranlaßt, doch ist die Wahl des Leoparden als eines seltener genannten Thieres auch des vollern Tones wegen sehr glücklich. Etwas Fatalistisches findet Eichholtz mit Unrecht in der Ballade. Der Schwerpunkt liegt nicht im Tode des Königs, sondern in dem für den Prinzen so glänzenden Ausgange der Jagd, welcher etwas viel Höheres erlangt, als er sich von dem Weidvergnügen versprochen, das dem einen den Tod, dem andern ewige Qual, dem dritten die Krone bringt. Der echte Volkston ist glücklich getroffen, der auch in dem wiederholten der König (Str. 3, 1. 3), dem dreifachen Herr Titan (Str. 4, 1f. 5, 1) und fliehet, flieht (Str. 5, 1—3) sowie in dem zusammengezogenen ein' (eigentlich ein'n) statt

einen (Str. 1), was der Vers gestattet, und auch in einigen Ausgaben steht (aber wohl nur durch Druckfehler, wie Str. 2, 4 Der statt des richtigen Wer), und in find't (Str. 5, 4) erscheint. Das Versmaß ist dasselbe, wie Ballade 9, 25, 56, nur wird es durch häufige Anapäste belebt, wie das ähnliche Ballade 38.

56. Harald.*)

Am 10. März 1811 für das Feendrama Tamlan gedichtet. Vgl. oben S. 31. 42. Die von Lenau in dem Gedichte das Blockhaus gepriesene Ballade ist eine ganz freie Dichtung, welche die Sagen von der Verzückung Karls des Großen und den beiden hohenstaufischen Kaisern**) in eigenthümlicher Weise nach dem Norden versetzt. Bei Harald schwebt dem Dichter der dänische König Hyldetand vor, den Odin gegen alles Eisen gefeit hatte, wogegen er diesem die Seelen aller Erschlagenen verhieß. Man sagte von ihm, er habe, da er wegen seines Alters und seiner Strenge dem Volke lästig geworden, den Tod in der Schlacht gesucht, um aber diesen zu verherrlichen, einen gewaltigen Krieg mit seinem Schwestersohn Ringo veranlaßt. Odin selbst soll ihn getödtet haben, indem er als Wagenlenker neben den blinden König trat, ihn vom Wagen stieß, darauf mit seiner eigenen Keule zerschmetterte.***) An die Stelle dieses sagenhaften Todes setzt Uhland die Verzauberung durch eine Quelle im Elfenwalde. Kaum hat der Durstende davon getrunken, als ihn Ermüdung befällt; er muß sich auf einen Stein setzen und schlummert ein. Dort sitzt er nun schon manches Jahrhundert in tiefem Schlafe, nur beim Gewitter=

*) Vgl. Foß zur Erklärung deutscher, vorzüglich Uhlandischer Gedichte (1849) S. 7 ff.

**) Uhlands Schriften II, 95 f. VII, 561 ff. 589 ff.

***) Uhlands Schriften VII, 234 ff.

sturme durchzucken ihn träumerische Gesichte von einer wilden Schlacht, wo er denn auch nach seinem Schwerte greift. Von einem einstigen Wiedererwachen ist gar keine Rede. Die eigenthümliche Verzauberung Haralds, der nicht als König, sondern als kühner Held bezeichnet wird, tritt in einen bedeutsamen Gegensatz zu dem tapfern Heergefolge, das von den Elfen sofort entrückt wird, da diese durch deren verlockendes Liebeswerben leicht sich bethören lassen. Jene reiten in voller Siegesfreude einher (Str. 2), während von dem kühnen Helden Harald (Str. 1, 2. 7, 2) nichts weiter gesagt wird, als daß er vom Wirbel bis zur Sohle in Stahl gehüllt (geschnallt) gewesen und über die Entrückung der Seinen trauernd seines Weges gezogen. Foß meint, die Elfen hätten deswegen dem Helden nichts anhaben können, weil er ganz gewappnet gewesen, da sie nur unmittelbar auf den Körper einwirken könnten; erst als er den Helm abgelegt und den Durst gelöscht, hätten sie Macht über ihn gewonnen. Hiergegen bemerken wir, daß es irrig ist, die Worte: „Er ist vom Wirbel bis zur Sohl' in harten Stahl geschnallt" als Begründung des vorhergehenden: „Nur er, der Beste, blieb zurück, der kühne Held Harald", aufzufassen; sie sprechen nur den Gegensatz zu den andern Helden aus, denen die Elfen Schwert und Schild (Str. 5, 3. 8, 2), und doch auch wohl die Rüstung, genommen, ehe sie diese von den Pferden herabziehen, während Harald noch in voller Rüstung einherreitet, wobei man freilich gewünscht, daß hier auch erwähnt wäre, wie er hoch zu Roß sitzt, während die ihrer Herren ledigen Rosse der übrigen im Walde wild umher rennen (Str. 8, 3f.). Daß diese nicht ganz so gepanzert gewesen wie Harald, folgt keineswegs daraus, daß der Dichter der Stahlrüstung nur bei Harald gedenkt.*) Und wenn

*) Harald Hyldetand bedurfte, da er gegen Eisen gefeit war, so wenig des

die Elfen nach Foß bloß durch körperliche Berührung wirken, warum versuchen sie sich an Harald nicht, als er den Helm abgelegt hat, wie an den übrigen Helden? abgesehen davon, daß gar nicht gesagt ist, sein Gesicht sei ganz in Stahl geschnallt gewesen, und die jedenfalls nicht verdeckten Augen ja den Elfen genügt hätten. Und Foß bemerkt selbst, den Elfen widerstehe Stahl und Eisen nicht, wie es auch Uhland bei den übrigen Helden annimmt, und daß dieser das Gegentheil bei Harald vorausgesetzt, ist eben nur eine durch nichts begründete Annahme des Erklärers. Die Elfen wirken nicht körperlich, sondern geistig, indem sie schmeichlerisch verlocken, wie es Uhland so hübsch, freilich mit dichterischer Freiheit, Str. 3—6 darstellt. Sie rauschen*) und lauschen im Gebüsch, ja sie wiegen sich wie Vögel auf den Bäumen, was ein der Sage fremder Zug, da die Elfen unter den Bäumen ihr Wesen treiben,**) sie fliegen aus den Wolken, tauchen aus dem Flusse hervor, sie bezaubern dadurch, daß sie mit Blumen sie begrüßen, durch Gesang und Tanz sie verlocken, ja auf die Rosse sich schwingen, sie kosen, küssen und umarmen. Von ihren Reizen hingerissen, lassen die Helden es ge-

---

Harnisches, daß er einmal in Norwegen ohne einen solchen, in einem Purpurrocke, eine golddurchwobene Binde in den Haaren, focht.

*) Sintenis S. 21 hat bemerkt, daß Uhland dieses Wort sehr liebt; am Schlusse von Lied 69 verbindet er es mit brausen, am Schlusse von Lied 41 mit weben.

**) Uhland bedient sich derselben Freiheit, wie Shakespeare im Sommernachtstraum, wo Ariel sich bereit erklärt, zu fliegen, zu schwimmen, in das Feuer zu tauchen, auf den Sturmwolken zu reiten, und er auf Prosperos Befehl jede Gestalt annimmt. Aber auch in der von Uhland seinem Tamlan zu Grunde gelegten schottischen Ballade, die er aus einer Uebersetzung von Conz kannte, erzählt Tamlan, im Feenlande schlafe man in Rosenbüschen, scherze in Stromes Welle, schwebe auf den Winden und dem Sonnenstrahl und könne jede beliebige Gestalt annehmen.

schehn, daß diese sie entwaffnen (nur des Beraubens des Schwertes wird ausdrücklich gedacht), und nachdem sie so Gewalt über sie gewonnen, ziehen sie die willig Folgenden gar vom Rosse und entführen sie in ihr Reich.*) Dagegen wagen sie sich nicht an den alten Helden Harald**), der ihren Verlockungen, durch die sie vor jeder körperlichen Berührung zu wirken wissen, widerstehn würde, wie sie wohl fühlen; ihm können sie nur auf andere Weise beikommen; sie rächen sich an ihm, indem sie den Durstenden verleiten, aus der von ihnen geschaffenen frischsprudelnden Quelle zu trinken, deren Wasser in ewigen Schlummer senkt, wie die Sage so viel von wunderbar wirkenden Quellen zu erzählen weiß. Dem Dichter war es eben nur um den Gegensatz zwischen den Rittern, die den Verlockungen der Elfen zugänglich sind, und dem grimmen Harald zu thun, an dem diese sich rächen. Daß es die Elfen sind, welche den Quell sprudeln lassen, ist freilich nicht gesagt, aber die zauberhafte Wirkung können wir nur ihrem Wirken zuschreiben, da wir uns ja noch in ihrem Walde befinden. Die von Foß geäußerte Ansicht, die Elfen entrückten hier die Helden aus Rache, weil sie ihre Spiele störten, ist ganz haltlos, und sie schiebt zugleich dem Dichter einen groben Fehler unter, da er dieses nicht hätte übergehn dürfen; nein, die Elfen suchen alle zu verlocken, die in ihren Bereich kommen. Eben so irre führend ist die Ansicht desselben

*) Die Verwechslung der ursprünglich geschiedenen Elfen und Feen findet sich schon in der altfranzösischen Oberonsage. In der Maskerade in Shakespeares lustigen Weibern von Windsor ruft die Feenkönigin in der Mitternacht bei Hernes Eiche die Elfen auf. Auch in der zu Grunde liegenden schottischen Ballade werden die Elfen ins Feenland versetzt.

**) Daß er schon alt sei, hätte freilich hervorgehoben werden sollen. Wenn er auf dem Felsen „mit grauem Bart und Haar" schon manche hundert Jahre sitzt, so ist das Ergrauen wohl nicht Folge der mittlerweile verflossenen Zeit, sondern er war so eingeschlummert.

geistreichen Erklärers, der Dichter habe bei unserer Ballade eine sittliche Beziehung im Sinne, durch welche deren Einheit noch mehr hervortrete, ja er meint, diese bei den Schlußversen deutlich zu fühlen. Eine tüchtige That locke in das Feenland des Eigendünkels; man werde dadurch verleitet, auf seinen Lorbern zu ruhen und der Welt zu verschwinden. Aber unterliege man auch nicht dem ersten Sturme, so kämen doch bald größere Anfechtungen; man fürchte keine Gefahr, ja hoffe von der kühlen Quelle, deren Murmeln anziehe, vielleicht Lösung drückender Fragen, schnalle den Helm ab, und die dämonischen Kräfte der Erde gewännen Gewalt, man versinke in einen Todesschlaf des Geistes. Dieser allegorische Gedanke scheint uns an sich sehr unklar, am wenigsten darf man ihn der schönen uhlandischen Dichtung aufzwingen. Was mag Uhland gesagt haben, wenn er anders diese Entstellung seiner Ballade zu Gesicht bekam! Eben so wenig geht es an, in der Ballade eine Allegorie auf das deutsche Reich zu sehn, eine Ausdeutung, der schon die Zeit der Entstehung und ihre ursprüngliche Bestimmung widerspricht. Die den Volkston glücklich anschlagende Dichtung zeichnet sich durch knappe Darstellung und klare Anschaulichkeit aus; nur bei den Verlockungen der Elfen mußte sich der Dichter eine größere Ausführlichkeit gestatten, wobei er denn seine Meisterschaft bekundete. Malerisch ist Str. 2, 3. 3, 3. 4, 2. 4. 5, 1 das häufige f verwandt, ebenso das sch Str. 3, 1; dagegen hat man irrig Str. 2 in dem mehrfachen vollen a den Ausdruck des lauten hallenden Geräusches gesucht.

57. Die Elfen.*)

Unsere Ballade, deren Entstehungszeit nicht feststeht, wurde zuerst 1815 in der Gedichtsammlung gedruckt; sie ist vielleicht gleich-

*) Vgl. Foß a. a. O. S. 4 ff.

zeitig mit der vorigen Ballade entstanden, da sie mit dieser für das Feendrama Tamlan bestimmt war. Dort sollte Jannet, wie in der zu Grunde liegenden schottischen Ballade, in der Nacht in den Wald gehn, um ihren von den Elfen geraubten Tamlan zu befreien. Die Elfen singen in jener Ballade begeistert von Liebe und Freude, gleich Wolken in der Luft. Dann kommen sie auf Pferden geritten; als Jannet ihren Tamlan von seiner milchweißen Stute herabreißt, glauben sie diese schon gewonnen zu haben. Uhland dichtet hier, wie die Elfen Jannet in ihren Tanz zu ziehen suchen. Eine Elfe, die in der Nähe das Mädchen sieht, fordert die andern auf, sich ja zu beeilen, daß es ihnen nicht entgehe; in der Aeußerung, es sei geschwind, liegt nur ein Spott, wie auch in der folgenden Bezeichnung als Herchen, da man kleine Hexe launig von einem pfiffigen Mädchen sagt. Die Elfe ist gewiß, daß das Kind ihnen nicht entgehn könne. Alle zehn Elfen umtanzen es nun im Kreise, so daß es, wohin es auch fliehn mag, ihnen nicht entlaufen kann; sie laden es ein, zum Reigen auf ihren Tanzplatz zu kommen, da jetzt Mond und Sterne scheinen. Die zweite Elfe freut sich über die Leichtigkeit, Feinheit und Flinkheit des Mädchens, das zum Tanze mit ihnen ganz geschickt sei. Es soll dies keineswegs Spott auf die derbere menschliche Natur sein, vielmehr freut es sie wirklich, wie das Menschenkind so leicht sei, daß es gut ihre Tänze mitmachen kann. Die dritte weist die Kleine an, wie sie es zu machen habe; sie muß in die Höhe springen und auch zum Takte ein wenig stampfen. Da es aber, weil es sich gefangen sieht, in große Sorge geräth, fordert der Chor es auf, nur nicht bös zu sein, sondern frisch zu tanzen. Wie vor dem ersten Chor nur eine Elfe singt, so zwischen dem ersten und zweiten zwei, darauf drei, endlich vier. Die vierte bis sechste Strophe enthalten neckische Fragen an die Kleine. Ob sie frohen Sinns oder empfind=

samer Natur sei, fragt die vierte. Weine sie gern im Mondenscheine, wie Empfindsame thun, so sei dies auch gut, da sie dann bald in Thränen sich auflösen und zu einer lustigen Elfe werden würde. Die fünfte erkundigt sich nach ihrem Fleiße, und zwar zunächst in Bezug auf das Spinnen, während die sechste des Kochens gedenkt; beide können natürlich nur mit Spott solche menschliche Sorgen betrachten. Der Chor erklärt, daß er gar keine Antwort auf seine Fragen verlange, die bloß neckischer Art sind. Eben so neckisch sind die Reden der andern Elfen, welche sich auf die Liebesneigungen der Menschen beziehen, die den gemüthlosen Elfen durchaus fremd sind. Die eine fragt nach geheimer Liebe, die als eine Sünde bei den Menschen gelte, die andere, ob sie etwa schon mit einem Bräutigam am frühen Nachmittage spazieren gehe, die dritte, ob sie gar schon verheiratet sei, wobei die Liebe um so stärker, je schwerer der Trauring, wogegen die vierte es für ein Unrecht erklärt, über diese Frage böse zu werden, da man in der Ehe manches ertragen müsse. Zuletzt reißt der Chor das Mädchen zum Tanze mit sich fort. In den Reden der Elfen spricht sich ihre Unfähigkeit aus, das menschliche Gefühlsleben zu erfassen, das von diesen seelenlosen Naturwesen verspottet wird. Foß verkennt des Dichters Ansicht vollkommen, wenn er die Elfen als geistigere Wesen sich denkt, die weniger dem Fleische unterworfen seien und demnach der Schranken des Endlichen nicht bedürften. Nein, diese Elfen spotten nur des menschlichen Lebens und Liebens, weil sie gemüthlose Naturwesen sind; von menschlichem Streben und menschlichem Glücke haben sie keine Vorstellung, sie sehen nur die ihrem lustigen Leichtsinne sich lächerlich zeigende Seite des Menschenlebens.

58. Merlin der Wilde.*)

In den Tagen vom 10. bis zum 12. Dezember 1829 gedichtet. Uhland lernte die Merlinsage aus dem ersten Bande der zweiten Ausgabe der Specimens of early english metrical romances, chiefly written during the early part of the fourteenth century. — By George Ellis Esq. (1811) kennen, welche von S. 76 an Auszüge aus dem altenglischen Gedicht über das Leben Merlins und dem zu Grunde liegenden lateinischen bringen, das zuerst 1837 zu Paris herausgegeben wurde.**) Das, was Uhland aus diesem Berichte benutzte und nach seiner Weise frei umgestaltete, ist folgendes. Merlin, König von Demetia, kommt mit seinen drei Brüdern dem Peredur, König von Strathcluyd, zu Hülfe, der mit Gwendolan, König von Schottland, im Streite liegt. Sein Feldherr ist Roderick, König von Cumberland, der Merlins Zwillingsschwester Ganieda zur Frau hat. Alle drei Brüder Merlins fallen in der Schlacht. Der Schmerz darüber macht diesen wahnsinnig und er flieht in den Caledonischen Wald. Durch einen Sänger wiederhergestellt, verlangt er nach dem Hofe des Königs Rhydderch, seines Schwagers, wo er die freundlichste Aufnahme findet, aber das Getriebe des Hofes widert ihn so an, daß er von neuem wahnsinnig wird. Man muß ihn mit Gewalt einsperren, bald aber wird er still und schwermüthig. Ein sonderbarer Vorfall sollte ihm die Freiheit widergeben. Als die Königin eines Tages durch den Saal ging, redete sie der König freundlich an, umarmte sie und bat sie, sich neben ihm niederzulassen. Ein Blatt, das er in ihrem Haare bemerkte, nahm er mit einer

*) Vgl. Ueber Uhlands Ballade „Merlin der Wilde“ von W. L. Holland (1876).

**) Vgl. San Marte die Sagen von Merlin (1853) von Seite 273 an.

verbindlichen Miene heraus und warf es auf den Boden. Darüber brach Merlin in lautes Gelächter aus, doch weigerte er sich den Grund seines Lachens anzugeben, wenn man ihn nicht frei lasse. Als der König dies geschworen hatte, erklärte er, die Königin sei eben von einer Zusammenkunft zurückgekommen, die sie mit ihrem Liebhaber in einer Sommerlaube gehabt, davon sei ein Blatt zufällig auf ihrem Hinterkopf liegen geblieben. Die gütige Freundlichkeit, mit welcher der König dieses Zeichen ihrer Schuld entfernt habe, sei ihm zu lächerlich vorgekommen. Weitläufig wird dann erzählt, wie die Königin es angefangen, dem Könige die Unzuverlässigkeit von Merlins Weissagungen zu beweisen, was ihr auch gelingt, so daß jener von der Keuschheit seiner Frau, an der er nach Merlins Aeußerung gezweifelt hat, voll überzeugt wird. Merlin kehrt nach seinem Walde zurück, wo er nur in Gesellschaft wilder Thiere lebt, die ihn wie einen zweiten Orpheus umgeben. Bald erfährt er hier, wie wunderbar seine sich scheinbar widersprechenden Weissagungen, durch welche die Königin seine Prophetengabe verdächtigt hatte, in Erfüllung gegangen.

Uhland hat auf glücklichste Weise sich den Stoff zugeschnitten. Der König, der Merlins Aufenthalt erkundet hat, läßt ihn vor sich bringen, um die Sprüche seiner Weisheit zu erfahren, aber die Probe, die er mit ihm macht, gereicht so sehr zur Beschämung der Tochter des Königs, daß er willig den so unbequemen Propheten scheiden läßt. Dieser wird von einem seiner Hirsche, der ihm gefolgt ist, in seine Waldeseinsamkeit zurückgetragen, was ein äußerst glücklicher Zusatz ist.*) Auch die Wendung der Frage des Königs, und daß die Liebesgeschichte nicht die Königin, sondern die Prinzessin

*) In des Gottfried von Monmouth lateinischer Lebensbeschreibung Merlins reitet dieser auf einem Hirsche. Vgl. Uhlands Schriften III, 53. 140.

trifft, ist ausnehmend gelungen. Weniger entspricht dem Charakter der Ballade die Einkleidung Str. 1 f., daß der Dichter sich an seinen Jugendfreund Karl Mayer wendet, der ihm seine handschriftlichen Liederhefte zugesandt hatte, in welchen Uhland die ihn besonders anziehenden mit seinem U bezeichnete.*) Mayers Lieder sind voll von Waldeslust**); besonders spielt Uhland auf das Gedicht Waldfrieden an, wo zu dem „kleinen See", der „im Kreis von Wald und Binsen, bedeckt mit Wasserlinsen ruht", „ein badend Reh" tritt, dem er zuruft, es möge seinetwegen nicht scheu und blöde sein. Sehr glücklich ist Str. 2, 5—3, 1 der Uebergang zu dem in „Waldeseinsamkeit"***) sitzenden Merlin gemacht, der wild von seinem Waldesaufenthalt heißt.†) Uhland läßt ihn Str. 3, 2—8 auf einem moosbedeckten Stein am See sitzen††) und traurig sein Bild im Wasser sehn, das ihm zeigt, wie sehr er im Weltgewühl gealtert†††), wogegen er im wilden Walde sich neu gestärkt fühlt.

*) Die Widmung an Karl Mayer, welche der erste Druck im deutschen Musenalmanach für das Jahr 1831 brachte, fiel in den Ausgaben von 1831 und 1833 weg, ward erst 1834 wieder hinzugefügt.

**) Außer den in die Sammlung seiner Gedichte aufgenommenen vgl. die in Mayers Schrift über Uhland II, 98 ff.

***) Gebildet, wie Waldeslust, Waldesnacht, Waldesschatten, bei denen aber der zweite Theil des Wortes nicht vokalisch anfängt. Tieck brauchte Waldeinsamkeit und ließ es stehn, obgleich seine Freunde sonderbarer Weise Waldeseinsamkeit verlangten.

†) Es ist Beiname, im Gegensatz zu Merlinus Ambrosius. Im lateinischen Gedichte heißt es: Fit silvestris homo, quasi silvis editus esset. Sonst wird er als caledonischer Merlin bezeichnet, aber Uhland mied hier geflissentlich jede namentliche Bezeichnung der Oertlichkeit wie der Personen.

††) Im lateinischen Gedichte sitzt er auf der Höhe eines Berges an einer Quelle auf grünem Grunde.

†††) Das Weltgewühl ist trüb im Gegensatz zur reinen, sich klar aussprechenden Natur. Das wirre Durcheinander macht das Weltleben trüb und dieses

Was vorhergegangen, läßt uns der Dichter kaum ahnen, ihm ist es eben nur darum zu thun, den Uebergang zu der Weissagungsgabe Merlins zu gewinnen (Str. 4), womit die nothwendige Einleitung der Geschichte, die den Inhalt der Ballade bildet, abschließt. Wie das am Morgen um ihn thauende Grün seinen Blick in die Vergangenheit und Zukunft stärke und das nächtliche Rauschen des Waldes ihn in die Tiefe des schaffenden Weltgeistes schauen lasse, ist freilich nur als wunderbares Wirken begreiflich. Dagegen sagt der König Str. 9, der Vögel Kehlen und der Blätter Säuseln mache ihm Geheimes offenbar. Sehr glücklich bildet Str. 5 das von ihm gezähmte, sonst nicht näher bezeichnete Wild den Uebergang zu der kurz abgemachten Entführung nach dem Hofe.*) Die unvermittelt eintretende Frage des Königs Str. 6—9 ist so glücklich gedacht wie ausgeführt. Auf den herzlichen Willkomm des Weissagers, der seine seit so vielen Jahren im Walde erworbene Weisheit, die bisher nur den wilden Thieren erklungen sei, auch am Hofe offenbare, folgt das Verlangen ihn zunächst nicht über etwas Wichtiges**), sondern über einen kleinen Vorfall der vergangenen Nacht aufzuklären, über den er sich den Kopf zerbreche. Er glaube in der Nacht unter den Linden (diesen seinen Lieblingsbaum, dessen Herzblätter hier ganz besonders passend sind, wählte Uhland statt der Sommerlaube) ein

---

trübt auch den Geist. In Goethes schon 1776 gedrucktem Briefe an Lottchen heißt es, das bunte Weltgefühl spüle weg, was wir empfinden und empfunden, in Fausts zweitem Monolog, die herrlichen Gefühle unserer Brust erstarrten im irdischen Gewühle.

*) Uhland hatte zuerst V. 2 geschrieben Gast vertraut und im Reimverse (4) „Vor eines Jagdhorns Laut". — Das durch den Reim veranlaßte gespürt (V. 8) dürfte doch nicht ohne Anstoß sein.

**) Fragen um (statt nach oder befragen über) hat Uhland auch in Prosa.

Liebesflüstern bekannter Stimmen vernommen zu haben, doch sei er in Zweifel gerathen, ob dies nicht von einer Nachtigall gekommen, die er, als er sich seiner Sache zu versichern gesucht, habe schlagen hören.*) Merlin soll ihm ungescheut sagen, wer bei den Linden gewesen.**) Daß „die Sprache die Vögel verstehn" ein fast sprichwörtlicher Ausdruck für die spähsamste Klugheit, für das tiefste Eindringen in das Wesen der Dinge gewesen, das die Gabe der Weissagung begründe, hat Uhland anderwärts bemerkt.***) Str. 10 schildert die Situation Merlins, der eben das verrätherische Lindenblatt aus dem Haare der Prinzessin nimmt, die gekommen war, um dem König ihren Morgenbesuch zu machen.†) Merlin bemerkt launig, es bedürfe zu diesem Zeichen keines weitern Wortes; sollte

---

*) Nur dies kann der Sinn des freilich sonderbaren, auch von Holland nicht erklärten Ausdrucks sein sollen: „Doch, wähnt' ich sie gefunden, so schlug die Nachtigall", wo in wähnte ja schon die Ueberzeugung liegt, daß er sich geirrt. — Auffällt hier auch das vorhergehende, durch den Reim veranlaßte Wall, womit der Thurm gemeint sein muß. — Herab war ein schon im Musenalmanach sich findender, erst von Holland 1863 beseitigter Druckfehler.

**) Statt deine Geister hatte Uhland ursprünglich ja die Geister geschrieben, auch statt machen einmal zeigen versucht, dies aber wieder ausgestrichen. Der erste Druck hatte deine, und so die folgenden Ausgaben, nur in den von 1838 bis 1843 trat das ursprüngliche ja die ein.

***) Schriften III, 130. VI, 353 f. Den zweiten Theil der Strophe hatte Uhland einmal so versucht:

Sprich ohne Scheu! verhehle
Du nicht die Lösung mir.
Dir singts die Vogelkehle,
Die Linde säuselts dir.

†) Grüßt'. Der von Holland hergestellte Apostroph fehlte seit der siebenten Auflage. — Rosenblühend, das schon die mittelhochdeutsche Dichtung kennt, braucht Uhland nur hier, wie rosig Ballade 53. Fischart hatte in diesem Sinne rosenblühsam, gewöhnlicher ist rosenwangig.

es aber einem noch nicht verständlich genug sein*), so möge er bedenken, daß nicht im Königspalaste, sondern von der Linde Lindenblätter herabfallen.**) Merlin schließt mit dem spottenden Worte, wer aus einem Blatte so viel errathe, den werde doch gewiß der dichte Wald viel Größeres lehren, womit er die weitere Prüfung zurückweist.***) Keiner wagt irgend ein Wort dagegen zu äußern; der König fühlt sich betroffen, da er seinen Uebermuth so bestraft und die Tochter vor dem ganzen Hofe beschämt findet. Merlin geht im Gefühle seiner Macht, ohne daß einer ihn zurückzuhalten wagte, aus dem Palast hinaus und wird von seinem treuen Hirsch rasch wieder an seine Bergquelle getragen. Daß der Weg auch über einen Strom führe, erfahren wir erst hier.†) Die letzte Strophe kehrt zu

*) Ursprünglich stand Genügt, wofür erst die Gedichte Genug einführten, man kann zweifeln ob mit Absicht.

**) Der selbstbewußte Prophet redet den König, der ihn hat versuchen wollen und ihn deshalb an den Hof bringen ließ, mit dem keine Unterordnung kennenden du an, wie auch Bertran de Born (44), der nichts von dem über seinen Sturz spottenden König erwartet.

***) Ursprünglich fehlte Str. 11 und der Anfang der 12. lautete statt „Du hast, o Herr u. s. w.“:

In Kammern und in Hallen,
Nicht fallen Blätter da;
Auf wen dies Blatt gefallen,
Dem war die Linde nah.

†) Steht und schweiget, volksthümliche Verbindung. — In dem folgenden glüht von Scham hatte die Ausgabe von 1838 gegen Uhlands Gebrauch vor Scham eingeführt. — Ursprünglich schloß Str. 13:

Schon harret vor der Brücken
Ein Hirsch der Wildniß sein,
Und nimmt ihn auf den Rücken
Und rennt mit ihm waldein.

In der an die Stelle dieser Verse getretenen Fassung stand vor dem Thore, das aber schon in der an den Musenalmanach gesandten Abschrift in von der Brücke verändert wurde. Gemeint ist die Schloßbrücke, wie in Goethes Sänger.

Freund Meyer zurück, dem gegenüber Merlins endliches Verstummen in seiner Waldkluft angedeutet wird; sie scheint uns aber weniger glücklich. Die Lage Merlins „im Moose" in „einer Waldkluft Schoße" stimmt weder zu Str. 7 noch zu der gangbaren Vorstellung*), und daß „dort längst Friede" sei, ist ohne rechte Beziehung, da keiner Qual Merlins gedacht ist. Auch ich aber zweifle nicht scheint nicht glücklich, eben so wenig, daß aus Mayers Liede (Dichtung) Merlin der Wilde spreche, insofern auch Mayer von dem Geiste, der aus dem Walde spricht, erfüllt ist.**)

59. Die Bildsäule des Bacchus.***)

Am 8. Dezember 1814 in fünfversigen Jamben gedichtet. Vgl. oben S. 58. Das Gedicht ist nichts weniger als eine Allegorie, wofür man es ausgegeben hat. Der vom Weine taumelnd in der Nacht zurückkehrende Jüngling wird durch die in voller Schönheit ihm entgegenleuchtende Bildsäule des Bacchus so aufgeregt, daß er eine Strafrede aus dem Munde des Gottes zu ver-

*) Vgl. die Erläuterung zu Goethes lyr. Gedichten II, 201.

**) Mayer erwiederte launig in zwei Strophen, die Phantasie zaubere Uhland draußen den Zauberer Merlin vor und am Ende spreche ihm, da er „Merlin im Aug', Merlin im Ohr" habe, dieser selbst aus seinem Liede, doch tausche er selbst mit jenem nicht, wenn sein Wort Uhlands Harfe wecke.

***) Vgl. Dyckhoff im paderborner Gymnasialprogramm 1868, wo eine seltsame Gliederung in Strophe, Gegenstrophe und Schlußgesang versucht ist. Freilich kann man in unserm Gedichte zweimal zwei Abschnitte aus fünf und einen aus sechs, zum Schlusse wieder einen aus fünf Versen unterscheiden, aber ein wirkliches, dazu nichts weniger als schönes Entsprechen des Gedanken nur gewaltsam erzwingen. Daß im vorletzten Verse der sogenannten zwei Strophen sich allein ein Anapäst findet (in schwellender Traubenfrucht und sonnigem Weingebirg), ist eben nur ein neckischer Zufall, der am wenigsten eine so ganz unkünstlerische Komposition bestätigen kann.

nehmen glaubt, welcher von einer solchen Entweihung seiner edlen Gabe sich entrüstet abwendet. Die Fackel erlischt darüber und der Jüngling schwört, als er in sein Gemach beschämt zurückgekehrt ist, sich nie mehr zu einer solchen Beleidigung des Gottes verleiten zu lassen. Uhlands Dichtung erinnert an die Erzählung von dem Akademiker Polemo, der in gleicher Weise durch die scharfen Worte des Philosophen Xenokrates bekehrt wurde, bei Horaz sat. II, 3, 253—257. Gelungen ist die Schilderung der Büste des Bacchus (V. 11—15)*), die Rede des Gottes (V. 22—32) weniger glücklich ausgeführt, besonders V. 28f. sind sehr matt; auch die Verweisung an die Unterwelt, wo er sich einen Gott suchen solle, die freilich dadurch eingeleitet ist, daß der Gott den trunkenen Kallisthenes (Schönkraft) als ein wankendes Gespenst, ja als einen erebischen Schatten bezeichnet hat. Eine Hindeutung darauf, daß ein solches „wüstes Treiben" die blühende Jünglingskraft zu Grunde richte, wäre wohl an der Stelle gewesen. Daß der Trinkende sich einen Priester des Bacchus nennt und der Epheu gleichsam als Zeichen dieses Priesterthums betrachtet wird, ist wenig geschickt, da man eben dem Epheu eine kühlende Wirkung zuschrieb. Und das Taumeln kommt ja gerade dem Bacchus zu und seinen Dienern, den Bacchen und Mänaden, die, wie er, epheubekränzt und in seligem Rausche erscheinen. Mit V. 26 würde die Rede des Bacchus passend schließen.**) Am Schlusse ist das Beschwören eines heiligen Gelübdes kaum bezeichnend genug.

---

*) Hinwallenden war späterer Druckfehler statt Hinwallendem. — Schatten steht vom Beschatten. Irrig erklärt Dyckhoff „unter dunkelndem Geflecht".

**) Ich kenne deiner nicht, wie es im Kirchenliede heißt: „Er kennet deiner nicht". Die Verbindung mit dem Genitiv, wie bei Luther ich kenne euer nicht (Matth. 25, 12), ich kenne des Menschen nicht (Matth. 26, 72).

60. Von den sieben Zechbrüdern.

Unser vielleicht mit Bezug auf einen wirklichen ähnlichen Vorfall erfundenes launiges Gesellschaftslied ward am 25. und 26. November 1814 gedichtet. Das von den saubern Trinkern geschmähte Wasser rächt sich auf die empfindlichste Weise an den undankbaren Zechern, die am frühen Morgen nach dem ihnen angepriesenen neuen Wirthshause jenseit des Waldes ziehen; den schon vor dem Betreten des Waldes durch die drückende Sonnenhitze erregten Durst stillen sie mit herrlichem Quellwasser, das sie darauf als fades Getränke verachten; als sie den Wald betreten haben, verirren sie sich; dann befällt sie ein fürchterliches Gewitter, das sie bis auf die Haut durchnäßt und sie zwingt, durch die von den argen Regengüssen gebildeten Sümpfe zu waten, bis endlich ihre Verzweiflung den Gipfel erreicht, als sie, statt zum ersehnten Wirthshause, wieder an die geschmähte Quelle kommen, die sie zu höhnen scheint. Die Darstellung ist mit bester Laune in echtem Volkstone durchgeführt, wobei die Erinnerung an bekannte Dichterstellen*) und der zuweilen gehobene Ton**) von besonderer Wirkung sind. Dahin gehört auch die mythologische Anspielung auf die Verwandlung von Menschen in Quellen und Flüsse (Str. 10), wie Arethusa, Byblis, Sybaris. Bei der Siebenzahl der lustigen Brüder schweben

*) Str. 4, 4: „Von der Stirne rinnt der Schweiß" (Schillers Lied von der Glocke: „Von der Stirne heiß Rinnen muß der Schweiß"), 5 f.: „Da rieselt so helle Vom Felsen die Quelle" (Schillers Bürgschaft: „Da sprudelt es silberhell —, aus dem Felsen, geschwätzig, schnell, Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell"), Str. 8, 5 f.: „Dann kommt es geflossen, Unendlich ergossen" (daselbst: „Da gießt unendlicher Regen herab").

**) Str. 7, 1 f.: „In seine vielverwobnen Gänge Nimmt jetzt der Wald die Pilger auf", Str. 9, 1 f.: „Bald wird der Forst zu tausend Inseln, Zahllose Ströme brechen vor".

wohl die sieben Schwaben vor. Die beiden kurzen Refrainverse sind auf die launige Wirkung mit Glück berechnet und geschickt verwandt.*)

61. Die Geisterkelter.**)

Am 15. April 1834 wurde unsere launige Ballade in vierfüßigen jambischen Reimpaaren gedichtet, in welchen alle Verse männlich auslauten, wie Ballade 49 weiblich. Zwei Monate später schrieb Uhland an Kerner: „Die Geschichte von der Geisterkelter zu Weinsberg, die du, lieber Kerner, mir einmal erzählt hast, hab' ich in Reime gebracht. Du wirst sie in der neuen Auflage meiner Lieder erhalten." Aber er hatte diese Geschichte auch in Kerners Seherin von Prevorst gefunden, die er, wie er Ende 1829 schreibt, mit großer Aufmerksamkeit gelesen. Dort heißt es: „Hier zu Weinsperg befindet sich ein Haus, das schon etliche und dreißig Jahre von einem Weingärtner Namens Bayer bewohnt wird. In alten Zeiten diente es als Kelter, von der nun aber keine Spur mehr vorhanden ist. In diesem hört man schon länger als 40 bis 50 Jahre, besonders vom Dezember bis Februar, nächtlich Töne, als schlüge ein Küfer mit vollen Kräften auf ein leeres Faß, als würde Kübelgeschirr gebunden, als machte man Zurüstungen an einer Presse, die gar nicht im Hause ist, wie man vor dem Traubenaufschütten und Pressen zu thun pflegt. Aber diese Schläge und Töne sind oft so gewaltig, daß sie bei stiller Mitternacht in der ganzen Nachbarschaft gehört werden. Dabei ist merkwürdig, daß, je heftiger und öfter diese Töne geschehen, desto reicher auch die Weinlese des-

*) Schwenke (Str. 6, 8) schmähen sie das Wasser, da es nur zum Schwenken der Flaschen und Gläser gut sei. Spottend sind Str. 9, 7 f. Taufe und Traufe gebraucht.

**) Vgl. Eichholtz Uhlands schwäbische Balladen S. 24 ff.

selben Jahres ausfällt." Unser Dichter hat die ganze Erscheinung launig gewandt, so daß sie den entschiedenen Unglauben an solche Geistererscheinungen mit ganz offenbar ausgesprochener Beziehung auf Kerners unglücklichen Gespensterglauben ausdrückt. Der weinsberger Freund hätte wohl nicht mit Unrecht darüber zürnen können, daß der befreundete Dichter sich vor dem auf seine Lieder horchenden deutschen Volke gewissermaßen mit unter „das Heer von Rezensenten" stellte, das sich, wie Uhland ihm Ende 1829 schrieb, gegen ihn erhoben hatte und es ganz überflüssig machte, daß ihm auch noch die Freunde mit ihren Bedenken kämen. Schon der launige Eingang, der auf den reichen Weinwachs, auf Kerners schöne und neue Lieder und die Burg Weibertreu hinweist*), deutet auf seinen Unglauben, da ihn Luthers Spruch, wer nicht liebe Wein, Weib und Gesang, bleibe ein Narr sein Leben lang**), auf den ihn die angeführten Vorzüge von Weinsberg gebracht, auch launig auf dessen Kampf mit dem Teufel auf der Wartburg führt, der Weinsberg mit seinen Geistern nicht nachstehe. Er läßt aber dem Nachtwächter das Gesicht der Geisterkelter in der Neujahrsnacht kurz vor der Geisterstunde erscheinen und es als ein vom Volke allgemein geglaubtes Anzeichen eines guten Weinjahres betrachten, doch hat der ehrenwerthe Weinsberger heute zu viel getrunken und im Weintaumel das vom Aberglauben ihm gebotene Gesicht gehabt. Die Zeit ist die zwischen dem Ausheben der Uhr zum Schlag und dem Schlag selbst; w a r n e n heißt eben das A n s a g e n des Schlages.***) Zuerst

*) Kerner, der 1818 als Oberamtsarzt nach Weinsberg kam und sich am Fuße der Burg Weibertreu anbaute, hatte die Trümmer in liebliche Anlagen verwandelt. — S c h ö n u n d n e u, wohl Anspielung auf den Titel s c h ö n, n e u, den man Volksliedern und Volksbüchern auf fliegenden Blättern zu geben pflegte.

**) Vgl. Schnorrs A r c h i v VIII, 300.

***) Das wiederholte z w i s c h e n ist wider den gangbaren Sprachgebrauch,

läßt der Dichter seinen Nachtwächter die Geisterkelter in dem Hause sehn, dem der Aberglaube sie zuschrieb, und zwar nicht die Arbeiten an den Fässern und der Presse, die vor der Weinlese geschehen, sondern das fröhliche Kelterfest selbst, das er ganz deutlich vor sich schaut, da die äußere Mauer wunderbar niedersinkt. Die Beschreibung der während des Kelterns der Trauben jauchzend und von Wein glühend um den Baum tanzenden, taumelnden Menge ist höchst glücklich, der kühne Vergleich drastisch bezeichnend. Der Mann weiß nicht, wo ihm der Kopf steht; als er aber den Blick von da nach den Bergen wendet, erscheint ihm dort dasselbe Schauspiel in größerer Ausdehnung: er sieht bei hellstem Sonnenschein die in dem vollen Rebenlaub erglänzenden Trauben*), zwischen den Weinstöcken die Winzerinnen**), in den Gängen zwischen den Reihen der Weinstöcke die Träger, deren Körbe oder Bütten so hoch angefüllt sind, daß sie ihnen fast über den Kopf gehen, dann die die Trauben zertretenden Knaben; man lacht, singt, pritscht sich im tollen Jubel und schießt, und als nun der Abend kommt (so schnell wechselt das Gesicht), sieht er das von der Weinlese unzertrennliche Feuerwerk.***) Doch mit dem letzten Glockenschlage der Mitternachtsstunde ist alles verschwunden; statt dessen bemerkt der Nachtwächter in dem Hause, wo ihm eben das Gesicht erschienen, nur ein verglimmendes Lämpchen. Aber der über das glückliche Anzeichen Er-

---

wird aber auch von Goethe so gebraucht. Vgl. die Erläuterungen zu den lyr. Ged. II, 172*.

*) Des Herbstes goldner Sonnenstaub deutet auf den Glanz der Trauben, den ihnen die reifende Sonnenglut verliehen.

**) Die Wiederkehr von Laub dürfte doch anstößig sein, obgleich die Trauben unter dem Laube, die Winzerinnen vor und zwischen demselben erscheinen.

***) Man vergleiche mit dieser prachtvollen Schilderung die Goethes in Hermann und Dorothea IV, 35 ff. und die homerische in der Ilias XVIII, 561 ff.

freute singt nun schon das neue Jahr in den gewohnten Versen, zu denen er neue über das zu erwartende gute Weinjahr hinzufügt, welches ihm die Geisterkelter verkündet hat. Aus der abschließenden Rede des eben heimkehrenden Zechers und dessen glücklicher Einleitung spricht gleichfalls der Unglaube des Dichters an solche Geistererscheinungen und rundet so das von bester Laune beseelte Gedicht trefflich ab, welches in der Ausgabe von 1835 erschien, als das verkündete herrliche Weinjahr schon alle Welt erfreute.

62. Junker Rechberger.*)

Am 14. Februar 1811 kurz nach der Rückkehr von Paris begonnen, aber erst am 2. März abgeschlossen, da die Schlußwendung wohl nur nach längerm Bedenken gelang. Holland bezeichnet*), wohl nach Uhlands schriftlicher Angabe im Tagebuche, als unmittelbare Quelle die zu Helmstedt 1694 erschienene Schrift von J. F. Stockhausen „Mira praesagia mortis, das ist: Wunderliche Todes-Vorboten", wo es S. 53 wörtlich mit allen Spracheigenheiten heißt: „In Wendunmuth*) wird diese Geschicht von Junker Rechberger erzehlet, der ritte einmahl in eine Nacht aus, etlichen guten Leuten

*) Vgl. Eichholtz a. a. O. S. 6 ff.

**) Uhlands Schriften IV, 370.

***) „Wend Unmuth, darinn allerhand höfliche und lustige Historien, Schimpffreden, Beyspielen und Gleichnuß begriffen — durch Hans Wilhelm Kirchhof", zuerst Frankfurt am Main 1563, später mehrfach, aber verändert gedruckt. Wenn Uhland viel später in seinen Vorlesungen über Sagengeschichte der gespensterhaften Erzählungen von einem „edeln Staudenhünlein, der Rechenberger genannt" aus Kirchhof gedachte (Schriften VII, 606), ja zu der Erwähnung des ersten Abenteuers von Richard ohne Furcht später hinzufügte: „Ganz dasselbe wird in deutscher Sage von Junker Rechenberger, dessen wir beim wüthenden Heere gedacht, in Kirchhofs Wendunmuth Bl. 75b erzählt" (daselbst 662), so folgt daraus keineswegs, daß er bereits im Jahre 1811 die Geschichte aus Kirchhof selbst kannte, bei dem der Name

ungebeten auf den Dienst zu warten, und verbarg sich biß nach Mitternacht in einer wüsten Kirchen. Als er sich nun vor Tage aufmachet nach dem Ort, da die ausgespähete Leute fürüber ziehen solten und unterwegen gewahr wird, daß er seine Streithandschu in der Kirchen auf einer alten Todtenbaar vergessen, schickt er eilends den Knecht zurück, dieselbigen zu hohlen. Der kommt bald wieder und spricht, es möge ein ander die Handschu hohlen, denn es sitze ein feuriges Gespenst auf der Todtenbaar und habe beyde Handschu angethan und streiche einen über den andern auf das glatteste an. Darauf der Junker erzürnt zum Knecht spricht, was er für eine Memme sey, ob er sich unterstehen wolle einen Kerl anzugreiffen und doch so verzagt für einem Gespenst sey. Reitet also selbst zurück, lässet den Knecht das Pferd halten, gehet hinein und reißet sich mit den Teuffel über die Handschu und erobert endlich dieselbige, reitet darnach wieder auf sein Posto. Unterdes bricht der Tag an und sahen die beyde einen schwartzen Hauffen Reuter gegen ihnen hertraben, wichen derohalben auf eine Seite aus. Hinter diesen Zeug kömmt einer hernach getrabet und führet ein lediges Pferd an die Hand mit Sattel und allen woll staffiret, den fragt der Rechberger, wer der vorreitende gewesen? Er fragt weiter, wem dann das ledige Pferd zustehe? Darauf antwortet jener: Es gehört einen meines Herrn getreuen Diener, der heißt der Rechberger, der soll heut über ein Jahr erstochen werden und dann darauf in sein Losement reiten. Damit ritte der Reuter fort. Rechenberger erschrack, wolte sich folgends bessern, gab seinen Knecht Pferd und Harnisch und ging in ein Kloster, darin sie ihn vor einen Layenbruder annahmen und über des Abts Pferde die Obsicht anbefohlen.

Rechenberger heißt. Auch noch in der Abhandlung über das französische Epos aus dem Jahre 1812 (VII, 370) schreibt er wie Stockhausen, Rechberger.

Als er aber ein Jahr im Kloster gewesen, wird er eben auf diesen Jahr-Tag, an welchem er hatte seine Gesellschaft gesehen vorüberreiten, mit einen Stallbuben uneins und von denselben mit einer Heugabel erstochen.“ Uhland erkannte eine Lücke der Sage darin, daß der Teufel über Rechberger trotz seiner Besserung Macht gewonnen; denn diese kann er doch dadurch nicht erhalten haben, daß das Teufelsgespenst sich vorübergehend in den Besitz seiner Handschuhe gesetzt hatte, da dieser sie ihm nach einem längern Kampfe wieder abrang. Deshalb ließ er den Bösen sich dadurch seiner versichern, daß sein übermüthiger Ritter Ohnefurcht wirklich diesem die Handschuhe auf ein Jahr leiht und sich so mit ihm einläßt, ohne zu ahnen, wie er diesem dadurch verfällt, daß er ihm eines seiner Kleidungsstücke, wenn auch nur auf bestimmte Zeit, überläßt. Erst als er auf seine neugierige Frage die Antwort erhält*), er selbst werde auf dem ledigen Pferde nach einem Jahre in dem gespenstigen Zuge reiten, geht es ihm auf, daß es um ihn geschehen sei, und so begibt er sich ins Kloster, um seine Missethaten zu bereuen, nachdem er seinem Knechte eingeschärft, seine Waffen nur im Dienste Gottes zu führen. Das Umschlagen aus dem kecken Uebermuthe in die Angst, verloren zu sein, ist das Charakteristische der Sage, welche eben diesen fest im Volke wurzelnden Aberglauben, daß der Teufel durch eine solche Uebergabe von irgend etwas, das einem angehört, seien es Haare, Nägel oder ein Kleidungsstück, Macht über ihn gewinne, zur Darstellung bringen will. Der Böse hat den wegelagernden Ritter überlistet, der an jenen Aberglauben gar nicht denkt, bis ihm die grause Verkündigung seines Todes wird. Der Schluß der Ballade spricht auch in der dem Volksliede eigenen halb launigen Weise die Mahnung aus, die man aus der Geschichte ziehen solle, nicht als Wegelagerer die Leute zu berauben und sich

*) Str. 12, 1 war tritt statt ritt späterer Druckfehler.

nicht voll kecken Uebermuthes mit dem Teufel einzulassen; statt des Allgemeinen setzt aber der Dichter den besondern Fall Rechbergers, der in der Nacht am Wege aufgepaßt und dem Teufel die Handschuhe auf Treue und Glauben geliehen hat. Dietrich reitet der Sage nach auf einem schwarzen Rosse spornstreichs zur Hölle.*). Hier aber scheint angenommen, Rechberger reite zunächst in dem schwarzen Zuge, welchen er im vorigen Jahre gesehen, dem er aber natürlich später zur Hölle folgt. Absichtlich wird dies am Schlusse nicht näher angedeutet, bloß gesagt, daß er sich in den Sattel geschwungen. Uhland behielt aber auch den Tod durch ein schwarzes Roß bei, was denn doch in der Art, wie er hier erfolgt, anstößig sein dürfte. Das Roß tritt ihn todt und verschwindet, und zwar an dem Jahrestage seiner Aufnahme ins Kloster; schon liegt er im Grabe, auf dem sich bereits der Grabstein befindet, als um Mitternacht ein schwarzes Roß mit den Handschuhen sich einstellt; Rechberger muß aus dem Grabe steigen und sich auf das Roß schwingen. Wir erwarten, daß dies doch in derselben Jahresmitternacht geschehe, in welcher Rechberger die Handschuhe geliehen, damit der Böse sein Wort halte; dies ist aber eben nicht der Fall. Auch daß er schon einige Zeit im Grabe gelegen, ehe das Roß ihn holt, ist gar seltsam. Der alten Sage wäre es gemäßer, wenn Rechberger lebendigen Leibes zur Hölle reiten müßte, und die Begründung, daß er durch die Handschuhe sich dem Bösen überantwortet habe, bestimmter hervorträte. Ein Uebelstand der Sage selbst ist es, daß der in Angst gesetzte Rechberger sich nicht besser vorsieht und durch die Kraft seines Gebetes sich rettet, wie Robert der Teufel durch eine wunderbare Buße, sich mit dem Himmel versöhnt.**) Er verräth sich dem Abt nicht, so daß dieser nichts thun kann, um dem

*) Vgl. Uhlands Schriften I, 204. 208, wo auch Thedels von Walmoden gedacht wird. **) Uhlands Schriften IV, 369.

Einflusse des Teufels entgegenzutreten*), ja er selbst achtet nicht auf das Herannahen des verhängnißvollen Tages. Auffällt, daß der „schwarze Zug vermummter Ritterleute“ so kurz abgethan wird, wogegen die Ueberraschung des Ritters glücklich angedeutet ist, dem schon das Herz vor Freude über den erwarteten Fang geschlagen. Die Neugierde spricht sich in der freundlichen Anrede an den Knappen (traut lieber) aus. Daß dieser auf die erste Frage gar nicht erwiedert, Rechberger bloß den treuesten Diener seines Herrn nennt und dessen schauriges Wesen nur ahnen läßt, wirkt ergreifend.**) Das Steigen des Todten aus dem Grabe ist freilich nicht recht klar; das Grab muß sich von selbst öffnen. Der Grabstein, auf dem er sich aufs Roß schwingt, ist wohl nicht ein auf dem Grabe sich erhebender Denkstein, sondern die geöffnet stehende Grabplatte. Der knappe, einfach bezeichnende Volkston***) ist glücklich getroffen, die Darstellung lebendig anschaulich und fast malerisch. Das gewählte einfache aus zwei Reimpaaren bestehende jambische, durch Anapäste belebte Strophenmaß entspricht ganz dem Inhalte und dem Ausdrucke. In der Uebersetzung der ähnlichen Geschichte von Graf Richard Ohnefurcht (vgl. S. 39 f.) findet sich dasselbe Versmaß, aber ohne Abtheilung in Strophen, da der regelmäßige Wechsel mit männlich und weiblich auslautenden Versen fehlt, und der Anapäst tritt nie ein.

---

*) Der Abt fragt gar nicht nach der Schuld, die er sich zugezogen, er freut sich, als er an dem Sporen sieht, daß er ein Reitersmann ist, den er gut gebrauchen kann.

**) Ritt Str. 14, 1 vom einhergehenden Pferde; denn der Schwarze ist eben das ledige Pferd.

***) Ihm gehört auch ring (statt des zusammengesetzten gering) Str. 16, 2 an, das sich fast nur in verringern erhalten hat. Schwab sagt so noch: „Sein Opfer wär' zu ring.“ — Die Stangen des Gebisses hält man dem Pferde, um es zum Stehen zu zwingen.

63. Der Graf von Greiers.

Am 30. Oktober 1829 in der nachgebildeten Nibelungenstrophe gedichtet, wie schon 1814 des Sängers Fluch, 1815 die Romanzen Graf Eberhard der Rauschebart. Eine volle Nachbildung der Nibelungenstrophe, in welcher der vierte Vers eine Hebung mehr hat und die Senkungen ausfallen können, haben wir hier nicht, nur zerfallen die sämmtlichen Verse, wie dort die drei ersten, in zwei Hälften von je drei Hebungen oder Hauptbetonungen, von denen die erste klingend, die zweite stumm auslautet*), d. h. die erste besteht aus viertehalben, die zweite aus drei Jamben. Freilich könnte man die Strophe auch achtversig lesen, so daß die reimlosen ungeraden Verse weiblich auslauteten, aber Uhland wollte eben die beiden Hälften des Verses als einen Vers gelesen wissen, so daß zwischen ihnen kein eigentlicher Absatz gemacht wird, sondern die Pause, die nur den unvollständigen vierten Jambus (ähnlich wie im Pentameter die Pause nach dem dritten unvollständigen Fuße) ausfüllt, und die Strophe bloß aus zwei Reimpaaren, nicht aus zweimal vier Versen besteht. Wenn Götzinger sagt, Uhland habe die in der rein jambischen Bewegung liegende Eintönigkeit durch den Gebrauch des Mittelreims in dem hintern Reimpaare zu mildern gesucht, so finden sich wirkliche Reime dieser Art nur ein paarmal in Graf Eberhard (1 Str. 6. 15. 3 Str. 8. 4 Str. 14), aber nicht allein im hintern, sondern auch im vordern Reimpaare (1 Str. 11. 2 Str. 7. 3 Str. 3), daneben vielfach Assonanzen besonders im zweiten, aber auch im ersten Reimpaare, zwischen Versen des ersten und zweiten, ja auch zwischen drei Versen (1 Str. 13). In

*) Vgl. Uhlands eigene Darstellung, Schriften I, 357 ff. Richtiger nimmt Simrock (Die Nibelungenstrophe und ihr Ursprung 1858) in der ersten Hälfte vier Hebungen an, wogegen sich u. a. Kleinpaul Poetik I, § 110 ausspricht.

unserer Ballade könnten wir Assonanzen bemerken im ersten (Str. 2. 8—10) und im zweiten Reimpaare (Str. 4 f.), einmal in Vers 1, 2 und 4 (Str. 3), ebenso in der Ballade des Sängers Fluch im ersten (Str. 3. 6 f. 9) und zweiten Reimpaare (Str. 9), aber auch zwischen dem ersten oder dem zweiten und dem dritten Verse (Str. 4. 7. 13. 16). Aber hierdurch wird die metrische Eintönigkeit nicht gemindert, diese Assonanzen wirken nur ähnlich wie die anklingenden Alliterationen, da sie an kein Gesetz sich binden, und nicht anders verhält es sich mit den Zwischenreimen. Nur in der Ballade des Sängers Fluch hat sich Uhland ein paarmal erlaubt, einen bezeichnenden Anapäst statt des Jambus eintreten zu lassen. Nach Uhland haben auch andere deutsche Dichter in ähnlicher Weise die Nibelungenstrophe angewandt.*)

Woher Uhland die hier benutzte Schweizersage schöpfte, ist nicht bekannt. Da Götzinger, dem dieser sonst Mittheilungen über seine Quellen machte, keiner solchen Angabe gedenkt, so erinnerte sich wenigstens Uhland einer solchen nicht mehr. Er hatte schon im Spätherbst 1806 die Schweiz besucht, im Juli 1820 sah er mit seiner jungen Gattin den größten Theil derselben; noch dreimal war er in den nächsten neun Jahren, einmal in Begleitung seiner Gattin, in dem ihn wunderbar anziehenden Lande der Berge und der Freiheit, zuletzt 1829. Daß er das Schloß Greiers, wie Uhland schreibt (Greyerz, Gruyères), eines der besterhaltenen der Schweiz mit Thürmen, Wällen und starken Mauern in einem der herrlichsten Alpenthäler der Schweiz im Kanton Freiburg in der Nähe des Berges Moleson, selbst gesehen, ist höchst wahrscheinlich. Die Sage lautet also.**) An einem Sonnabende begann die schöne Sennerin

*) Vgl. Kleinpaul § 111.

**) Vgl. Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern I, 295 ff.

Marguita mit sechs andern Personen auf der Schloßwiese zu Greiers einen der beliebten Ringeltänze, zu welchen man alle Bekannte aufzufordern pflegt, so daß ein solcher Reigen oft ungeheuer anschwillt und Tage lang fortgesetzt wird. So zogen denn die angeführten Tänzer auch den Grafen Rudolf von Greiers in ihren Ringeltanz, der diesmal durch das ganze untere Land, dann ins obere hinein ging und erst am Dinstagmorgen auf dem Markte zu Saanen endigte, nachdem sich siebenhundert Personen, Jünglinge und Männer, Mädchen und Frauen, angeschlossen hatten, unter denen der Graf lustig sprang, tanzte und sang. Kurze Zeit darauf lud er alle Senner und Sennerinnen zum Schwingen, Tanzen und Singen auf einer hohen Alp ein, wo er ein Lager hatte errichten lassen. Aber ein furchtbares Wetter zerstörte die Zelte und trieb die muntere Gesellschaft auseinander. Alle wußten sich vor der entsetzlichen Ueberschwemmung in Felshöhlen oder Sennhütten zu retten; nur der Graf wäre beinahe in einem angeschwollenen Giesbach ertrunken. Aus Dankbarkeit für die an diesen Tagen genossene Freude schenkte er Marguerita die schönste Alpentrift. Uhland mußte zunächst die Sage vereinfachen, er konnte nur einen Ringeltanz von der Schloßwiese aus brauchen, dem er den gefährlichen Ausgang geben mußte; aber nicht zufällig durfte jener in den Ringeltanz gezogen werden. An einem schönen Morgen, wo der junge Graf (Str. 1, 1. 4, 4), vor seinem Schlosse stehend, die Spitzen (Hörner nach dem schweizerischen Sprachgebrauch) der Berge von der aufgehenden Sonne vergoldet, dagegen die obere Bergweide (die Alpe)*) noch vom

Die grüne Schloßwiese als Ort fröhlicher Feier kommt schon nach der greierzschen Fehde mit der Schweiz vor.

*) Vgl. die Erläuterungen zu Schillers Wilhelm Tell S. 125, zu Goethes Faust S. 134. — Der letzte im sechzehnten Jahrhundert gestorbene Graf war so verschuldet, daß er sein Land an die Städte Bern und Freiburg verkaufen mußte.

Nebel bedeckt sieht, zieht ihn eine nie empfundene Sehnsucht nach diesen Alpenthälern hin, deren sich Sennen und Sennerinnen erfreuen*), während er allein in seinem öden Schlosse weilen muß. Da hört und sieht er den Ringeltanz den Berg heran zur Schloßwiese ziehen und hier im Tanz sich schwingen, was durch das Schimmern der sich bewegenden weißen Aermel und das Flattern der bunten Bänder an den Hüten und die den Zug begleitenden, zum Tanze aufspielenden Schalmeien bezeichnet wird.**) Zu dem ganz entzückt dastehenden Grafen kommt die jüngste und schlankste der Sennerinnen, faßt ihn bei der Hand, und zieht ihn nach der Sitte in den Kreis der Ringeltanzenden***), die ihn mit dem gangbaren, die Person nennenden Sangverse umringen und mit sich führen. Den langen Zug, der durch die Dörfer (wo man in die Häuser dringt und zum Anschlusse auffordert) über Wiesen durch Wälder bis zur hohen Alpe tanzend und singend sich bewegt†), beschreibt Str. 5 sehr anschaulich. Sonderbar meint Notter (S. 406), die Beschreibung erinnere fast an die berüchtigte Tanzsucht des vier-

*) Die dich befahren. Man sagt zur Alpe fahren. Schiller braucht so auch Fahrt, zu Berge fahren.

**) Nah und näher, immer näher. Vgl. oben S. 165*. — Klingen an sein Ohr, kühne Verbindung für „bringen klingend an sein Ohr". Vgl. Ballade 84 Str. 9, 1.

***) Maienreis. Mai heißt eigentlich jeder zum Maifeste aufgepflanzte Baum, besonders die hochaufschießende Birke, der zum Maifeste beliebte Baum (Maibaum). Die Franzosen brauchen so mai. — Reis, wie Schoß, vom schlanken Baume. — Zum Bilde vgl. die Stelle der Odyssee VI, 162 ff.

†) Raffen hin, reißen fort, obgleich sie keine Gewalt gebrauchen, da er willig an der Hand der jüngsten Sennerin sich dem Zuge anschließt. — Sprung- und Reigenlied, indem sie springend und singend weiter ziehen. — Die Alpen. Die auch neben der Einheit von der Weide eines Berges gebräuchliche Mehrheit ist hier bezeichnender.

zehnten Jahrhunderts und gebe jedenfalls ein übertriebenes und deshalb kein liebliches Bild. Aber Uhland schildert nur die wirkliche Art dieser Ringeltänze, wie sie nicht allein in der Schweiz, sondern auch anderswo sich fanden, wie z. B. in Straßburg Kaiser Sigismund so von Frauen aus dem Bette geholt wurde und mit ihrem endlich zur Zahl von 150 anschwellenden Zuge durch die ganze Stadt tanzen und singen mußte. Die Darstellung ist keineswegs übertrieben, nur anmuthig belebt, bloß die Bezeichnung, „wo Glied sich reiht an Glied", ist etwas steif. Str. 6 bildet sehr glücklich den Uebergang zu dem am Abend des dritten Tages ausbrechenden Gewitter durch die Darstellung der Sorge, die man auf dem Schlosse um den Grafen hat, von dessen Anschluß an den Ringeltanz man dort nichts bemerkt hatte. Die Angst um ihn muß bei dem Ausbruche des schrecklichen Unwetters steigen, was freilich der Dichter nicht andeutet, doch ergreift die Angst um ihn jetzt den Zuhörer. Str. 7 hören wir, wie er, in der argen Gewitternacht von der Wasserflut des Wolkenbruches fortgerissen, endlich am Fuße des Schloßberges, indem er einen Ast verzweifelnd ergreift, sich auf das feste Land schwingt.*) Das erste Wort des Geretteten ist der Ausdruck des Gefühls, daß er wieder an seinem Schlosse ist, das er nie wiederzusehn gefürchtet hatte. Dann aber nimmt er auf ewig Abschied von dem Zusammenleben mit Sennen und Sennerinnen, von denen ihn der Wolkenbruch fortgeschwemmt und ihm fast den Tod gebracht, während alle übrigen, wie er in seiner Verdüsterung

*) Von der Ueberschwemmung des Wolkenbruchs geht der Dichter zu dem Bache am Fuße des Schlosses über, der schrecklich angeschwollen ist. Während eben ein jäher, rasch niederfahrender (vgl. Ballade 84 Str. 2, 4) Blitz die Nacht erhellt, sieht man vom Schlosse aus den mit den Wogen ringenden, sich mit Mühe rettenden jungen Grafen. Wogen wird kühn, aber bezeichnend von dem von der Flut hin- und hergetriebenen Grafen gebraucht, da es sonst nur von den durch Wind bewegten Gegenständen, wie Meer, Saaten, Fahnen, steht.

annimmt, vor dem wilden Elemente sich zu flüchten gewußt. Notter meint, daß der Graf allein von dem Wolkenbruch weggeschwemmt worden, sei so unglaublich, daß der Dichter es, selbst wenn es eine feststehende Thatsache wäre, sich nicht hätte gestatten dürfen. Aber nehmen wir wirklich an, daß keiner der Sennen und Sennerinnen vom Wetter fortgerissen worden, diese kannten eben die Gefährlichkeit desselben, und sie wußten auf der Alpe sich sogleich zurecht zu finden, sie suchten, wie sie in solchem Falle gewohnt waren, in einer Sennhütte oder in einer Felsenkluft sich zu retten, während der junge Graf dem Wetter trotzte und nicht an Flucht dachte. Daß seine selige Freude*) so traurig gestört und er allein weggeschwemmt worden, nimmt er in der ihm eigenen düstern Seelenstimmung für einen Wink des Schicksals, daß solche Freuden nicht für ihn seien, daß er für sich allein im öden Schlosse weilen müsse. Seltsam ist es, wie Notter schreiben konnte: „Die Schlußverse, so schön sie sind, klingen fast wie eine leise Parodie auf die bisweilen gehörte Betheuerung dieses oder jenes Fürsten, wie lästig ihm der Schimmer der Krone falle und wie gern er mit dem Schäfer auf der grünen Aue tauschen möchte — eine Last, von welcher er sich jeden Augenblick befreien könnte, wär' es ihm mit der Klage recht Ernst!" Der junge Graf sieht ja in dem fürchterlichen Gewitter, das gerade seinen ersten Versuch, sich an der Freude der Sennen und Sennerinnen zu betheiligen, so schrecklich gestört und das ihm fast den Tod gebracht hat, eine herbe Mahnung, sich von solchem Glücke**) fern zu halten.

*) Das Schwingen durfte Götzinger nicht mit den gefährlichen Schwingfesten, wie sie noch heute besonders im Entlebuch gangbar sind, in Verbindung setzen. Schwingen bezeichnet hier eben nur, daß er im Tanze sich schwang, und ist eine nähere Bezeichnung zu Tanzen. Vgl. 64 Str. 2, 1.

**) Paradies, wie Goethe sogar die Mehrheit zur Bezeichnung von seligstem Glücke braucht.

Mit besonderm Schmerze nimmt er von der schönen jungen Sennerin, an deren Hand er den Ringeltanz mitgemacht, Abschied; er bezeichnet sie als eine Alpenrose, die für ihn unerreichbar sei, da er von der grünen Alpe, nach welcher er sich gesehnt, jetzt durch den Spruch des Himmels ausgeschlossen ist. Sie darf ihn nicht mehr berühren, wie tief schmerzlich ihn gerade auch diese Trennung trifft.*) Fast könnte man meinen, es ergreife ihn mit besonderer Bitterkeit, daß diese sich von ihm getrennt, sich ohne ihn gerettet habe. So endet also die Ballade mit der durch die traurige Störung seines ersten Versuches, sich am Genusse des Volkes zu betheiligen, in ihm erregten Verzweiflung, diese Sehnsucht nach der Alpe befriedigen zu dürfen. Diese Verzweiflung, durch welche Uhland der Sage erst einen dichterischen Abschluß gab, beruht freilich auf einer krankhaften Auffassung. Wer aber möchte behaupten, daß die schreckliche Noth einer solchen Nacht in einem zu träumerischem Versinken geneigten Gemüthe, das nach dem ersten Versuche, aus sich heraus ins fröhliche Volksleben zu treten, wieder in sich zurückgescheucht worden, dieses Gefühl nicht erregen könne? Ob diese Verzweiflung nachhaltend wirke, das geht den Dichter nichts an, der eben nur das Gefühl des Grafen als ein aus tiefster Seele stammendes, durch das Erlebte hervorgerufenes darstellen will.

64. Graf Eberstein.**)

Diese heiterste und leicht fließendste aller uhlandischen Balladen ward am 9. Januar 1814 gedichtet. Zur besondern Reimform vgl. S. 53. In Goethes Braut von Korinth treten die beiden

*) Ich fühl's, daß dieses Glück mir nicht beschieden. — Der Brand, den selbst die kalte Woge, die ihn noch schauern mag, nicht löscht, ist gerade der Schmerz um diesen Verlust seines seligsten Glückes.

**) Vgl. Eichholtz S. 9.

kurzen Verse zwischen das letzte Reimpaar. Sonderbar spricht Eichholtz von „daktylischen Tanzrhythmen".*) Nach Uhlands eigener Aufzeichnung liegt hier die Erzählung der Eberstein im ersten, 1812 erschienenen Bande von Fr. Dav. Gräters Zeitschrift Iduna und Hermode zu Grunde. „Eine hochherzige Geschichte! Kaiser Otto belagerte des Grafen Feste lange vergeblich. Eine Kriegslist sollte endlich bewirken, was die Kraft nicht that. Graf Eberstein wurde zu einem Turnier und Tanz nach Speier eingeladen. Er erschien und zeigte sich auch da als den mannlichen Ritter in Kampf und Tanz. Die Kaisertochter, deren Leib er eben umschlang, verrieth ihm während des Tanzes den heimlichen Anschlag auf seine Burg. Eberstein verließ in der Nacht den Tanz und war mit Tagesanbruch wieder der Vertheidiger seiner Feste. Kaiser Otto fand den Ritter bewundernswerth und die Hand der Prinzessin, die ihm schon das Herz geschenkt hatte, war von beiden Seiten der Kampfspreis und das frohe Ende der langen Belagerung." Die ungeschickte Erzählung Gräters**) hat Uhland auf das schönste belebt, wobei er den echten Volkston künstlerisch gehoben hat. Weder den Namen des Kaisers noch den des Grafen gibt er an, was dem angeschlagenen Tone durchaus entspricht. Der erste geschichtlich bekannte schwäbische Graf von Eberstein ist Berthold. Der Parallelismus der beiden Tanzfeste***) mit der dazwischen treten-

*) In den beiden ersten Versen sind alle Füße mit Ausnahme der ersten jambischen Anapäste, im fünften, sonst den beiden ersten gleichen steht Str. 1, 7 ausnahmsweise im ersten Fuße ein Anapäst, Str. 3, 5 f. im zweiten ein Jambus. Die kleinern Verse sind jambisch, nur Str. 6. 3 beginnt anapästisch (Euer, wie Str. 3, 1).

**) Ausführlich gibt die Geschichte Martin Crusius im zweiten Theile der Annales Suevici (VI, 3), und nach ihm Lehmanns Speiersche Chronik, auch Grimm im zweiten Bande der deutschen Sagen.

***) Hebt sich (Str. 1, 1), nach älterm Gebrauche, wie bei Luther häufig.

den gleichfalls als ein Tanzen bezeichneten Vertheidigung der Feste und der Andeutung, daß das Tanzen mit des Kaisers Töchterlein ihm den Anschlag verrathen und ihre Verbindung den Streit fröhlich beenden werde, schließt sich höchst glücklich mit geschickter Ueberspringung der Verhandlungen wegen des friedlichen Aufgebens der Belagerung zu einem lebendig bewegten Ganzen zusammen. Die lose Mahnung des Grafen im Brauttanze, daß heute Nacht ein Schlößlein gefährdet sei, gleichsam zur Erwiederung der frühern von der Prinzessin beim festlichen Reigen erhaltenen Kunde, wächst aus der Dichtung gleichsam als krönende Blume heiter hervor. Daß die Prinzessin aus Liebe den Anschlag verräth, ist nur angedeutet (Str. 2, 2), wie auch die Lust des seligen Bräutigams mit denselben Worten (Str. 8, 2), und in der Rede an den Kaiser der Tochter Verrath (Str. 6, 2 ff.). Glücklich ist das heimliche Entweichen des Grafen Str. 3, 1 ff. bezeichnet.

65. Schwäbische Kunde.*)

Dieses leuchtende Muster einer glücklich gewendeten, echt volksthümlich gehaltenen Anekdote dichtete Uhland am 6. Dezember 1814. Aber schon vorher schwebte ihm eine ähnliche Behandlung der Sage von dem Heldenstücke eines Deutschen in einem Kreuzzuge vor, die

---

Vgl. 2 Samuel 18, 16. Aber auch Platen und andere neuere Dichter brauchen so heben für erheben. — Statt mit Fackeln (2) erwartete man bei Fackeln, da hier an keinen Fackeltanz zu denken. — Springen führt den lustigen Tanz weiter aus, wie in der vorigen Ballade Tanzen und Schwingen steht. Fackeln und Kerzen erhellten den Saal (Ballade 1 Str. 3, 1); die Fackeln haben wir uns wohl zunächst am Eingange zu denken. — Im luftigen Reigen (Str. 2, 1). Späterer Druckfehler war lustigen. Luftig deutet auf das leichte Heben der Füße.

*) Vgl. Eichholtz S. 9 ff. Kunde steht im Sinne von Sage. Vgl. S. 17. 40 f.

er nur in eine frühere Zeit versetzen wollte. Erhalten ist uns der in bester Laune ausgeführte Anfang einer, wie Keller sagt, auf der Schwelle zwischen der alten Romantik und der spätern historischen Richtung des Dichters stehenden Dramatisirung der Sage von Karl dem Großen in Jerusalem, die wir erst 1836 aus dem altfranzösischen Gedichte, das Francisque Michel nach einer Handschrift des britischen Museums herausgab, vollständig kennen gelernt. Es sollte die Rückreise des Kaisers und seiner „treuen zwölf Begleiter" von Jerusalem schildern. Außer dem Prolog des Herolds ist nur der Anfang einer Szene enthalten, wo die Reisenden zum Zelte des Schweinehüters des Königs Hug kommen, der dem Kaiser „ein Gläschen edeln Cyperweins" kredenzt. Von Karls Rittern treten hier Nayms, Olivier, Roland und Turpin auf. Aber aus Versen, die sich nachträglich am Rande finden, ergibt sich, daß Uhland auch Gerold von Schwaben hier am Hofe des Königs einführen und ihm jenen Schwabenstreich zutheilen wollte. Diesem gehören die Verse:

Soll ich an solchem Hofe bleiben,
So muß ich eben Schwänke treiben.

Außer diesen findet sich der Schluß der Geschichte:

Sie sprachen: „Sag' uns, Ritter werth,
Wer solche Streiche dich gelehrt,
So starke, wundergleiche?"
Herr Gerold sprach: „Was fragt ihr lang?
Die Streiche sind bei uns im Schwang;
Man heißt sie Schwabenstreiche."

Als der Dichter die Vollendung des Stückes aufgegeben, beschloß er die Verherrlichung des ungeschlachten Schwabenstreiches in einem eigenen Gedichte auszuführen, dabei aber die überlieferte Zeitbestimmung zu befolgen. Er kannte die Geschichte wohl aus den ihm nahe liegenden, freilich zu Ballade 64 noch nicht be-

nutzten Annales Suevici von Crusius*), der sie nach dem byzantinischen Geschichtschreiber Nicetas aus Chonä in kürzerer Fassung also berichtet: „Auf diesem Zuge (dem Kreuzzuge von Friedrich Barbarossa) soll ein Alemanne von riesigem Körper und ungeheurer Kraft weit hinter den Seinen zurückgeblieben sein, da er langsam sein durch die Anstrengung ermüdetes Pferd führen mußte. Fünfzig Sarazenen beschossen ihn aus der Ferne mit Pfeilen**), doch da er durch seinen Schild und seinen starken Panzer geschützt war, verfolgte er ungestört seinen Weg. Als aber einer von den Feinden, den seine Kühnheit stach, an ihn heranritt und mit dem Schwerte auf ihn schlug, hieb dieser mit starker, heldenhafter Hand die beiden vordern Füße des feindlichen Pferdes mit einem Schlage ab. Und da dieser noch auf dem gefallenen Pferde sitzen blieb, hieb er Kopf, Brust, Bauch, ja auch den Sattel des Pferdes mit einem Schlage seines Schwertes durch, so daß er auch noch den Rücken des Thieres verwundete.“ Höchst unwahrscheinlich ist es, daß Uhland, der hier schon die nöthigen Züge zu seiner dichterischen Behandlung vollauf fand, auf die Darstellung des Nicetas (p. 543 Bekker) zurückgegangen sei***), die keinen neuen Zug bietet, nur die Geschichte in die Nähe von Ismael verlegt (sie ereignete sich vor der Schlacht bei Ikonium) und hinzufügt, die andern Feinde seien darauf geflohen (was Uhland aus eigenem Mittel hinzuthat, um die Wirkung des grausen Hiebes zu schildern), der Alemanne aber sei wie ein seiner Kraft vertrauender Löwe langsamen Schrittes

*) Wir geben die Stelle in wörtlicher Uebersetzung. Vielleicht benutzte Uhland die unter von Mosers Leitung 1733 erschienene deutsche Uebersetzung.

**) Wenn Uhland V. 22 von Spießen, 25 von Pfeilen spricht, so sind auch wohl unter den Spießen Pfeile zu verstehen.

***) Da Götzinger von Uhland nichts darauf Bezügliches vernahm, so muß dieser wohl die Quelle, woraus er die Ballade genommen, vergessen gehabt haben.

weiter gegangen und Abends bei den Seinen angekommen. Ebenso wenig dürfte Uhland die Geschichte aus Gottfrieds (Abelins) historischer Chronica oder gar aus der Türkenpredigt „Auf, auf, ihr Christen!" des Schwaben Abraham a sancta Clara kennen gelernt haben, der freilich den Helden „Alleman und Schwab" nennt, aber den von Uhland benutzten Zug übergeht, daß die fünfzig Türken zuerst mit Pfeilen geschossen, bis sich einer in seine Nähe gewagt. Die Einleitung und der Schluß, die dem Gedichte erst seinen Halt und seine Bedeutung geben, sind ganz Uhlands Eigenthum, der auch den schlichten und treuherzigen Ton von Hans Sachs hier glücklich getroffen hat, wobei er sich auch einmal launig des schwäbischen forcht sich nit bedient, um gleichsam die echt schwäbische Furchtlosigkeit desto lebendiger hervortreten zu lassen, wie er am Schlusse dem Schwaben sein halt in den Mund legt. Daß in so früher Zeit von Schwabenstreichen in dem neuern Sinne, auf dem eben die launige Spitze beruht, noch nicht die Rede sein konnte, da diese Bedeutung von Streich viel jünger ist, kümmert den Dichter nicht, der es auch nicht unterlassen konnte, der deutschen Trunksucht gelegentlich zu spotten. Der ältern Sprache gehören lobesam (ein allgemein lobendes Beiwort, wie ehrenwerth), der Gebrauch von Märe für Pferd, thät mit Infinitiv, spöttlich und was Arbeit an. Redensarten des Volksmundes sind glücklich benutzt, wie V. 9, 27. V. 6 schwebt einem Steine für Brod geben (vgl. auch Matth. 4, 3) vor. Der Vers ist der einfache vierfüßige Jambus, zuweilen um eine Silbe vermehrt. Einmal wird hinter am Anfange des Verses jambisch gebraucht; noch härter sind die beiden beginnenden Jamben fünfzig türkische. Ein Anapäst tritt nur zuweilen ein (V. 10, 20, 40, 42, 47). Auffällt, daß 45 'ne steht, während 40 einen, nicht 'nen, den Vers anfängt. Daß die nachkommende Christenschar (gleichfalls

Krieger) mit gutem Bedacht das verendete Pferd und zu beiden Seiten die Hälfte eines Türken sehen, deutet darauf, daß sie nach einem solchen dem Feinde eingejagten Schrecken ruhig sich das Wunder ansehn können, nicht mehr die Feinde fürchten. Wenn Götzinger dazu bemerkt: „Im Gegensatz zu dem unbedachten und zornmüthigen Schwaben“, so stellt er damit die ganze Schilderung auf den Kopf; denn an nichts weniger als an Bedachtsamkeit fehlt es dem Schwaben, der ruhig, ohne sich zu fürchten, die Feinde nach ihm schießen läßt, nur zuletzt, über die Keckheit erbittert, sich seiner Haut wehrt. Wir haben gerade hier ein Bild des tüchtigen Schwaben, der lange ruhig alles erträgt, erst wenn es ihm zu toll wird, tapfer drein schlägt. An nichts weniger als an einen Gegensatz ist zu denken. Anstoß nehmen könnte man daran, daß sich nicht ergibt, woher man weiß, daß gerade der Schwabe an dem Türken den Meisterstreich gethan.*)

66. Die Rache.

Am 3. Februar 1810 gedichtet. Die rasch erfolgende Rache des frevlen Knechtes, der, um selbst Ritter zu werden, seinen Herrn erstochen hat, findet einen durch seine Einfachheit um so ergreifendern Ausdruck. Gerade das, was seine Ehrsucht gereizt, die schmucke Ritterrüstung und das edle Pferd, bereitet ihm den Untergang, als er sich ihrer zuerst voll erfreuen will. Die kurzen Strophen aus einem Reimpaare von vierfüßigen, durch Anapäste lebhaft bewegten Jamben, wie sie schon das Volkslied kennt, sind höchst wirksam. Vgl. Ballade 23. In Ballade 14 sind je zwei Reimpaare zu einer Strophe verbunden. Zu einem schalkhaften Liede ist dasselbe Strophenmaß Ballade 54 verwandt, zu einer heldenhaften Ballade mit sparsamerer Anwendung der Anapäste Ballade 68.

*) V. 51 stand ursprünglich Sag, 52 dich. Die Aenderung der ersten Ausgabe in Sagt und euch hat Uhland in der zweiten Ausgabe zurückgenommen.

67. Das Schwert.*)

Bereits am 28. Januar 1809 gedichtet. Es ist eine eigenthümliche Wendung der erst drei Jahre später bearbeiteten Sage von Siegfrieds Schwert. Der Spott des Schmiedes, daß der Heldenjüngling für ein gutes Schwert, das er sich bestellt hat, noch zu schwach sei, gibt diesem die Kraft, es zu führen; der ritterliche Muth, der ihn durchdringt, steigert seine Stärke, so daß er kann, was er will. Dem Vorschlag des Schmiedes gegenüber, er wolle es ihm bis morgen leichter machen, entgegnet der junge Held, den es treibt, sich als Ritter zu bewähren: nein, heute wolle er das Schwert brauchen, und dazu bedürfe er nur der vollen ritterlichen Kraft, die er in sich fühlt. Sehr schön tritt dem Wiegen in freier Hand das Schwingen des mit Heldenkraft angespannten Armes entgegen. Die knappe Darstellung ist höchst wirksam.

68. Siegfrieds Schwert.**)

Am 8. Januar 1812 ausgeführt. Zu Grunde liegt die Sage des Volksbuches vom gehörnten Siegfried, daß dieser, als er von seinen Eltern wegzog, zu einer Schmiede an einem Walde kommt, wo er beim Meister sich verdingt. „Wie nun der Meister seinen neuen Jungen oder Knecht zur Arbeit anspannt, schlägt derselbe mit so grausamer Stärke auf das Eisen, daß es davon entzwei ging und der Amboß fast halb in die Erde sank.“ Vgl. dazu die ältere Darstellung des Liedes von Siegfried bei Grimm „die deutsche Heldensage“ S. 72 und die Wilkinasage daselbst S. 73, wonach beim ersten Schlage der Amboßstein zerspringt, der Amboß

*) Vgl. Foß in Herrigs Archiv XXVIII, 195 ff.

**) Vgl. Foß a. a. O. 198 ff., der das Gedicht für eine Märe erklärt und sich in ganz fremden Betrachtungen und Vergleichungen ergeht, über denen er das eigentliche Verständniß des Gedichtes ganz außer Augen setzt.

in den Untersatz hineinsinkt, die zerbrochene Stange und der Hammerstiel umherfliegen. Wenn in der Sage Siegfried bei dem Schmiede Dienste nimmt wie ein anderer Schmiedeknecht, um seinen Unterhalt zu verdienen, so treibt es bei Uhland den „stolzen" (muthbeseelten) Knaben auf die Wanderschaft, da er es im Hause der Eltern nicht aushalten kann, aber bald erfaßt ihn, der nur einen Stecken führt, das Verlangen nach einem Ritterschwerte, da er so viele gewappnete Ritter an sich vorüberziehen sieht, und so bittet er den Meister der Schmiede, ihn die Kunst zu lehren, ein gutes Schwert zu machen, wie er es bedarf. Sein Arm aber hat eine solche Riesenstärke, daß der Amboß davon tief in die Erde sinkt, und alles Eisen, was auf den Amboß kommt, zerspringt von der Wucht seiner Schläge in Stücke. Als endlich nur noch eine Eisenstange übrig ist, schmiedet er sich daraus ein starkes Schwert, mit dem er nun seine Ritterschaft antritt, da es ihn treibt, den Kampf mit Riesen und Drachen zu bestehn. Die Schwäche der Dichtung liegt darin, daß nicht zu ersehn ist, wie es kommt, daß es bei der letzten Eisenstange ihm gelingt, wirklich ein gutes Schwert zu schmieden, auch diese nicht in Stücke springt. Echter Volksgeist belebt die knappe, frische, immer den Nerv der Sache treffende Darstellung, aus der uns das Bild des von seinem Geiste getriebenen, sich seinen Weg bahnenden Jünglingsknaben entgegentritt, der seine Kämpfe mit derselben Thatkraft bestehn wird, mit welcher er sich sein Heldenschwert verschafft hat.

69. Klein Roland.*)

Schon vor dem Besuche von Paris, am 17. und 18. Dezember 1808, gedichtet, aber erst in der Gedichtsammlung erschienen. Nach

*) Vgl. Eichholtz in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen (Berlin) 1871

Uhlands eigener Mittheilung in einem Brief an Alexander Kaufmann (auch Götzingers Angabe wird auf Uhlands Mittheilung beruhen) nahm er die Sage aus der deutschen Uebersetzung der spanischen Noches de Inuierno (Winternächte) von Antonio de Esclava (1609), welche Matthäus Drummer von Papenbach 1713 zu Nürnberg erscheinen ließ. Die Sage lautet hier, in wesentlicher Uebereinstimmung mit dem italienischen Volksbuche Reali di Francia, kurz also. Bertha, Karl des Großen schöne Schwester, wird von Milon von Anglante verführt; Karl verurtheilt sie zum Tode, doch gelingt es ihr mit ihrem Verführer nach Italien zu fliehen, wo sie in einer Felsschlucht bei Siena einen Sohn gebiert, der von dem Hinunterwälzen in der Schlucht Rodando genannt wurde, woraus man später Orlando machte. Der Vater, der die Seinigen mit seiner Hände Arbeit ernährt, versinkt in einem Bache, als der Knabe vier Jahre alt ist. Dieser ging täglich, um Almosen zu sammeln, nach Siena. Bald ward er bei den Knaben beliebt, wie er durch die sein Alter übersteigenden Kräfte sich vor allen auszeichnete. Da Orlando einst gar übel angezogen erschien, beschlossen sie ihn auf ihre Kosten zu kleiden. Die Knaben jedes Stadtviertels kauften ein Stück Tuch von verschiedener Farbe und ließen ihm so einen langen Rock von vier verschiedenen Farben machen. Als Karl der Große auf der Rückreise von Rom nach Siena kam, erhielt Orlando, wie alle Armen, Almosen im kaiserlichen Palast. Einst, wo er zu spät sich eingefunden, drang er in das Gemach des Kaisers und nahte sich der Tafel, von der er eine silberne Speiseschüssel nahm, die er unerschrocken forttrug und seiner Mutter brachte. Trotz des Verbotes derselben betrat er am

(B. XXV) 2 ff. Hieckes gesammelte Aufsätze S. 15 ff. Schleusinger im ansbacher Programm 1876.

folgenden Tage wieder den Palast und schlich sich zur Tafel. Als er eben nach einem großen vergoldeten Becher griff, schrie der Kaiser ihn laut an, er aber ließ sich dadurch nicht erschrecken, sondern faßte den Kaiser mit der Linken an seinem grauen Barte und sprach: „Eines Kaisers Stimme ist nicht stark genug, mich zu erschrecken!", und somit entführte er den Becher. Der Kaiser befahl vier Truchsessen dem Knaben zu folgen, die dann Bertha entdeckten; drei derselben kehrten zum Kaiser zurück, um Karls Gnade für sie zu erflehn. Als er aber vernimmt, daß es seine Schwester sei, läßt er sie durch Frauen und Jungfrauen holen; doch bei ihrem Anblicke übermannt ihn der Zorn, daß er sie mit einem Fußtritt zur Erde stößt. Orlando, darüber erbittert, greift den Kaiser selbst an, und er hätte ihn getödtet, wenn nicht die Hofherren den Knaben weggerissen hätten. Der Kaiser sieht seine Uebereilung ein und läßt der Schwester die versprochene Gnade zu Theil werden, der sodann auch der durch Zauber ferngehaltene, jetzt wiedergefundene Milon theilhaft wird.*)

Die Abweichungen, welche sich Uhland zu seinem Zwecke gestattet hat, sind höchst glücklich. Milon ist wirklich todt, nicht bloß verzaubert; durch das Wiedererscheinen desselben erhält die Handlung einen ungehörigen Zusatz, der die Wirkung schwächt. Roland bettelt nicht, sondern dringt gleich zur Königstafel vor. Auch kehrt er nicht erst am zweiten Tage, sondern sofort zurück, wobei des Verbotes der Mutter nicht gedacht wird. Hier ist die Erzählung absichtlich etwas dunkel gehalten; wir hören nicht, daß er die Schüssel irgendwo hinstellt, und müssen glauben, daß er sie gleich zu der Mutter getragen; denn hätte er sie irgendwo in der Nähe

*) Ausführlich hat auch diese spätere Umdichtung der Sage Ferdinand Wolf in der Schrift „über die neuesten Leistungen der Franzosen für die Herausgabe ihrer National-Heldengedichte" (1833) besprochen. Sonst vgl. über die Sagen von Bertha Simrock „Bertha die Spinnerin" (1855) S. 50 ff.

hingestellt, so müßten wir dies Str. 25 hören, wo gleichfalls die Erzählung nicht ausgeführt ist, aber jedenfalls trägt er dort allein den Goldpokal. Auf den Ruf des Kaisers, faßt er diesen nicht unschicklicherweise am Barte, noch erklärt er, daß eines Königs Stimme (die zu Grunde liegende Erzählung wechselt zwischen Kaiser und König) ihn nicht schrecken könne; statt dessen tritt ein höchst anziehendes Gespräch zwischen Karl und Roland ein, in welchem sich ein köstlicher Humor entwickelt, Roland seiner Mutter gedenkt und dadurch das Verlangen des Kaisers erregt, diese kennen zu lernen, während in der von Uhland benutzten Fassung Karl nur aus Neugierde, wohin der Knabe gehe, vier Truchsesse absendet. Das Bild Rolands tritt hier sehr lebhaft hervor. Der Kaiser erkennt nach Uhlands glücklicher Aenderung seine Schwester sofort und wird durch ihr Unglück tief bewegt; die Mißhandlung fällt weg, und wenn auch augenblicklich der Grimm über die Entehrung des Adels seines Geschlechts erwacht, so wird dieser doch verscheucht, als der liebe Knabe, dessen ritterliches Wesen ihn so innig anzieht, seine hellen Augen zu Karl erhebt, der sich selbst als Bruder seiner Mutter zu erkennen gegeben hat. Daß seine Mutter von hoher Herkunft sei, hatte er gewußt, aber nicht, wer sie sei. Vortrefflich ist der Uhland angehörende Schluß, worin Bertha, wie von vorschauender Begeisterung ergriffen, dem Bruder verkündet, daß ihr Roland ihm reichlich die ihr jetzt erzeugte Gnade vergelten werde. So tritt neben das Bild des treu gemüthlichen, heldenhaft starken, unerschrockenen Knaben der künftige Held in anmuthiger Beleuchtung hervor. Erst hierdurch erhält die italienische Umdichtung der alten Sage ihre lebendige Einheit.

Ausgezeichnet gelungen ist auch die Komposition. Nachdem Bertha und im Gegensatze zu ihr der junge Roland bezeichnend eingeführt sind, hören wir, welches Mißgeschick des Königs Schwester

betroffen hat, wie ihr Gemahl, mit dem sie den Palast des Bruders verlassen, gestorben und sie in Noth zurückgelassen hat, da sie den Zorn des Bruders fürchten muß.*) In ihrer Noth muß sie jetzt der Anblick des Kleinen trösten, der ihr allein geblieben; sie ruft ihn zu sich, aber doch muß sie ihn sofort wieder ausschicken, um Almosen für ihre Dürftigkeit zu erbetteln. Daß er heute zum erstenmal betteln gehe, ist nicht anzunehmen. Nachdem in den fünf ersten Strophen der traurige Zustand Berthas zur lebhaften Darstellung gelangt ist, werden wir in den Glanz der offenen kaiserlichen Tafel versetzt (Uhland braucht immer König, da Karl römischer König war)**), und der Gegensatz zwischen dem beiderseitigen Zustande wird ausdrücklich hervorgehoben. Die Szene zwischen Karl und Roland, dessen feine Körperbildung, besonders in den Gesichtszügen, schon vorher bezeichnet ist,***) tritt höchst anschaulich in die Mitte des Gedichts, wobei die auffallende bunte Tracht†) des Knaben, welche sonst auf unedle Geburt deutet, hier aber ihre besondere Beziehung erhält, und dessen edler vornehmer Sinn zur Erscheinung kommen.

---

*) Wenn Eichholtz an dem Gegensatze zwischen Liebe und Ehre in Berthas Munde Anstoß nahm, so übersah er, daß Pracht und Ehre zusammengehört und den Glanz des Hofes bezeichnet, den sie aus Liebe verlassen. Uebrigens nimmt Uhland an, Bertha sei mit ihrem Geliebten geflohen, noch ehe Karl von ihrer Schuld gehört und sie zum Tode verurtheilt. — Str. 4, 2 stand früher „Nur Ehr' und Freude mir". Die jetzige Lesart „Nun Ehr' und Liebe mir" schließt besser an das Vorige an. Früher hatte sie die Ehre des Hofes verlassen der Liebe wegen, die Liebe, der sie gefolgt, verließ sie aber mit Milons Tod; jetzt muß ihr einziger Roland ihr beides sein.

**) Wenn die Diener nicht bloß mit Schüsseln, sondern auch mit Pokalen laufen, so holen sie die geleerten Pokale zum Büffet und bringen sie gefüllt zurück, oder sie tragen neue Pokale mit andern Weinsorten.

***) Ein feiner Knabe, wie in Goethes Erlkönig in der Anrede feiner Knabe.

†) Vierfarb, die ältere richtige Form, wie Uhland auch rosenfarb hat.

Durch die Bettlerschar drängt er sich zu der glänzenden Tafel hin, und er bedenkt sich nicht von dem erstaunlichen Reichthum derselben Speise und Trank für seine vornehme, jetzt so leidende Mutter zu nehmen. Erst holt er eine Speiseschüssel, dann will er den glänzenden Goldpokal Karls nehmen, zu dessen Gutmüthigkeit ihn das Herz zieht. Daß andere Große neben diesem gesessen, bleibt unerwähnt. Die Aeußerung des ihn anrufenden Königs,*) er mache es, als ob er in der freien Natur wäre, wo man nur zuzugreifen brauche (freilich stimmt der grüne Wald (Str. 15, 4) nicht zur folgenden Strophe), veranlaßt die Erwiederung, er nehme es für seine Mutter, die sich nicht wie die Bäuerin mit gewöhnlicher Speise begnügen könne. Karls launiger Spott, die Mutter müsse wohl ein Schloß und stattliches Hofgesinde haben, führt zu Rolands anmuthiger Erklärung, wie diese Diener, Wächter und Sänger in ihm habe (frei ist der Sänger, da ihm alles zu singen erlaubt ist, wozu ihn Herz und Geist treibt). Den Spott auf seine bunte Tracht weist der Knabe auf eine seine ritterliche Stärke bekundende Weise zurück. Karl ist nun höchst neugierig, die Mutter des ihm so sehr gefallenden wunderlichen Knaben kennen zu lernen. Wenn er sagt, seine Mutter halte wohl auch offene Tafel wie er, so dient dies nur zur Einleitung der Abordnung dreier Damen und Herren an diese. Ganz irrig ist es, wenn Hiecke behauptet, Karl wolle die Mutter dem Gelächter und Spotte preisgeben. Seinen Spott gegen diese, dessen Karl Str. 27 gedenkt, hat der Knabe zurückgewiesen; er möchte diese jetzt selbst kennen lernen. Bei der Erscheinung Berthas könnte es auffallen, daß diese mit dem Bettelstab erscheint, aber die abgehärmte Frau kann ohne seine Hülfe nicht mehr fort.

*) Heida, Anruf zum Anhalten, wie bei Lessing und Bürger. Götzinger beschuldigt Uhland irrig der Verwechslung mit heda, da er hei blos als Ausruf der Freude kennt.

Daß sie bleich sei, wird zweimal hervorgehoben (Str. 28, 1. 29, 2). Der Gegensatz zwischen Bertha, die eben herzlich ihren Bruder angeblickt hat, und Roland Str. 30 ist höchst glücklich. Sehr hübsch deutet der Schluß des Gedichtes darauf, daß die ganze äußere Erscheinung und das heutige Auftreten des Knaben in seinem zukünftigen Heldenthum gleichsam ihre glänzende Erfüllung finden werden.*)

Uhland hat der ganzen sprachlichen Darstellung (das jambische Versmaß ist höchst einfach, wird nur zuweilen durch Anapäste belebt) eine alterthümliche Färbung gegeben, doch dürfte Notters Vorwurf (S. 411), der alterthümliche Klang trete etwas zu absichtlich vor, kaum berechtigt sein. Zum Alterthümlichen gehören Wat (22, 4) für Kleidung, wie im Nibelungenlied, Zins (daselbst 3) für Steuer,**) allstund (20, 2) für allemal, herfür (9, 4), sonder (17, 2. 21, 2) für besonder (wie Ballade 73 Str. 6, 2),***) lustsam (18, 3) für lustig, reizend, berühmen (18, 2) für rühmend behaupten, der Abfall der Endung des Beiworts in klein Roland, lieb Vater, wodurch die innige Verbindung angedeutet wird, auch das so häufig nachtretende Beiwort, das Götzinger mit Unrecht nicht beim Dativ gestatten will. Das volks-

*) Er soll gleich Karl ein Held werden, wie er sich heute so heldenhaft erwiesen, soll viele Farben der bezwungenen Länder auf Schild und Fahne führen, wie seine Kleidung aus vier Farben besteht, soll frei in den Besitz manches Königs greifen, wie heute auf die Tafel, soll sein Vaterland von den Sarazenen befreien, wie er seine Mutter heute aus Noth und Schmach zu Ehre gebracht. Mit Absicht steht Mutterland. An die Bedeutung des Namens Roland (Ruodland, Ruhm des Landes) dachte Uhland nicht.

**) Zins steht von den Abgaben an den Fürsten wie an den Gutsherrn. Hier deutet es launig darauf, daß er die Knaben durch ihre Unterwerfung sich zinsbar gemacht.

***) Luther braucht das Wort häufig. Hier steht es für sonderlich, wie wenn Claudius sagt: „Das ist einzig und sondrer Art.“

thümliche wohl findet sich einmal (9, 2). Wunderbar für wunderlich (10, 1) muß der Reim entschuldigen, wie auch das häufige Ausfallen des schließenden e, wie in Weil', Eil', Ehr', Dam', Speis', Mitt', Meng', das wir nicht mit Götzinger als schwäbischen Provinzialismus betrachten. Wenn Uhland den Artikel in den Verbindungen von Tisches Mitt', von Königs Tisch, rothen Weines Schaum wegläßt, so folgt er hier dem dichterischen Sprachgebrauche, der sich bei Goethe, in weiterer Ausdehnung bei Schiller findet, und keineswegs so besonderer Art ist, daß er bloß der höhern Dichtung anstände, vielmehr hat auch dieser Gebrauch sich aus der Volkssprache entwickelt. Frauenbild, Heldenbild (29, 2. 33, 2) deuten auf die ganze Erscheinung, wie sonst auch in der Zusammensetzung Gestalt. In Ritter Toggenburg braucht Schiller so ihr liebes Bild, Goethe im Faust jenes schöne Bild von Gretchen.*)

70. Roland Schildträger.

Drei Jahre nach Klein Roland am 10. September 1811 im Versmaße von Goethes Sänger und untreuem Knaben (wie Ballade 11) nach freier Erfindung gedichtet. Es erschien schon 1812 mit dem folgenden Gedichte im deutschen Dichterwald.**) Uhland läßt hier den jungen (nicht mehr kleinen)

---

*) Sonst bemerken wir noch Str. 6, 1 zur Tafel saß statt zu Tische saß (vgl. 70 Str. 19, 1); man sagt an der Tafel, bei der Tafel sitzen. — Str. 15, 2 könnte man trotz des vorhergehenden sah muß verlangen. — Str. 22, 1 müßte es statt von wohl aus heißen, da Roland hier nicht sagen will, er habe acht von jedem Viertel der Stadt bezwungen, sondern aus jedem zwei. — Str. 23, 2 Bettlerkönigin heißt nicht die erste (ärmste) unter den Bettlern, sondern Bettlerin und Königin zugleich.

**) Ursprünglich stand Str. 2, 6 „Das trägt ein Ries", 14, 4 Schrecken statt Schmerzen und statt Heimon Aimon, auch Str. 1, 3 Wildpret.

Roland ein Abenteuer während des Schlafes seines hier wieder als lebend auftretenden Vaters Milon bestehn, nach welchem Karl seine Paladine ausgeschickt hatte; ja er verschweigt seine That, bis er den über seinen vergeblichen Ritt mißstimmten Vater durch deren Erfolg auf das freudigste überrascht. Von den Paladinen (vgl. oben S. 225) nennt er hier nur sechs, außer Milon Richard von der Normandie, Erzbischof Turpin, den aus den Haimonskindern bekannten Heimon, Naims von Baiern und Garin von Lothringen. Zahl und Namen derselben stehen gar nicht fest. Uhland wählte nur so viele, als ihm zu seinem Zwecke dienten. Seine Erfindung war, wie er selbst an Kaufmann schrieb, bloß angeregt durch die Beschäftigung mit der karolingischen Heldensage. Die Ballade ist mit der besten Laune, die besonders bei Turpin und dem Baiernherzog (Str. 23 f.) und in der Bemerkung Rolands Str. 11, 4 ff. sich zeigt, und lebendigem Versenken in den Geist der karolingischen Heldensage entworfen wie auf das glücklichste mit frischer Freiheit ausgeführt, und das in der Entschuldigung des Helden glücklich gipfelnde Ganze so aus einem Stücke, daß jede Erläuterung unnöthig wird. Auch hier ist der altdeutsche Ton mit Geschick nachgebildet. Hierher gehören thät mit Infinitiv (5, 4. 26, 1. 27, 1), hätt statt hatte (18, 6), Degen nach dem Gebrauche der Nibelungen (6, 2), das Waffen (9, 2. 24, 4), Tann (9, 6. 25, 5), Hag (22, 5) und Gehege (6, 4), Tartsche (11, 3), Wilde (18, 2), Muth für Sinn (22, 3), ungefüg für ungeschlacht (23, 3), gesund für unversehrt (21, 3. vgl. 84 Str. 10, 1), schlafen lag (6, 6), so für das (19, 4) und das nachgesetzte mein, sein (2, 6. 8, 1. 3).

Erst in der dritten Ausgabe trat Str. 6, 4 und statt noch ein. Str. 28, 4 hat schon die erste Ausgabe der Gedichte Den statt Die eingeführt. Holland schreibt wieder Die, auch Haimon und ganz unbefugt Naim. Str. 4, 7 stand einige Zeit Euerm (wie Euern) statt Eurem, wie Uhland auch unsrem schreibt.

Auch die häufige Wiederholung von Roland statt er gehört diesem Tone an. Mehrfach ist auch am Schlusse des Verses e ausgefallen, in Pferd', Stätt', glaub', Ehr', Kron' (3, 6. 18, 5. 19, 1. 20, 6. 26, 3). Vgl. S. 237. Etwas stark ist der jung' Roland (16, 3), wo auch, wie gleich darauf 17, 5, der Name anders betont ist. Mit Recht hat Götzinger den Gebrauch des Perfektums haben begehrt statt begehrten (3, 5) getadelt. Auch zurückbringen scheint uns 23, 6 ungehörig gebraucht.

71. König Karls Meerfahrt.*)

Am 31. Januar 1812 gedichtet.**) Dem Dichter kam es darauf an, Karl den Großen als den an ausdauernder Besonnenheit allen seinen Paladinen überlegenen Herrscher darzustellen. Dazu wählte er eine gefahrvolle Meerfahrt, auf welcher alle seine Genossen keinen Rath wissen, sondern nur ihren Unmuth über ihre Noth und ihre Verzweiflung aussprechen. In seinen Vorlesungen über die Geschichle der altdeutschen Poesie (1831) gibt Uhland folgende Charakteristik der bedeutendern Helden der karolingischen Sage:***) „Karls ruhige, zuweilen starre, mehr leitende als selbstthätige Größe, des Herzogs Naimes von Baiern bedächtiges Alter und weiser Rath, Rolands achilleisches Feuer und seine innige Waffenbrüderschaft mit dem heitern Olivier, Ganelons Falschheit und Tücke." Die zwölf hier genannten Helden finden sich mit mehrern andern, nur mit Ausnahme von Turpin, aber in anderer Folge in dem französischen prosaischen Roman von Fierabras; aber Uhland nahm seine Helden aus verschiedenen französischen und deutschen Quellen. In Paris

*) Vgl. Eichholtz a. a. O. 6 ff. Hiecke S. 19 ff.

**) Str. 13, 4 stand ursprünglich „Als diesen andern allen".

***) Schriften II, 85.

beschäftigte er sich vorzüglich mit diesen Sagen. Vgl. S. 41. Der Zug Karls mit seinen Helden nach Jerusalem ist von älterer Dichtung ausgeführt worden (vgl. oben S. 225); der Sturm, der ihn mit seinen Helden in Gefahr gebracht, ist Uhlands Erfindung. Die beiden ersten Helden bedauern, daß sie mit ihrer Kunst gegen diese Noth nichts machen können. Dem kühnen Helden Roland hilft hier seine Riesenkraft so wenig als Holger (Olger, Ogier) sein Harfenspiel. Uhland denkt ihn sich ähnlich wie den Fiedler Volker im Nibelungenliede; es scheint dies auf bloßer Erfindung zu beruhen. Der dritte, der heitere Olivier (altfranzösisch Oliver), bedauert seinen bevorstehenden Untergang, obgleich er vorgibt, es sei ihm mehr um sein gutes Schwert*) als um ihn selbst zu thun, wogegen Ganelon, der immer als der Heimtückische und Verräther erscheint, wie er stehend heißt (der Judas Karls bei den Sarazenen), heimlich spricht, wenn er selbst nur davon käme, möge die andern treffen, was wolle. Einen andern Gegensatz bilden der Erzbischof Turpin, der den Heiland anruft, er möge doch seinen Streitern zu Hülfe kommen, wie er einst auf dem See Tiberias die Seinen gerettet, und Richard Ohnefurcht, der die mit ihm verbündeten Höllengeister beschwört, was freilich auf die „Gottesstreiter" ein eigenes Licht wirft. Naimis, wie er hier heißt (Ballade 70 Naims), weiß leider diesmal keinen Rath zu geben.**) Selbst der gleich ihm alte Riol gesteht, daß es ihm doch nicht recht sei, schon jetzt, und gar

---

*) Altekläre, Altecler, Hautecläre (hohe Klarheit). Ueber dieses in Rom von Munificans geschmiedete Schwert, das ein Jude Olivier brachte, als dieser sein Schwert im Kampfe mit Roland zerbrochen, berichtet das Heldengedicht von Viane (in Uhlands Uebersetzung, Schriften IV, 393 f.).

**) In des Strickers Bearbeitung des Gedichtes des Pfaffen Kunrat von Karl dem Großen spricht dieser: „Naymis, lieber Mann, du mußt immer Treuen pflegen und bist getreu und Gottesdegen."

im Wasser, sein Ende zu finden, wogegen der junge lebenslustige Herr Gui den Anfang eines bekannten Volksliedes anstimmt, in welchem er sein Verlangen nach dem Liebchen ausspricht.*) Daß dies Lied nicht genau dem von Herder „der Flug der Liebe" genannten entspricht, ist ohne Bedeutung. Mit bitterer Laune drücken die beiden folgenden ihr Unbehagen aus, statt am Weine und an einem guten Fische sich zu erfreuen, im Wasser zu ersaufen und von Fischen gefressen zu werden. Garein oder Garin (Ballade 70) von Lothringen (im Fierabras Guerin) kommt als „Guerin von Montglaive" im Roman Doolin von Mainz vor. Lambert, Prinz von Brüssel, ist im Fierabras erwähnt; sonst wird Berri oder Bourges als seine Heimat genannt. Beide hat Uhland frei als lebenslustige Jünglinge ausgeführt. Der einzige, der sich ganz ruhig darein ergibt, gleiches Schicksal mit den Genossen zu theilen, ist Gottfried, der bloß lobesan*) genannt wird und sich als eine ruhige Schwabennatur durch sein halt zu erkennen gibt. Gottfried von Anjou, Karls Fahnenträger, ist als ein ernster Mann bezeichnet, der selten lacht. Im Fierabras kommen ein Geoffroy seigneur de Bourdelois und ein Geoffroy roy de Frise vor. In der Bezeichnung der Personen wechselt Uhland. Roland heißt Held, Holger, obgleich er König ist, einfach Herr (seigneur); Oliver ist ohne nähere Bezeichnung, während Ganelon als der schlimme gekennzeichnet wird. Turpin wird nach seinem Stande, Richard als Graf eingeführt, die drei folgenden als Herren, aber die beiden letzten mit näherer Bestimmung (grau und der Ritter fein); auch die drei zum Schlusse genannten haben außer ihrem

*) Riol aus Mons wird im Fierabras genannt; Guy von Burgund, der Geliebte der schönen Sarazenin Floripes, erscheint dort als Hauptheld.

**) Eine im Reime gangbare Form neben lobesam, wie in Goethes Faust Magister lobesan. Vgl. oben S. 227.

Graf oder Herr noch eine nähere Bestimmung. Das eigentliche Leben der ohne weiteres Reden an Reden fügenden Dichtung liegt eben nur in der charakteristisch verschiedenen Art der Aeußerung im Gegensatz zu dem mit ruhiger Ausdauer das, was Noth thut, besorgenden Kaiser.

72. Taillefer.*)

Am 10. Dezember 1812 begonnen, am 12. vollendet. Frei und im echten Volkstone nach der normännischen Chronik des zwölften Jahrhunderts von Wace, der Fortsetzung des Roman de Rou (vgl. S. 40)**), gedichtet, einer der heldenhaftesten Klänge von Uhlands Muse. Die Chronik erwähnt Taillefers erst, nachdem Herzog Wilhelm in England gelandet ist. Als der Herzog beim Aussteigen ausglitt und auf seine beiden Hände fiel, nahm das Heer dies für ein böses Zeichen; er aber that, als ob er mit Absicht die Erde mit den Händen berührt habe, zum Zeichen, daß er das Land nie mehr aufgeben werde. Dann heißt es bei der Schilderung der Schlacht von Hastings: „Taillefer, der sehr gut sang, saß auf einem Pferde, das rasch ging; vor dem Herzog zog er, singend das Lied von Karl dem Großen und Roland und von Oliver und den Lehnsrittern, die bei Ronceval (Renchevals) starben. Als sie nun so weit vorgeritten, daß sie den Engländern nahe gekommen, sprach Taillefer: „Herr, verleiht mir eine Gunst. Ich habe euch lange gedient. Ihr schuldet mir noch meinen ganzen Lohn. Heute könnt ihr mir ihn, wenn es euch beliebt, zahlen. Als einzige Belohnung verlange ich, und ich will euch sehr darum bitten: gestattet mir, daß ich den ersten Hieb in der Schlacht thun dürfe." Der Herzog antwortete: „Ich gestatte es dir." Und Taillefer spornte nun sein Roß und

*) Vgl. Eichholtz Uhlands französische Balladen 25 ff.

**) Vgl. Uhlands Schriften VI, 352 ff. VII, 652 f.

kam allen andern voran. Er trifft einen Feind und tödtet ihn auch; durch die Brust in den Bauch hinein stößt er die Lanze und streckt ihn todt zur Erde nieder. Darauf zieht er das Schwert heraus, trifft einen andern und ruft: „Kommt, kommt! Was macht ihr? Trefft, trefft!" Nach erfochtenem Siege heißt es, der Herzog habe seine Fahne kommen und als Siegeszeichen aufpflanzen lassen. „Unter den Todten ließ er sein Zelt aufschlagen und befahl dort Herberge zu nehmen; dorthin ließ er sein Essen bringen und sein Mahl zubereiten". Uhland hat die Hauptzüge getreu aus der Darstellung von Wace genommen und in wirksamer, blos den Nerv der Handlung lebendig hervorhebender Kürze dargestellt. Wo die Schlacht sich ereignete und wer die Gegner Wilhelms gewesen, wird nur gelegentlich später gesagt (Str. 10, 3. 13, 3). Vortrefflich ist der Erfolg des Sieges durch den von Uhland hinzugefügten Zug angedeutet, daß Wilhelm sich Englands Königskrone aufgesetzt habe. Anfang (Str. 1—6) und Schluß (Str. 15), durch die das Gedicht erst seine Bedeutung erhält, sind Uhlands Eigenthum. Der gemeine Knecht wird durch seine natürliche sich Bahn brechende Begabung zum begeisternden Sänger und Helden, durch den der Herzog den Sieg bei Hastings erringt, weshalb dieser ihn der Ehre würdigt, mit ihm nach erfochtenem Siege auf dem Siegsfeld zu trinken. Der Schluß, sein Sang und Klang werde ihm sein Leben lang in den Ohren tönen, deutet darauf, daß er ihn zu hohen Ehren erheben wird, und die von Uhland frei gedichtete Wirkung seines Sanges auf des Herzogs Schwester läßt uns ahnen, daß dem durch den Herzog vom Knecht zum Ritter Erhobenen auch die Hand der Prinzessin nicht entgehn wird. Dieses Nichtaussprechen des als Ahnung sich uns Aufdringenden liegt ganz in Uhlands Weise. Der Held und Sänger in einer Person, wie Ossian und der Fiedler Volker in den Nibelungen, war ihm eine idealische Erscheinung, die

ihn später auch so mächtig in Bertran de Born anzog. Die Komposition ist etwas eigenthümlich. Zwischen Str. 3 und 4 müssen wir hinzudenken, daß des Herzogs Wort dem Taillefer hinterbracht worden und er darauf den sein Vorwärtsstreben andeutenden Wunsch geäußert, dessen Erfüllung dann Str. 5 bezeichnet, vor welcher nicht erwähnt ist, daß Taillefers Wort zum Herzog gekommen. Ohne weitern Uebergang geht Str. 7 zum Zuge nach England über, wobei Taillefers zunächst gar nicht gedacht wird, dagegen tritt die Bedeutung, welche der Herzog auf diesen Zug legt, in dem Worte hervor, daß er England fasse und ergreife. Hei ist hier wohl Ausruf der Freude, obgleich man auch die Ueberraschung darin finden könnte, so daß er sich erst darauf faßte. Der höchste eben geäußerte Wunsch des Herzogs geht eben durch Taillefers edlen Sang und Heldenmuth in glänzendste Erfüllung. Der Ausdruck ist durchaus kräftig und männlich gehalten*), ohne dichterischen Schwung, aber höchst anschaulich und frisch, häufig malerisch; das jambische Maaß der aus zwei Reimpaaren bestehenden Strophe wird durch Anapäste oft lebhaft bewegt, und der Gleichklang wirkt zuweilen bedeutsam.**) Auch die in demselben Verse oder in zwei, auch mehrern wiederkehrenden gleichen Anlaute beleben den Ton.***) Die Wiederholung

*) Aus den Nibelungen nahm Uhland den Gebrauch von fromm als tüchtig (3, 2. 10, 4), den die Erzählung belebenden Ausruf hei (13, 3) und den Muth höhen (3, 4). Das Ertosen des Hauses vom Spiele (Nibelungen 1773) hat Uhland zu einem Erzittern des Thurmes verstärkt (6, 4), aber nicht in seiner eigenen Schilderung, sondern in der Vorstellung der liebenden Prinzessin. Im Volkslied erklingt das Lied in der Burg, wo es die Jungfrau hört und spricht: „Ja, wer ist, der da singet? Mit dem will ich von hinnen."

**) Vgl. 1, 3. 2, 2 ff. 4, 2 ff. 6, 4. 7, 1 f. 8, 3 f. 10, 3 f. 12, 2. 4.

***) Vgl. 4, 4 „singen und klingen mit Schild und mit Schwert", 5, 2 „mit Schwert und mit Schild", 10, 2 „mit Schwert und Speer", 12, 2 „Schwert — Schlag", 13, 2 „Geschrei und Schilderklang", 3 „Schwerterschlag", 15, 2 „in Lieb und in Leid", 3 „dein Sang und dein Klang".

des Verses: „Auf einem hohen Pferde und mit Schild" (5, 2), nur mit Aenderung des Reimwortes (10, 2), ist sehr glücklich, noch bedeutsamer 11, 4 die bildliche Beziehung auf das Feuerschüren (3, 3. vgl. 2, 3. 8, 3).

73. Das Nothhemd.*)

Am 25. Januar 1816 gedichtet. Die Höllenmacht feiert hier ihren Triumph. Die vom Geliebten verführte Tochter wird von dem Herzog, der nichts von ihrer Schuld weiß, dazu mißbraucht, ihm mit Hülfe der Hölle ein Nothhemd zu machen, das seine Kraft bewährt, bis der Verführer seiner Tochter dem Herzog entgegentritt, der weiß, daß keine reine Jungfrau das Hemd gemacht. Beide kämpfen mit heldenhafter, aber durch keinen Zauber gehobener Kraft; die Hölle fordert ein doppeltes Opfer, auch der Verführer der Tochter findet im Kampfe den Tod. Die Schwäche unserer Ballade liegt darin, daß das Verhältniß des Jünglings, durch den der Herzog fällt, im Dunkel bleibt. Der Herzog und sein Gegner scheinen sich gar nicht zu kennen. Wo hat dieser die Tochter kennen gelernt? Ist er ein herzloser Verführer, der das Mädchen verlassen? So scheint es wirklich gemeint, so daß also beide ihre Schuld büßen, beide die Jungfrau zum Bösen verleitet haben, deren Unglück durch die Bestrafung der Schuldigen nicht gemindert wird, ja wir wissen nicht, was aus der Unglücklichen werden soll, von der wir nur mit lebhaftem Mitleid scheiden können, daß ihr böses Schicksal sie zu Grunde gerichtet. Ihr „wildes Klaggeschrei", das Notter nicht „seelenhaft genug" findet, geht bloß auf den Schmerz, daß sie durch ihre Schuld, die ihr jetzt klar wird, den Vater getödtet, der sich auf das Nothhemd verlassen hatte. Das Grausige, welches über der ganzen Ballade liegt, macht nur halben Eindruck, und wir

*) Vgl. Notter 407 ff. Foß in Herrigs Archiv XXVIII, 188 ff.

fühlen uns nirgends recht ergriffen. Daß das Nothhemd zum Todeshemd wird, hätte ergreifender dargestellt werden können, wenn der Jüngling, welcher den Herzog erschlägt, nicht der Verführer der Tochter gewesen wäre, aber der Dichter wählte dieses, um die schließliche Erkenntniß, weshalb das Nothhemd nicht geholfen, und das Geständniß der Schuld durch die Anwesenheit des Verführers zu erleichtern. Der Aberglaube, ein in der Christnacht unter Zaubersprüchen von einem unschuldigen Mädchen gemachtes Hemd feie den Besitzer, ist hier geschickt benutzt. Daß eine Jungfrau das Hemd machen müsse, deutet der Vater im Worte die Jungfrau (1, 4) an. Die Spindel rollt in feurigem Kreis in Folge der Anrufung der Hölle, und so wird das Garn rasch gesponnen; eben so vollendet die Hölle mit wunderbarer Schnelligkeit das Gewebe, auf welchem wunderliche (sondere. vgl. oben S. 236) Bilder und Zeichen sich finden. Daß der zum Zauber günstige Vollmond in dieser Christnacht scheint, ist ein eben so glücklicher Zufall, als daß gerade Christtag kurz vor den Auszug des Herzogs fällt, der dem von den Sternen ihm drohenden Unglück durch die Macht der Hölle entgehn zu können hofft. Wie die Tochter zu dem fernen Schlachtfelde (1, 1. 6, 1) gekommen, ist 10, 1 nicht gesagt. Das steigt hinab wäre an der Stelle, wenn dieses am Fuße des Schloßberges läge. Vgl. 16, 1 Str. 3, 3. Der Ausdruck, der manchmal glücklich trifft, fließt doch nicht überall mit frischer Leichtigkeit.*)

---

*) Hart ist besonders 7, 2: „Wer böt' es ihm, wer stellt' ihn dreist", wo es den Widerstand, stellen aufhalten, daß er ihm steht, bezeichnen soll. Gezwungen sind 9, 3: „Jeder flucht des andern Hand", und 10, 3 „die todeswunde Zwei". Sonderbar erscheint auch die Bezeichnung des Vaters als „herzoglicher Held" (10, 2). Malerisch bezeichnend ist der Ausdruck 5, 3 f. 6, 4. 7, 2 ff. 9, 13. Auch Anapäste treten statt des Jambus nur malerisch ein (4, 3 f. 5, 2. 4. 6, 4. 7, 3 f.).

Notter bemerkt, Uhland sei hier unter der Intention geblieben. Wolle er, was wohl das Wahrscheinlichste, sagen, es habe bloß eine etwa bis zum Kuß gegangene Liebe zwischen des Herzogs Tochter und dem ihn erschlagenden Jüngling stattgefunden, so könnte das Ganze bedeutend zärter, sinniger und doch zugleich erschütternder dargestellt sein, indem die liebende Jungfrau gar keine Ahnung davon hätte, daß ihre Neigung schon an sich den Zauber des Nothhemdes vernichten könne, der Jüngling aber, umgekehrt, im Vertrauen, daß die Liebe an sich schon die Höllenkunst zu Dunst mache, den Herzog angriffe. Wolle aber gesagt werden, der Tochter Hand sei in schlimmerm Sinne nicht mehr jungfräulich, die dunkeln Mächte seien also gleich vornherein insofern mit im Spiel gewesen, als das Mädchen in diesem Falle einen wenigstens halb bewußten Verrath am Vater beginge [sie wagt weder dem Vater ihre Schuld zu gestehn noch seinen Befehl nicht zu befolgen], dem zur Buße denn auch der Geliebte [der herzlose Verführer!] fallen würde, so sollte auch hier das Tragische eines solchen Verhältnisses stärker hervorgehoben sein. Seltsam ist die das Verhältniß des Jünglings zur Tochter ganz übersehende Ansicht von Foß, der Herzog falle seinem eigenen Wahn zum Opfer, da er geglaubt, ein wahrhaft unschuldiges Wesen werde sich sofort der Hölle ergeben. Als ob die Tochter nicht die Hölle wirklich angerufen hätte!

74. Das Glück von Edenhall.*)

Am 16. Juli 1834 nach Ritsons Fairy tales (1831) gedichtet,**) wo folgende Geschichte als neunzehnte unter der Aufschrift

*) Vgl. A. W. Grube ästhetische Vorträge II, 246 ff. Viehoff in seinem Archiv II, 1, 61 ff.

**) Diese nennt Götzinger, der Uhland vor der dritten Auflage seiner deutschen Dichter über seine Quellen befragt hatte. Kaufmann in den „Quellen-

„Das Glück von Edenhall" erzählt wird: „Auf Edenhall in Cumberland, das seit vielen Geschlechtern der Rittersitz der Familie Musgrave, wurde ein altes farbiges Trinkglas in einer ledernen Kapsel sorgfältig aufbewahrt, das nach der Sage der Umgegend vor vielen Jahren unweit einer bei dem Häuse gelegenen Quelle von Feen zurückgelassen worden war. Auf ihm las man die Worte:

If this glass do break*) or fall,
Farewell, the luck of Edenhall.

Von dieser freundlichen Warnung erhielt das Glas in einer launigen vortrefflichen Ballade über ein Wetttrinken in jenem Hause den Namen das Glück von Edenhall. Die Ballade, die man gewöhnlich irrig dem Herzog von Wharton beilegt, beginnt:

Gott schütze lang vor bösem Bruch
Das Glück von Edenhall.

Doch war das gute Glück dieses alten Hauses durch niemand so sehr gefährdet als gerade durch den Herzog; denn als dieser das Glas, ohne Zweifel auf das Wohlergehen und die lange Dauer des würdigen Eigenthümers und seines Geschlechts, ausleerte, ließ er es aus Unachtsamkeit fallen, und es wäre wohl um das Glück von Edenhall geschehen gewesen, hätte nicht der Kellermeister, der das

---

angaben und Bemerkungen zu Karl Simrocks Rheinsagen" S. 13 führt die Sage aus Hutchinsons History of Cumberland I, 269 an.

*) Bei Hutchchinson steht: If that glass either break; aber dort sprechen die Feen, die vergebens das Glas dem, der es aufgefunden, entreißen wollen, diese Verse, als sie fliehen. Das Brechen ließ Uhland weg, um einen Reim zu gewinnen. Im Englischen ruht eigentlich der Nachdruck auf diesem, Fall tritt nur des Reimes wegen hinzu. Götzingers Uebersetzung: „Bricht einmal dieses Glas durch Fall" hebt die Schwierigkeit einer auf Edenhall reimenden Uebersetzung nicht besonders geschickt. Am einfachsten wäre wohl: „Trifft dieses Glas je Bruch und Fall".

Glas gebracht und das geleerte wieder in Empfang nehmen wollte, es glücklich in einem Tellertuche aufgefangen."

Uhland dichtete die Ballade im geraden Gegensatze zur Sage, aus welcher er nur das schicksalsvolle Glas und dessen Benutzung bei einem Zechgelage beibehielt. Während nach der Ueberlieferung das Glas durch die Nachlässigkeit eines Gastes, der auf das Wohl des Geschlechts getrunken, beinahe zerbrochen wäre, nur durch des Kellermeisters Vorsicht gerettet wird, verspottet der übermüthige, in Saus und Braus lebende junge Herr die alte Weissagung; frevelmüthig will er die Wahrheit derselben erproben, gewiß, daß diese leere Alfanzerei sei: aber nur zu schrecklich soll sich sein Unglaube rächen, er mit dem ganzen Schlosse seinen Untergang finden. Wenn in andern Sagen die Ruchlosigkeit des Schloßherrn das Verderben herbeiführt, so knüpfte der Dichter dieses hier mit großem Glück an die Ueberlieferung von jenem Glase und führte es mit eben so großer Kunst der Erfindung als lebendiger, durch Ton und Ausdruck ergreifend gestimmter Darstellung aus. Fast unbegreiflich ist es, daß Notter (S. 410) von unserer Ballade keine die Einbildungskraft magisch berührende Wirkung empfand, wie sehr auch die Unerschöpflichkeit des Reims in der gewählten Form bewundert werden möge, und gar meinte, der tiefsinnige märchenhafte Gegenstand (den Gehalt hat doch erst Uhland geschaffen, während die Sage ursprünglich nur eine der vielen ist, die an eine Gabe der Feen oder sonstiger Geister den Bestand eines Geschlechtes knüpfen*), sei hier mit etwas zu materieller Hand angefaßt und der Dichter, was ihm sonst selten begegne, unter seinem Stoffe geblieben. Wir gewinnen durch Uhlands glückliche Komposition einen Blick in die Geschichte des Geschlechtes. Seine Ahnen sind ein fröhlich und kühn Geschlecht

---

*) Vgl. unsere Erläuterungen zu Goethes Erzählungen I, 95.

gewesen, haben aber die geheimnißvolle Gabe immer ehrfurchtsvoll in Acht genommen.*) Bei dem jungen Herrn sind jene Eigenschaften auf das ärgste entartet; sie sind zu Ausschweifung und Uebermuth geworden, durch die er sich auch Feinde gemacht, was seine Verblendung gar nicht beachtet hat, so daß sie während seiner wüsten Vergeudung die Zerstörung der Burg sich vorgesetzt haben, die sie gerade in der Nacht ausführen, in welcher der stolze Lord mit so tollkühnem Uebermuth die Weissagung verspottet, die seine Vorfahren geehrt. Den Gegensatz zu ihm bildet der alte Schenk, „des Hauses ältester Vasall" (der Dichter denkt sich alle Hausämter, wie bei Fürsten und Königen, durch besondere Lehnsleute vertreten), der die alten guten Zeiten des Hauses erlebt hat, wie der Kellermeister des Grafen Terzky in Schillers Piccolomini (IV, 5). Das übermüthige und ausschweifende Wesen des entarteten jungen Herrn ist ihm ein Greuel, von dem er das Aergste fürchtet. Wie dieser Uebermuth sich bei dem Mahle gleichsam durch sich selbst immer höher steigert, ist auf meisterhafte Weise dargestellt. Der tolle Lärm des Gelages soll noch gesteigert werden. Er will sich als Verächter der albernen Sage vom Glücke von Edenhall vor seinen schon trunkenen Gästen (so lange hat das Gelage schon gewährt) sich zeigen. So läßt er denn das Zeichen, daß er etwas Wichtiges beabsichtige, durch die Festtrommeten geben; es gilt einen Trinkspruch, aber einen von ganz eigener Art.**) Der Schenk zürnt darüber, daß

*) Wir möchten nicht mit Grube annehmen, die Fee habe den Pokal der Familie als eine stets sichtbare und handgreifliche Aufforderung zur Mäßigkeit, zur Vermeidung schwelgerischer Gastmäler, zur Bescheidenheit und Besonnenheit gegeben, weil sie die schwache Seite des Geschlechts, dessen Hang zum Trunk und Uebermuth, gekannt. Davon ist bei diesem Palladium des Schlosses nicht im geringsten die Rede; auch hätte eine solche Mahnung auf eindringlichere Weise geschehn müssen.

**) Götzinger nimmt sonderbar er hebt sich im süddeutschen Sinne für

er mit diesem theuern Kleinod des Geschlechts vor den trunkenen Gästen prunken will, und fürchtet das Schlimmste für das zerbrechliche Glas. Der Herr aber will, daß das wunderbare Glas heute in seinem vollen Glanze erscheine, und so läßt er es mit rothem feurigen Portwein füllen, wobei vorausgesetzt wird, daß der Wein in diesem wunderbaren Krystallglase einen ganz besondern Glanz erhält.*) Der Alte zittert beim Eingießen, da seine Furcht steigt. Zunächst erklärt der Lord den Gästen, wie das Glas in den Besitz seines Hauses gekommen, und theilt die Inschrift mit, welche an die Erhaltung desselben das Glück der Familie knüpft. Launig fügt er dann hinzu, mit Recht habe die Fee ihr Geschick an ein besonders hellen Klang gebendes Kelchglas gebunden, da sein zur Freude geneigter Stamm gern einen guten Zug thue und hellen Gläserklang liebe, und so stößt er denn mit dem kostbaren Glase, das doch die größte Vorsicht erfordert, überall an. Sehr schön ist es erfunden, daß dieses durch seinen Klang beim Anstoßen seine warnende Stimme erhebt; zuerst tönt es milde, wenn auch tief und voll, als wolle es ruhig ernst den Uebermüthigen mahnen, gleich der ans Herz sprechenden Nachtigall, dann aber schwillt der Ton an wie ein mit lautem Getose über Felsen, Stämme und Steine herabstürzender Waldstrom, zuletzt wird er fürchterlich wie von drohendem Donner, was einen scharfen Gegensatz zu seinem herrlichen Anblick (Str. 6, 5) bildet. Doch der Uebermuth des Lords wird dadurch

---

er hält sich fest, und meint, dies solle auf die Trunkenheit gehn, da es doch nur bezeichnet, daß er sich am Tische erhebt. Er sitzt, wie alle, am Rande (Borde) des Tisches, von dem er aufsteht.

*) Irrig meint Grube, die rothe Glut deute auf die bald folgende blutige Szene hin, es warne dadurch, der Lord aber werde nur noch übermüthiger. Das Ausstrahlen ist eben eine Eigenschaft dieses Glases und der Lord hat längst beabsichtigt, damit anzustoßen.

nur gereizt. Die Stimme, die ihn mahnt, dieses kostbaren Besitzthums zu schonen, treibt ihn, dasselbe im vollsten Unglauben zu zerstören. Hat er früher bemerkt, eine Fee habe einem seiner Ahnen das Glas gegeben, so heißt es jetzt, sein Geschlecht habe sich selbst das Glas als Palladium, als Hort genommen, an den es sagenhaft sein Heil knüpfe.*) Spottend meint er, es sei recht, daß sein kühnes Geschlecht sich ein so zerbrechliches Palladium gewählt; denn es bedürfe eines solchen gar nicht, ja es habe schon zu lange sich erhalten, und so will er es durch einen Stoß zerschellen und versuchen, ob wirklich etwas an dieser altväterischen Sage sei.**) Bei der Darstellung des sofortigen Eintretens des an das Zerbrechen des Glases geknüpften Unterganges von Edenhall verfährt der Dichter mit wirksamer Kürze. Das Gewölbe des Saales bricht ein, aber nicht als Strafe des Uebermuthes, wie in der griechischen Sage von der Rettung des Simonides; aus den Rissen dringen Flammen hervor, deren Ursprung wir aber erst erfahren, als der allgemeinen Flucht der Gäste gedacht ist, die so schrecklich das vom Glase gedrohte Unglück sich erfüllen gesehen haben. Wir hören, daß während des Gelages der Feind den das Schloß umgebenden Wall erstiegen, das Dach angezündet hat und eben eingedrungen ist, um alles niederzumachen, daß der Uebermüthige selbst, der wie erstarrt von Schrecken noch das zersprungene Glas in der Hand hält, niedergestochen wird. Vielleicht wäre eine etwas anschaulichere Schilderung des Unterganges des Lords zu wünschen. Den Dichter aber zog es an, im Gegensatze zu ihm als den einzig Geretteten (denn auch die Gäste konnten dem Tode nicht entgehn) den Schenken darzustellen, der das

*) Auf diesen wichtigen Punkt sehe ich bisher nirgend hingewiesen.

**) Höchst unglücklich meint Grube, das theure Kleinod sei ihm natürlich zuwider, da es ihn an seine Sünden mahne!

Unglück geahnt hatte. Der gute Alte ehrt auch in dem seinem Uebermuth zum Opfer gefallenen Lord noch seinen Herrn, den letzten Sprossen des einst so glänzenden Geschlechts; er sucht in der zerstörten Halle, wo das Gelag gehalten worden, nach dessen Resten und den Scherben des verhängnißvollen Glases.*) Aber mit diesem Bilde konnte das Gedicht nicht schließen; drum legt der Dichter ihm noch die Betrachtung in den Mund, daß alles vergänglich ist und, wie Edenhall, auch einst die Welt zu Grunde gehn werde.**) Freilich ist diese Betrachtung, die weder mit Kellner als Warnung zu fassen, noch nach Viehoff, „in furchtbarem Enthusiasmus" vorzutragen ist***), kein passender Schlußstein zu der Geschichte von dem schrecklich bestraften Uebermuthe des die alte von den Ahnen verehrten Weissagung verhöhnenden Grafen. Das Ungehörige hat Grube (S. 254 f.) richtig erkannt, nur entging ihm, daß Uhland den Greis, der mit treuer Verehrung an dem alten Kleinod hing, als einzigen Geretteten darstellen wollte. Freilich hätte die Ballade mit dem Untergange des Schlosses, ja mit dem Tode des letzten übermüthigen Besitzers sehr wohl enden können, aber kaum mit der jetzigen neunten Strophe; wir verlangten eine etwas weitere Ausführung und ein Schlußwort des dem ihn zerschmetternden Schicksal trotzenden Lord.†)

---

*) Trümmerfall, eine durch den Reim veranlaßte Neubildung zur Bezeichnung der hingestürzten Trümmer.

**) Die Steinwand ist nicht die Felsenwand, wie Gößinger meint, sondern die Mauer; die Mauern des Saales sind eingestürzt, wie die ihn tragenden Säulen gebrochen und gefallen. — Glas, zerbrechlich wie Glas, nach dem Sprichwort: „Glück und Glas, wie bald bricht das!" — Gößinger erinnert an die letzten Worte der Kassandra in Schillers Siegesfest, die mit Recht in dem Untergang ihrer Vaterstadt das Bild des allgemeinen Unterganges sieht, das auch den jetzigen Zerstörern droht.

***) Der Schenk spricht sie ja, ruft nicht einmal.

†) Am Anfange des Gedichtes ist die Wortstellung „von Edenhall der

Daß das Glück von Edenhall im eigentlichen und uneigentlichen Sinne der Inhalt der Ballade sei, drückt sich auch in der bezeichnenden Reimform aus; denn der fünfte auf die beiden geraden Verse reimende Vers schließt immer mit Glück oder Glücke von Edenhall, wonach denn von den fünf Versen drei auf all reimen. Im eigentlichen Sinne steht das Glück von Edenhall Str. 2, 4, 8, doppelsinnig Str. 7 und 11, gewöhnlich von dem Glase. Nur in diesem refrainartigen Verse läßt der Dichter den lebhaften Anapäst ein- oder mehrmal statt des Jambus eintreten.*)

75 Der letzte Pfalzgraf.**)

Am 18. Februar 1847 gedichtet. Uhland hatte die Geschichte der Pfalzgrafen von Tübingen zum Gegenstande sorgfältiger Studien gemacht, deren Ergebnisse er in einem besondern Aufsatze darlegte.*) „Sie waren", heißt es hier, „von der Lust und Herrlichkeit ihres weitausgedehnten, nach der einen Seite das schwarze Nadelholz, nach der andern den grünen Laubwald umfassenden Jagdgebiets wahrhaft eingenommen." Er hebt u. a. hervor, daß auf der Inschrift eines 1209 von Pfalzgraf Rudolf erbauten Jagdhauses selbst die Sorge für dessen Seelenheil den Jägern empfohlen werde, obgleich sonst ihre Andacht, die (kurze) Jägermesse, nicht in besonderer Geltung stehe. Derselbe gründete in dem vom Reiche zu Lehn erhaltenen Forst Schönbuch das Kloster Bebenhausen, wo er auch begraben liegt. Durch viele Klosterstiftungen schmälerten die Grafen ihren Besitz so beträchtlich, daß sie in Schulden geriethen. Hier

junge Lord" statt der umgekehrten etwas störend. Der Dichter wollte Edenhall nicht auch hier schließen lassen, er bedurfte eines andern Reimes. Freilich tritt jetzt Edenhall zu bedeutend hervor.

*) Str. 8 war Glück zeitweiliger Druckfehler.

**) Vgl. Eichholtz Uhlands schwäbische Balladen S. 27 f.

***) Jetzt in den Schriften VIII, 311 ff.

liegt der Verkauf des ganzen ansehnlichen Stammsitzes an den Grafen von Würtemberg zu Grunde, zu dem sich Gottfried III. im Jahre 1342 genöthigt sah. Im Kaufbriefe heißt es: „Wir Goetze und Wilhelm, Gebrüeder, Grafen zu Tuwingen — haben verkouft — unser vestin Tuwingen, burg und statt, lüt und guot, an veld, an wald und wasen, an gelt*) — und haben uns daran kain reht behalten, dann allein die Hundlege zu Bebenhusen und das gejaid [die Jagd] in Schainbuoch [Schönbuch]." Als der Pfalzgraf alles dem Grafen Wilhelm von Würtemberg übergeben hatte, ritt er zum Thore von Tübingen hinaus; vor demselben drehte er sich um und sprach ganz fröhlich zu seinen Dienern, nun freue er sich von ganzem Herzen, daß er doch einmal den Wust losgeworden sei. Daß die tübinger Pfalzgrafen sich durch ihre beiden Leidenschaften, die Jagd und die Freigebigkeit gegen die Geistlichen, zu Grunde gerichtet, tritt in unserer Ballade hervor, die als eine Erklärung zu fassen, die der Graf in der Abtei zu Bebenhausen**) macht. Um aus der drückenden Schuldenlast herauszukommen, verkaufe er alles, nur zwei Rechte behalte er sich vor, welche beide auf seine Waidlust gehen, die sein Leben ist.***) Die launige Gutmüthigkeit des alten Herrn spricht sich in dem Geständniß aus, daß er für das Kloster über Gebühr viel gethan, und im Verlangen an die „Mönchlein", daß sie, wenn sie nicht mehr sein Jagdhorn in dem Schönbuch hören sollten, die Glöcklein für den Gestorbenen läuten, ihn aufsuchen und eine Jäger-

*) Bei Uhland G ü l t e n. Gülte ist das an einem Gute haftende Einkommen, wie Götz von Berlichingen sagt: „Man braucht die Gülten auf."

**) Die Trümmer des Klosters sind auf Uhlands Verwendung, dessen Vetter zu Bebenhausen eine einflußreiche Stellung hatte, vollständig erhalten und hergestellt worden. Vgl. Mayer I, 181*. Die Hundelege steht noch.

***) Uhland nennt nur e i n e n Hund und e i n e n Habicht. Zwei Habichte mußten die Todten von Lustnau jährlich dem Pfalzgrafen liefern. Vgl. Uhlands Schriften VIII, 452.

messe, wie er sie liebt, für ihn lesen sollen, aber bei Leibe will er nicht, wie es sonst solche Herren wünschen, im Kloster begraben sein, sondern im grünen Wald (Str. 2, 4), wofür hier recht bezeichnend „im grünen Vogelsang" steht, wohl im bewußten Gegensatz zum Klostergesang, wenn auch Vogelsang als örtliche Bezeichnung steht. Auffallend scheint seine Angabe, man werde ihn todt an seinem Lieblingsplatze, dem schattigen Quell, finden. Das Bild des letzten Pfalzgrafen prägt sich in unserm anspruchslosen Gedichte, in welchem, wie Notter (S. 405) sagt, der naive Ton recht aus innerster Seele quillt, lebhaft aus, jeder Zoll ein sorgloser Jägersmann, der verarmt ist, während er das Kloster reich gemacht.*)

76. Graf Eberhard der Rauschebart.**)

Während des Verfassungsstreites, vom 20. Juni bis zum 4. Juli 1815 gedichtet, dann am 10. Juli wieder aufgenommen und am folgenden Tage vollendet. Bereits der jugendliche Schiller hatte die döffinger Schlacht benutzt, um die Krieger Eberhards in einem Liede den Ruhm ihres Grafen, der allein ein Heldenschwarm sei, feiern zu lassen.***) Erst nach der Beendigung unseres Gedichtes schaffte er sich Uhlands Pfisters „Geschichte von Schwaben" an (vgl. S. 60), in welcher Eberhards III. Heldengestalt so bedeutsam hervortritt.†) Er war demnach auf Samuel Sattlers „allgemeine Geschichte von Würtemberg unter den Grafen (1764—1768)" und des geborenen Stuttgarters Ludwig Timotheus Spittler „Geschichte

*) Ueber Uhlands Gedicht auf den Unfall einer frommen jagdlustigen Fürstin vgl. S. 82. **) Vgl. Eichholtz a. a. O. S. 11 ff. Notter S. 391 ff.

***) Vgl. die Erläuterungen zu Schillers lyrischen Gedichten I, 428 ff.

†) Daß er sich diese angeschafft habe, meldet er Mayer erst am 1. September; schon am 6. August hatte er diesem geschrieben, sein Rauschebart werde nun noch in die Gedichtsammlung kommen, die der Beendigung im Drucke rasch entgegenschreite.

Würtembergs unter den Herzogen und Grafen" (1783) angewiesen, aber er ging auch auf die ausführlichern Quellenschriftsteller zurück, die Annales Suevici von Crusius, aus welchen er im vorigen Dezember die schwäbische Kunde (Ballade 65) genommen hatte, und (für die zweite Ballade) auf die Annales Hirsaugienses von Johann von Trittenheim. Als Quellen nennt Uhland selbst in seinem Tagebuche nur Crusius, Sattler und Spittler. Man könnte mit Eichholtz annehmen, der Besuch seines Freundes Kerner zu Wildbach sei nicht ohne Einfluß auf Uhlands Wahl des Stoffes gewesen, da die erste Ballade eben im Wildbad spielt. Aber Uhland sah sich gerade zur Zeit des Verfassungsstreites zur nähern Beschäftigung mit der Landesgeschichte getrieben, und hier mußte ihn die Heldengestalt des „unverwüstlichen" Eberhard mächtig anziehen, zu dessen Untergang, wie Pfister sagt, viermal die Reichsstädte, einmal der Adel, zweimal der Kaiser mit ihnen sich verschworen hatten, der aber jedesmal mit neuer Kraft und mit neuem Glück sich erhob, und obgleich er kein Dorf durch Eroberung sich zueignete, doch seine Besitzungen so ansehnlich erweiterte. Als ein tapferer, auf Ehre, Treue und Recht haltender Held erschien er ihm und als solchen wollte er ihn schildern, indem er ihn in den ewigen Fehden zwischen Adel und Städten, bei denen die Wankelmüthigkeit und der eigene Vortheil der Kaiser ihr Spiel trieben, als ein Muster eines bis zum höchsten Alter sich thatkräftig haltenden, männlich starken und ehrenhaften Fürsten darstellte. Es sind zwei Gegensätze, in welchen wir den Helden hier finden; einmal Eberhards glückliche Rettung vor dem Ueberfalle und dessen Rache dafür, dann die Niederlage durch die Städter bei Reutlingen und ihre Besiegung bei Döffingen, wo freilich der Sohn fällt, aber am Schluß die Nachricht von der Geburt eines Urenkels den Alten erfreut. Wir erhalten außer dem weitausgeführten Bilde des biderben Eberhard, dessen Seele Ritterehre

und Recht sind, wie er sie versteht, der aber auch durch seine gute Laune uns fesselt, die seines edeln Sohnes und des Raufritters Wolf von Wunnenstein, und werden in die gewaltigen Kämpfe der Zeit lebendig eingeführt. Darstellung und Ausdruck sind frisch und frank, durch manche gemüthliche Wendung belebt, oft schwungvoll gehoben. Freilich meint Notter, Uhland habe das Gedicht nicht auf der ganzen Höhe seines Stoffes gehalten, er habe des Nebenschmuckes wegen auf die gehörige Verwerthung der von diesem ihm gebotenen poetischen Situationen verzichtet, es lägen in diesem noch viele ungesungene Gedichte: aber hätte Uhland die einzelnen von Notter hervorgehobenen Situationen ausführlich behandelt, so würde der Dichter am wenigsten das Gesammtbild des edlen Helden uns so lebendig dargestellt haben, um das es ihm gerade zu thun war. Ueber das hier wieder gewählte umgebildete Nibelungenmaß vgl. oben S. 216 f.

Die drei Strophen des Eingangs bilden eine schwungvolle Ankündigung des Liedes von dem schwäbischen Helden, der hier bloß mit dem malerischen Beinamen des Rauschebart bezeichnet wird. Den andern, häufigern Beinamen der Greiner, unter dem er bei Schiller auftritt, nennt Uhland 1 Str. 1, 4. 18, 1 und weiter; er erhielt ihn wohl, wie schon sein Vorgänger Eberhard I., von seinen Feinden, die ihn damit als ewigen Zänker bezeichnen wollten. Zunächst hebt er in lebhafter Frage den jetzigen Zustand im Schwabenlande hervor, wo der alte Heldensang, der in dem Lande, das einst unter den ihm angehörenden Hohenstaufen den Ritter- und Minnesang zu solcher Blüte brachte, verstummt sei, da man hier nur leichte Liedchen singe, sich in spitzigen Sinngedichten versuche, worin Haug sich gefiel, oder gar in Satiren, wie es Weisser that, selbst der Frauen nicht schone, deren Preis früher das Lied gesungen, und ein Geschlecht von Schwächlingen vor den alten Helden, die man längst

hätte besingen sollen, Schauder empfinde.*) Sein Lied soll den Rauschebart und seinen heldenhaften Sohn aus ihren Gräbern steigen lassen. Weisser war ein geschworener Feind der Romantiker, die er auch 1810 in dem mit Baggesen herausgegebenen „Karfunkel- oder Klingklingelalmanach. Ein Taschenbuch für vollendete Romantiker oder angehende Mystiker" verspottete, was ihm Uhland hier mit dem ängstlichen Vorübertrippeln vergilt.**) Eberhard und sein Sohn Ulrich liegen im Chore der stuttgarter Stiftskirche begraben.***) Er soll ausbrechen aus seinem Sarge und mit derselben Gewalt, durch welche er damals bis zum höchsten Greisenalter sich hervorthat („mit hellem Schwerterklang"), auch im Lied erscheinen.†) Die folgenden Balladen beziehen sich alle auf die Kämpfe seines Alters; der Ueberfall im Wildbad, mit dem sie beginnen, fällt fünfundzwanzig Jahre vor des Grafen Tod, der in hohem Alter 1392 starb. 1344 folgte er seinem Vater. Sein Geburtsjahr kennen wir nicht.

1. Der Ueberfall im Wildbad.

Uhland folgt besonders Crusius, nach welchem Eberhard allein in dem vor kurzem angekauften Städtchen Wildbad sich befand,

*) Bei den Worten „wo rüstig Heldenleben längst auf Beschwörung lauscht", schweben schon die Särge der Helden vor (Str. 3, 1). — Beschwörung. Die Dichtung ruft die Gestorbenen wieder ins Leben, wie die Beschwörer aufgeweckte Todte wieder auf Augenblicke beleben.

**) Es rauscht, weil die alten Helden sich regen, die dort auf Beschwörung lauschen.

***) In dem Beiworte düster sieht Götzinger den Ausdruck des Unwillens, daß dieser schöne Chor damals durch eine dort angebrachte Orgel ganz verbaut war. Aber diese Andeutung scheint uns hier fremd. Düster heißt der Chor im Gegensatz zu der freien Luft, welcher der alte meist draußen lebende Held sich so sehr erfreute.

†) Statt als Greis braucht der Dichter „greise Jahr' entlang", wie

während er nach der ihm vorliegenden bessern Ueberlieferung von seiner Gattin, seinem Sohne Ulrich, Schwiegertochter und Enkel begleitet war, was Uhland zu seinem Zwecke nicht brauchen konnte, da die Rettung eben durch den Hirten erfolgen sollte, wie es Crusius berichtet. Str. 1 f. sind frei ausgeführt.*) Das Einsprechen beim Abte zu Hirsau (vgl. oben S. 186) ist eine hübsche Zuthat des Dichters, der ja des Benediktiners Trittenheim Annales Hirsaugienses zur zweiten Ballade benutzte.**) Auch Str. 7—9 sind ganz Eigenthum des Dichters.***) Sehr glücklich erfolgt zur Steigerung der Gefahr hintereinander die Meldung von zwei verschiedenen, aus dem obern und untern Thale kommenden Heerhaufen. Schlegler nannte sich eine Verbindung schwäbischer Freiherren, welche gegen

---

Goethe sagt die Nacht entlang, den Frühlingstag entlang. Vgl. unten 3 Str. 14, 3. Ballade 77 Str. 1, 6. Uhland gebraucht es geradezu für durch.

*) Der Anfang ist nicht recht anschaulich, da im allgemeinen die Sommertage beschrieben werden, statt daß gerade der Tag, wo Eberhard auszog, geschildert werden sollte. — Edelknechte, Ritter im Dienste des Grafen. — Die verneinende Bestimmung „er trägt nicht Helm u. s. w." ist nicht anschaulich genug, und ein streitbarer Held wird, besonders in solchen Zeiten, immer bewaffnet ausziehen.

**) Bei Orgelschalle. Er läßt die Mönche in der Klosterkirche singen, da es ihm selbst nur um einen kühlen Trunk zu thun ist. — Die Tannenwälder bilden einen hübschen Gegensatz zum grünen Thal. — Eigenthümlich kühn ist die Verbindung gehts gesprengt.

***) Das Haus, wo der Graf absteigt, läßt der Dichter am Markte liegen und gibt ihm zum Zeichen, wie sie alle Häuser haben, einen Speer. — Ein angeschossener Eber. Nach der Sage sollen die warmen Quellen „ehemals aus einem wilden Land in einen runden See hervorgekommen, und durch ein wildes Schwein, das in ihm seine Wunden ausgewaschen und dem ein Jäger durch die Wildniß nachgefolgt, entdeckt worden sein". Dies entnahm Uhland der vor zwei Jahren erschienenen Beschreibung des Wildbades von seinem Freunde Kerner. — Recke, nach älterm Sprachgebrauche, wie in dem Nibelungenliede.

die Macht der Städte und des Grafen von Würtemberg, des niederschwäbischen Landvogts, gerichtet war. Sie nannten sich so von ihren Schlegeln (Hämmern, Kolben), die ihnen zugleich Abzeichen und Waffen waren, wie z. B. Wolf von Wunnenstein mit einem Schlegel auf der Brust und einem im Gürtel abgebildet ward. Vgl. 19, 4 manchem Herrn vom Schlegel, 2 Str. 1, 3 Schlegelbrüderschaft. Sonst hießen sie auch Martinsvögel von dem Tage der Stiftung ihres Bundes. Bei Crusius ist es allein der Graf von Eberstein, der heimlich mit einem Heere kommt, um sich Eberhards zu bemächtigen. Sattler nennt außer ihm noch Wolf von Wunnenstein, den Uhland hinzufügte, nicht allein um die Gefahr zu steigern, sondern auch weil er diesen in der vierten Ballade auftreten lassen wollte. Die Ebersteine hatten früher nach Crusius einen schwarzen Eber im goldenen Felde auf einem grünen Felsen im Wappen; statt dessen gab ihnen der Kaiser eine rothe Rose auf weißem Grunde mit einem Saphir in der Mitte, als der Papst dem damals zu Rom weilenden Grafen am Rosensonntage (Lätare) eine solche Rose verehrt hatte. Uhland verband beides zu seinem Zwecke. Die drei Beile im Wappen des Wunnensteiners nahm er gleichfalls aus Crusius, eben so den Beinamen; denn dieser sagt bei Beschreibung der döffinger Schlacht, von dem Glanze seiner Waffen, dessen er sich rühmte (er nennt ihn aber Winnenstein), habe er den Beinamen der gleißend Wolf erhalten. Treffend befiehlt der Graf zwischen den Aeußerungen über die drohende Gefahr dem Edelknaben nacheinander, ihm Leibrock und Mantel zu geben und ihm das Schwert zur Seite zu binden.*) Als er die ihm drohende Gefahr sich lebhaft vorgehalten, bietet sich ihm der

*) Zuerst redet er ihn Junge, dann Knabe an, zuletzt läßt er jede Anrede weg.

Hirt*) zur Rettung an, deren Beschreibung Uhland wirksam belebt hat.**) Bei Crusius fand er nur die Angabe, zur Nachtzeit habe ein Bauer ihn durch die Wälder in Sicherheit gebracht oder er sei von einem Manne auf dem Rücken über die Höhen getragen worden. Besonders glücklich ist die Freude über die Gutmüthigkeit des Volks, dessen Rechte ein Fürst nie verletzen dürfe. Das Schlagen der Münze und das Umgeben des Wildbads mit einer Mauer nahm Uhland aus Crusius, hat aber beides glücklich gewandt; jener bemerkt, auf der einen Seite der silbernen Münze sei ein Kreuz, auf der andern eine Hand gewesen. Daß Wildbad und die umliegenden Orte verwüstet wurden, ist übergangen.

2. Die drei Könige zu Heimsen.

Die Vergeltung Eberhards an den Feinden. Freilich ereignete sich diese Geschichte erst viel später, ja drei Jahre nach des Rauschebart Tod (1395) unter dessen Enkel Eberhard dem Milden.***) Aber Trittenheim erzählt sie gleich nach dem Ueberfall im Wildbad, freilich später noch einmal wörtlich übereinstimmend zur rechten Zeit. Uhland machte hier vom Rechte des Dichters Gebrauch; denn Trittenheims Irrthum konnte ihm nicht entgehn. In Wirklichkeit setzte es Eberhard durch, daß der Graf von Eberstein in die Acht erklärt wurde, und er eroberte die Burgen seiner abgefallenen Lehnsleute. Trittenheim berichtet: „Die Adligen brachten mit dem

---

*) Der Dichter hat beidemal die alte Form Hirte, die auch Schiller sich gestattet, wie im Tell I, 4.

**) Bergunter und bergauf! geht es. Es ist hier nicht vom Anfange des Weges die Rede, der unmittelbar hinter dem Bade steil aufsteigt.

***) Notter hat S. 9* darauf hingewiesen, daß Uhlands Großvater eine dissertatio de Eberhardo Miti, comite Wirtembergensi (Tübingen 1761) geschrieben hatte; aber kaum dürfte diese auf unsern Balladenkranz eingewirkt haben.

genannten Grafen von Eberstein ein großes Heer zusammen, und wählten drei Hauptleute, die sie auch Könige nannten. Als sie in der Stadt Heimsheim waren, an dem Orte Wiringö, nicht weit von der königlichen Stadt Weyl, von wo sie am folgenden Tage gegen Graf Eberhard auszuziehen gedachten, kam dieser ihnen zuvor und erschien während der Nacht mit einem Bauernheere und Hülfstruppen der königlichen Stadt Eßlingen vor Heimsheim, und schloß dieses enge ein, so daß niemand heraus konnte. Da nun der Graf von Eberstein und die übrigen adligen Ritter, welche drinnen waren, sich von Eberhard überrascht sahen, bewunderten sie dessen Kühnheit, sie beschlossen aber sich tapfer zu vertheidigen, Steine und Geschosse ununterbrochen durch die Mauer auf das würtembergische Heer zu werfen. Doch der Graf befahl den zahlreichen Bauern, die ihm gefolgt waren, Holz aus dem nahen Walde zu holen, es rings um die Mauer zu legen, Steinöl und Pech darauf zu thun und es anzuzünden. Da die Belagerten dies sahen, baten sie um Frieden, den sie unter der Bedingung erhielten, daß alle Eingeschlossenen durch ein Thor gehn mußten. Und als nun die Adligen so hintereinander herauskamen und unter ihnen auch die drei Hauptleute, die sich Könige genannt hatten, sagte ein witziger Bauer, der sich mit andern beim Thore befand: „Ha, wie schön ist es! siehe da kommen drei Könige; wäre noch ein vierter dabei, so hätten wir ein ganzes Kartenspiel.“ Die Grundzüge sind hier beibehalten, nur mit großem Geschick belebt. Von einem Vertrage ist nicht ausdrücklich die Rede; und doch muß ein solcher angenommen werden, da sonst die Herauskommenden bewaffnet, zur Gegenwehr bereit, nicht mit unbedecktem Haupte sich hervorwagen und ruhig durchgelassen werden würden. In Str. 10, 3 ist angedeutet, daß man überrascht war, die Schlegler nicht verzweifelnd hervorstürzen zu sehn. Eberhard hat nach Uebereinkunft mit den Eingeschlossenen befohlen,

daß man ein Thor frei lasse und niemand die Herauskommenden angreife; erst wenn sie durch die den Weg besetzenden Krieger zu ihm gekommen, nimmt er sie gefangen. So muß wohl die Stelle gefaßt werden. Daß die Darstellung hier nicht deutlich genug ist, kann nicht geleugnet werden. Durch die Erwähnung des Wunnensteiners wird die zweite Ballade mit der ersten verbunden. In der Rede des Bäuerleins wird die Hoffnung, auch den vierten zu bekommen, ausgesprochen.*)

3. Die Schlacht bei Reutlingen.

Diese zehn Jahre nach dem Ueberfall im Wildbad erfolgte Schlacht versetzt uns in den Kampf mit den Reichstädten, der dadurch veranlaßt wurde, daß Kaiser Wenzel im August 1376 die Städte Weyl, Eßlingen, Gmünd nebst mehrern Dörfern mit allen Rechten, Nutzungen und Steuern an Eberhard verpfändet hatte. Diese Städte vereinigten sich mit vielen andern, und fielen, da sie von friedlichem Vertragen nichts wissen wollten, verheerend in Eber-

) Heimsen ist die volksthümliche Form für Heimsheim, wie auch sonst das schließende heim oft verkürzt wird. — Str. 2, 4. Schlich, Schleichweg, geheimer Weg (1 Str. 15, 2), was auch Schiller im Tell braucht. Vgl. die Erläuterungen S. 160 — Str. 3, 4. Den Landfrieden hatte Karl IV. befohlen; alle Zwiste sollten vor bestimmten Richtern geschlichtet werden. Von Eberhard waren viele Lehnsleute abgefallen, deren Burgen er eroberte. — Str. 6, 2—4 bezeichnen die Verwunderung der Belagerten. Hei! Vgl. oben S. 244. — Str. 10, 2. Leise, ohne Geräusch zu machen, lose, ohne starkes Drücken. — 3. Ziehts. Es von der still hinziehenden Schaar der früher so stolzen Feinde. — Str. 11, 1 Statt drei stand einige Zeit durch Druckfehler die. — 2. Unter sich, abwärts, wie auf dem Leichensteine Hermanns von Sachsenheim steht: „Mein Schild und Helm hängt unter sich" (Uhlands Schriften II, 247 f.). Götzinger vergleicht das schweizerische absi, nidsi. — 3. Gemachsam, gemächlich, langsam. — Str. 13, 2. Schmollen, schwäbisch für lächeln, wie es auch Schiller braucht. Vgl. die Erläuterungen zu Schillers Fiesko S. 164*.

hards Land ein. Dieser belagerte eben Ulm; auf die Kunde von dem Einfalle sandte er seinen Sohn Ulrich gegen Reutlingen, der sich auf das die Ebene beherrschende hohe furchtbare Bergschloß Achalm legte. Crusius, dem Uhland ganz folgt, berichtet: „Im Jahre 1377 erlitten der Graf von Würtemberg und die Adligen zwischen der Feste Achalm und der Stadt Reutlingen eine blutige Niederlage. In der Nacht auf den 14. Mai gingen die Bürger von Reutlingen mit ihren Bundesgenossen, 700 an der Zahl, aus der Stadt, um Beute zu machen und dem würtemberger Herrn zu schaden. Sie kamen zur Morgenzeit nach Urach, wo sie raubten, was sie konnten; auf der Rückkehr durch das uracher Thal brannten sie das Dorf Tettingen nieder, nachdem sie einige Landleute getödtet hatten, und raubten vor dem Frühstück siebenhundert Stück Vieh; ihnen schlossen sich andere aus der Stadt Reutlingen an. Da stieg Ulrich von Würtemberg, der Sohn des Grafen Eberhard, um den Berg herum von der Burg Achalm hernieder mit vielen tapfern gewaffneten Männern, an 232 Landsknechten, Grafen und Herren, goldgeschmückten adligen Rittern, um den Bürgern ihre Beute zu entreißen, ja, wenn es gelänge, selbst in die Stadt einzudringen. Die Vornehmen stiegen zwischen der Vorstadt und der Leonardskapelle auf Wiesen und Feldern von ihren Pferden herab und kämpften zu Fuße. Aber mehrere, die in der Stadt waren und dies bemerkt hatten, brachen plötzlich aus einem sonst verschlossenen Thore hervor und kamen den Ihrigen tapfer zu Hülfe. Da entspann sich die fürchterlichste Schlacht; der Adel, vorn und hinten von den Feinden eingeschlossen, wurde besiegt, viele tapfere und ausgezeichnete Männer getödtet.“ Unter den mehr als sechzig werden angeführt: „Graf Friedrich von Zorn (Zollerensis) und Salzburg, Ritter, genannt von Eselsberg, Graf Ulrich der Schärer, Pfalzgraf von Tübingen, Herr von Herrenberg, Graf Hans von

Schwartzenberg, Herr Götz (Gottfridus) der Schoderer von Wieschheim (Weißenheim) Ritter, der Fahnenträger gewesen, Berchtold von Sachsenheim, Krieger, und dessen Sohn Friedrich, und Johann von Lustnow.“ Crusius fährt fort: „Später, als Friede geschlossen war, kamen viele Beamte und Wappner (vgl. S. 144 f.), die ihre Herren suchten, aber nicht alle fanden. Sie sagten aus, daß man 86 Ritter und Vornehme vermisse. Doch mehr als die genannten wurden nicht aus der Stadt gebracht, abgewaschen und mit weißem Gewande bedeckt. Man fügte hinzu, viele seien verwundet; einige von diesen waren nach Achalm gebracht worden. Aber man ließ keinen fortbringen, dessen Namen nicht der Diener angegeben hatte. Auch Graf Ulrich von Würtemberg war verwundet worden und hatte sich kaum zu Pferde nach Achalm gerettet.“ Weiter berichtet Crusius: „Im Jahre 1378 trauerte Graf Eberhard von Würtemberg über die Niederlage bei Reutlingen. Man sagt, er habe das Tischtuch zwischen sich und seinem Sohne zerschnitten.“ *)

Auch hier hat sich Uhland genau an die vortrefflich von ihm ausgeführte Ueberlieferung gehalten, nur wo er eine besondere Wirksamkeit zu erreichen suchte, ist er davon abgewichen. Er läßt Ulrich mit seiner Schar längere Zeit auf Achalm liegen und von dort aus die Stadt beunruhigen. In der blutigen Schlacht spielt er äußerst wirksam auf die vielen Gerbereien und Färbereien zu Reutlingen an. Bei der Erinnerung an den sagenhaften Ursprung des Namens Achalm schwebt wohl die Sage vor, von welcher Schwab vor ein paar Monaten eine Bearbeitung im Morgenblatte gegeben hatte. Nach dieser stürzt aus der bei der Belagerung angezündeten Burg der Besitzer heraus und wird tödtlich verwundet, wobei er den Aus-

*) Strafe für ein entehrendes Vergehen von Edelleuten, die man dadurch für ehrlos erklärt. Man legte ihnen auch das Brod verkehrt.

ruf: „Ach Allmächtiger!" nicht zu Ende führen kann. Freilich spricht Uhland von einem Mörder, der wohl den Ritter im Angesichte seines Schlosses getroffen haben soll. Die ganze Beziehung auf die volksthümliche Ableitung des Namens, ähnlich denen von Aachen (Ach!), Duderstadt (gib du der Stadt den Namen, ist nicht glücklich. Uhland denkt sich, Ulrich hätte dasselbe begegnen können, als er vor der Burg (vgl. Str. 10, 4) vom Rosse sank. Die Knappen läßt er gleich am andern Morgen ihre Herren aufsuchen, obgleich keines vorangegangenen Vergleiches gedacht ist, und bei ihrer Wegführung (es ist nicht gesagt, wohin man sie bringt) die Glocken der Stadt läuten. Auch bemerkt er, daß die Namen in den Fenstern des Rathhauses in bunten Farben zu lesen sind. Bei dem Grafen von Zollern fügt er eine Beziehung auf den künftigen Glanz des Hauses Zollern hinzu, bei den Sachsenheimern deutet er auf ihr Wappen und eine Gespenstersage. Die Lilien und den Mohn erklärt Götzinger (etwa nach eine Bemerkung Uhlands selbst?) für das Wappenzeichen der Sachsenheimer. Uhland nennt als Wappen des Dichters Hermann von Sachsenheim zwei Hörner.*) Daß auf ihrem Schlosse ein Geist wandle, der, wie die weiße Frau, seit lange ein dem Geschlechte drohendes Unglück verkündet habe, ist Uhlands freie Zuthat, dagegen nahm er die Sage von dem wiedererstandenen Herrn von Lustnau, deren Geschlecht man davon die Todten genannt, aus dem Volksmunde.**) Um den schweren Verlust des Adels besonders anschaulich darzustellen, wählt er den Leichenzug; außer dem Bannerführer nennt er drei Grafen, zwei Ritter (Vater und

*) Schriften II, 246.

**) Crusius gedenkt ihrer im liber paralipomenos seiner Annales. Später hat Uhland den Todten von Lustnau eine besondere Untersuchung gewidmet (Schriften VIII, 451 ff.).

Sohn) und einen Herrn*), der hier liege, wie einst einer der Vorfahren aus dem Grab erstanden. Den ergreifenden Schluß, daß der Vater die Ehre des Sohnes durch die Ueberlistung von Seiten der Städter für verloren hält, bot gleichfalls Crusius; er schließt nicht allein treffend ab, sondern bildet auch das Verbindungsglied mit der folgenden Ballade.**)

4. Die döffinger Schlacht.

Auch bei dieser elf Jahre nach der Niederlage bei Reutlingen fallenden Schlacht liegt die Darstellung von Crusius zu Grunde, der sie gleichfalls mit jener in enge Verbindung bringt. Der Städtebund hatte sich außerordentlich verstärkt, aber auch die Adligen sich in dem sogenannten Löwenbunde enger als je zusammengeschlossen. Es bedurfte nur des geringsten Anlasses zum erbitterten Kampfe. „Die Augsburger, die Ulmer und andere Städte fielen im August 1388 in Würtemberg ein", berichtet Crusius, „und kamen alles verheerend bis zum Dorfe Döffingen (Töffingen) bei Wyl. Dort war ein nach alter Sitte stark befestigter Kirchhof, auf welchen die Ackersleute aus Kriegsfurcht ihre Sachen gebracht hatten, die sie beschützten. Diesen begannen die Städter zu belagern und sie wollten sich des Besitzes bemächtigen. Eberhard, von der Gefahr der Seinen benach-

*) Crusius sagt später, bei Reutlingen seien drei Grafen mit vielen Adligen umgekommen.

**) Das schöne Bild vom Adler Str. 1, 1 ff. wird im vierten Verse aufgegeben, wo Drang von der Bedrängniß steht. — Str. 3, 2. Kein Huf noch Horn, alliterirende Verbindung. Das erstere geht auf kleines Vieh (Schafe), das andere auf das große (Vieh). So sagt auch Schwab: „Kein Huf und Horn erschallt." — Str. 7, 1. Zwinger ist der Raum zwischen der Stadtmauer und der ersten Häuserreihe. Crusius nennt statt dessen eine Vorstadt. — Str. 15, 1 sollte von nach Götz nicht fehlen. — Str. 16, 1. Schildesamt heißt die Ritterschaft. — Str. 17, 4 ist das Präsens weist nach längst doch wohl etwas hart.

richtigt, eilte mit dem Pfalzgrafen vom Rheine, dem Markgrafen von Baden, dem Burggrafen von Nürnberg, den Grafen von Oettingen, Helfenstein, Bitsch und Katzenelnbogen, dem Bischofe von Würzburg u. a. zu Hülfe. Er nahm seinen Weg über Leonberg. Die Feinde hatten eine Reiterei von 800 Lanzen, Eberhard aber 600 Reiter und 2000 Mann würtembergisches Fußvolk. Es kam zum Kampfe. Als die Vornehmen abgestiegen waren, begann der edle Graf Ulrich, um die Scharte von Reutlingen auszuwetzen und seine Tapferkeit dem Vater zu beweisen, allen voran heldenhaft zu kämpfen, allein bald wurde er tödtlich getroffen und fiel erschöpft nieder, mit ihm einige andere; denn das erste Zusammentreffen pflegt erbittert zu sein. Er wurde von den Nächsten aufgehoben, fortgetragen und auf den Stumpf eines abgehauenen Baumes gesetzt, wo er bald Gott seine Seele zurückgab. Die Schlacht wird fortgesetzt, obgleich der Verlust eines solchen Fürsten die Würtemberger entmuthigte. Als man dem Vater den Tod Ulrichs meldete, wurde dieser so wenig dadurch niedergeschlagen, daß er den Seinen in deutscher Sprache zurief: „Erschrecket nicht! Er ist wie ein anderer Mann! Stehet tapfer! Siehe, die Feinde fliehen!“ Und zugleich drang er mit dem Schwerte rechts und links in die Feinde. Diese wurden dadurch in Furcht gesetzt und sahen sich um, wer von den Ihren fliehe. Da alle, die auf Eberhards Seite kämpften, tapfer drauf losgingen, wurden die Städter verwirrt und flohen. Die Adligen erfochten einen ruhmvollen, aber nicht unblutigen Sieg, am Tage vor Bartholomäus [also am 23. August], einem Sonntage, an welchem die Schlacht morgens begonnen hatte. Der Sieger Eberhard, der in der Schlacht den Schmerz wegen des Sohnes klug verborgen hatte, konnte ihn in der Nacht nicht mehr zurückhalten, sondern er betrauerte ernstlich jenen als seinen einzigen Sohn. Am andern Tage soll er die frohe Kunde empfangen haben, daß die

Gattin seines Enkels Antonia einen Sohn geboren habe. Da soll er ausgerufen haben: „Sei es Gott gelobt! Fink hat wieder Samen."*) Crusius fügt hinzu, außer Gott habe man den Sieg besonders Wolf von Winnenstein verdankt. Dieser, der lange Zeit Eberhards Feind gewesen, habe, da er die wachsende Macht der Städte gefürchtet, Eberhard seine Hülfe angeboten. Die Rathgeber des Grafen beriethen sich darüber, da sie ihn aber für einen verdächtigen Freund hielten, lehnten sie seine Hülfe höflich mit der Bemerkung ab, der Graf sei stark genug, die Feinde zu besiegen. Bei Döffingen sei er gerade erschienen, als nach Ulrichs Tode der Muth der Adligen gesunken gewesen, und nicht allein durch das muthige Wort Eberhards, sondern auch durch den „gleißenden Wolf", der plötzlich herangesprengt gekommen, sei der Sieg errungen worden, den die Feinde schon in der Hand zu haben geglaubt. Eberhard dankte ihm nach dem Siege und bat ihn, mit ihm nach Stuttgart zu reiten. „Ich will es thun," erwiederte dieser, „und deine Güte versuchen." Aber kaum waren sie anderthalb Meilen zusammen geritten, so sprach „Gleißenwolf" plötzlich: „Ich bin weit genug gegangen. Gute Nacht! es steht im alten Rechten."**) Mit diesen Worten wendete er sein Pferd und sprengte nach links davon. Auf diesem Wege traf er im nächsten Dorf Zuffenhausen eine Herde, von welcher er und sein Gefolge einen guten Theil mit sich führten. Die Landleute eilten nach Stuttgart und klagten, was ihnen geschehen sei. Graf Eberhard aber sprach lachend: „Das alt Wölflin hat einmal ein Kochfleisch geholt." Lange Zeit nach der Schlacht

*) Vogelsamen. Der Fink verhungert nicht, sondern wird sich erhalten, das Geschlecht sich fortpflanzen.

**) Diese Worte fügt Crusius den gleichbedeutenden lateinischen hinzu: „Vale, comes Eberharde, repetemus postmodum, quae antehac inter nos exercuimus studia.

fand man in einem dort gefällten Baume eine volle Rüstung mit den Gebeinen eines Kriegers, der auf der Flucht sich dort verborgen hatte oder beim Klettern auf den Baum in denselben gefallen war und nicht mehr heraus gekonnt hatte.

Auch hier ist Uhland in allen Hauptzügen seiner Quelle gefolgt, nur hat er der Geschichte mit dem Wunnensteiner ihre passende Stelle angewiesen. Er läßt ihn sich anmelden*), als Eberhard bereits zu Döffingen ist, und dieser selbst weist ohne weiteres seine Hülfe ab, mit launiger Hinweisung auf die ihm zur Erinnerung an seine Rettung aus dem Wildbad geschenkte Münze. Daß Wolf später mit ihm eine kurze Strecke zusammen geritten, mußte er aufgeben. Dieser verzichtet nur auf den Dank und will seine alte Selbständigkeit gegen Eberhard aufrecht halten, wie dieser es ja auch seinerseits gethan; daß er ihm den durch seine Mithülfe errungenen Sieg höhnend vor die Füße werfe, ist eine ganz falsche Auffassung Notters (S. 393). Bei Uhland muß Eberhard den Sohn erst in der Nacht zu Döffingen beweinen, wie es eigentlich auch Crusius andeutet, und das Ganze mit der frohen Hoffnung auf den ihm geborenen Enkel schließen. So empfängt er denn die Kunde vom Raube der Herde auf dem Rückwege bei Zuffenhausen,**) und auch die gute Nachricht, ehe er Stuttgart erreicht. Dadurch erhalten wir einen hübschen Gegensatz und das Gedicht gewinnt einen heitern Abschluß. Das Auffinden des alten Harnisches mit dem Gerippe ist glücklich

*) Reisig (Str. 4, 1), vom gewaffneten Reiter, wie Str. 17, 2 und sonst. — Banner von der seinem Banner folgenden Schar.

**) Nächt, gestern Abend, eigentlich zur Nachtzeit, aber dann auch für gestern überhaupt, wie auch nächten, nächtens. — Trieb, wie Trift, von der zu Weide getriebenen Herde. — Der gleißend' Wolf. Daß Uhland diese Form aus Crusius nahm, dürfte doch kaum zu billigen sein. Freilich sagt er anderwärts auch der jung' Roland (oben S. 239).

erweitert, doch könnte man freilich fragen, ob Str. 13 ein durchaus nöthiger Zug und der fern vom Schlachtfeld stehende Baum hier, wo es die blutige Schlacht gilt, durchaus an der Stelle sei. Die Abweisung des Wunnensteiners bildet hier den Uebergang zu Ulrich, der mit den Heereszuge seines Vaters gekommen. An erster Stelle werden neben den von Crusius erwähnten Augsburgern und Ulmern die Reutlinger genannt,*) deren Anblick Ulrich mit bitterm Groll erfüllt, und er sprengt zu seinem Vater, um diesem zu versprechen, daß er heute den Tag von Reutlingen sühnen werde. Der Name des Löwenbundes wird mit großer Wirksamkeit Str. 7 benutzt, (wobei vielleicht Hor. carm. III, 2, 11. 12 vorschwebt), die Namen Rauschebart und Eberhard Str. 9, 4 gleichsam in Szene gesetzt, wie auch des Crusius Ausdruck, Ulrich habe Gott seine Seele zurückgegeben, Str. 8, 2. Die in der Weise des Nibelungenliedes eingefügten Ausrufe mit hei (vgl. oben S. 264*) Str. 7, 3. 9, 4 heben bedeutsam die Schilderung, und die Theilnahme an dem Falle Ulrichs wirkt mächtig, nur könnte man hier fast daran Anstoß nehmen, daß nach dem Eichenstumpf (8, 1) zwei Verse später die Eiche selbst erwähnt wird, was fast spielend scheint. Glücklich ist die aus dem Monat der Schlacht, dem Erntemonat, hergenommene Bezeichnung derselben als einer blutigen Erndte, eine schon von Homer an gangbare Vergleichung.**) Den Antheil des Wunnensteiners am Siege kann Uhland nicht so bedeutend erscheinen lassen als Crusius in Widerspruch mit seiner eigenen Darstellung; dieser entscheidet erst die Schlacht, nachdem Eberhards Heer in Folge

---

*) In den Worten der Städte Scharen stand einige Zeit der Druckfehler Städter.

**) Sichelfest, auch Sichelhenke, heißt in Schwaben das Erntefest. Str. 2, 3 war die Sense genannt.

seines „seltsam*) listigen" Wortes die Reihen der Feinde durchbrochen hat, da sein plötzliches Erscheinen und sein fürchterliches Einhauen neuen Schrecken verbreiten. Vielleicht hätte hier noch bezeichnet werden können, daß er an einer andern Seite auf die Städter eingedrungen. Wenn Wolf sein Einfallen in die Feinde einen Schwank nennt, so deutet er wohl darauf, er habe Eberhard dadurch einen Possen gespielt, daß er wider dessen Willen ihm zu Hülfe gekommen, bloß um den Städtern eines zu versetzen.

77. Der Schenk von Limburg.**)

Am 28. und 29. September 1816 gedichtet. An Kaufmann schrieb Uhland, das Gedicht „habe keinen bestimmten Sagengrund, es sei bloß durch eine Figur in der Kirche zu Gaildorf und die Deutung derselben aus der Phantasie Kerners veranlaßt". Und auf einer ähnlichen Mittheilung Uhlands muß es beruhen, wenn Götzinger in der dritten Ausgabe äußert: „So viel ich weiß, sollte hier ein Gemälde gedeutet werden, das in einer Kirche der Grafschaft Limpurg hängt." Die Kirche zu Gaildorf in der ehemaligen schwäbischen Herrschaft Limpurg, wo Kerner bis 1818 praktischer Arzt war, ist 1868 abgebrannt. Wenn dort „nach dem Urtheil gewiegter Alterthumskenner" irgend ein Denkmal, welches den Inhalt des uhlandischen Gedichtes etwa wiedergäbe, sich nie befunden haben soll, wie Eichholtz erfuhr, so glauben wir Uhlands Angabe entschieden jener fünfzig Jahre nach Kerners Entfernung geäußerten Behauptung gegenüber aufrecht halten zu müssen. Eine unscheinbare

*) Seltsam, weil es Eberhard spricht in dem Augenblicke, wo er den bittersten Schmerz verheimlichen muß. — Lan statt lassen. Das auch in den Nibelungen erscheinende lan ist die einzige aus der Volkssprache genommene Kürzung, die sich der Dichter in unsern Balladen gestattete.

**) Vgl. Eichholtz S. 23 f.

Figur, etwa aus Holz, konnte leicht von andern übersehen werden, während sie Uhland und Kerner auffiel. Ob Kerner bloß seiner Phantasie hierbei gefolgt, könnte man bezweifeln. Daß ein stehender oder knieender Ritter in der zu Limpurg gehörenden Kirche einen Ritter aus dem heimischen Grafengeschlecht darstellte, wäre nicht auffallend. Der erste Herr von Limpurg, der ausdrücklich Schenk (pincerna aulae) genannt wird, ist Walter; seiner gedenkt eine Urkunde von 1214. Weiter findet sich ein Walter als Schenk in Urkunden von 1230—1287. Wir haben hier jedenfalls zwei verschiedene Herren von Limpurg. Einer von diesen wird der unter dem Namen „der Schenk von Limpurg" in der manessischen Sammlung vorkommende Minnesinger sein. Seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts führten sie den Beinamen der Semperfreien, der vielleicht Uhland bei unserer Dichtung vorschwebte. Das Geschlecht starb 1714 aus.*) Unsere Geschichte würde, wenn jener Walter wirklich der erste Erbschenk war, unter Friedrich I. fallen, doch ist es fraglich, ob sich Uhland wirklich einen bestimmten Hohenstaufenkaiser hier dachte. Ihm war es nur darum zu thun, hier das Bild eines im Walde und auf der Jagd umherschweifenden, jeden Zwang des Lebens fliehenden adligen Herrn zu schildern, wozu er die Hauptzüge von jener Figur in der gaildorfer Kirche nahm, die hohe Gestalt, den Jägerhut, das Lederwamms, das Trinkgeschirr im Gürtel zur Linken, den Jagdspieß in der Rechten. Die Sage ist auf das glücklichste erfunden;**) besonders tritt auch der

*) Vgl. Geprüfte Nachrichten zur Betrachtung der Geschichte des Hauses Limpurg (1775). Prescher „Geschichte und Beschreibung der Reichs-Grafschaft Limpurg" (1789. 1790). Von der Hagen „Minnesinger" IV, 126 ff. Ueber das Amt des Erbschenken vgl. Karl von Mosers kleine Schriften V, 9 f.

**) Möglich ist es immer, daß Eichholtz Recht hat, wenn er an die Geschichte denkt, die Uhland in seinen Vorlesungen bei Gelegenheit der Sagen von

auf Hohenstaufen, in der Nähe von Limburg weilende Kaiser als ein zum Scherz geneigter freundlicher Herr hervor, so daß wir ein hübsches Bildchen aus jenen noch menschlichern Tagen erhalten, wo der Kaiser durch ein schlaues Mittel seinen Erbschenken (Erzschenk war der König von Böhmen) gewann und einen freien Herrn an sich heranzog. Freilich entspricht diese Vorstellung nicht ganz den wirklichen Verhältnissen, da die vornehmen Herrn doch dem Dienste des Kaisers nicht so sich entziehen konnten, wie es hier angenommen wird. Die Anordnung des Gedichtes ist ganz einfach, da nach der Schilderung des Grafen des Jagdzuges des Kaisers gedacht wird, auf dem sich die Geschichte begab. Der Kaiser will sich zuerst des Jagdspießes des Grafen versichern, läßt ihm aber diesen auf seine Bitte und verbindet ihn sich durch eine Ehre, die er an eine Dienstleistung knüpft, zu welcher derselbe sich gern verstanden hat. Der Ausdruck ist einfach und frisch, echt volksthümlich, ohne sich in den niedern Ton zu verlieren.*)

Kaiser Friedrich aus den Cento novelle (23) anführte (Schriften I, 498 f.), wonach der Kaiser auf der Jagd, wohin er in grünen Kleidern ging, einen Müßiggänger an einer Quelle sitzen fand, den er um einen Trunk aus seinem Weinbecher bat. Das Weitere ist ganz abweichend.

*) Nur „war von hohem Wuchs" (Str. 2, 8) schließt sich etwas schleppend an, und Str. 3, 3 „Ging doch zu Fuß von dannen" dürfte gezwungen sein. — Str. 4, 3. Mit hellen Haufen nach dem gangbaren mit hellem Hauf (wie im Volkslied, Goethes Götz und im Goldschmiedsgesell), bei Wieland in hellen Haufen, in voller Zahl. — 5. Rannte, auf dem Pferde. Daß er vom Pferde (vgl. Str. 8, 4) steigt, wird Str. 5, 2 übergangen. — 7. Jagdgesinde, wie Hofgesind 69 Str. 18, 4. — Str. 7, 2 Ohn' alle Fährde, Fährde, ohne weiteres, ohne Arg, wie es in Goethes Tischlied heißt: „Darum schwör' ich feierlich Und ohn' alle Fährde." — 3. Neben, daneben. — 7. Launig nimmt er den Spieß aus kaiserlicher Befugniß in Beschlag, verfängt ihn. — Str. 10, 7. Büßen, schwäbisch und schweizerisch für trinken, eigentlich die Kehle reinigen, wie auch ausputzen steht. Vgl. Uhlands Metzelsuppenlied Str. 2, 8

78. Das Singenthal.*)

Am 19. Juli**) 1834 gedichtet, wahrscheinlich nach einer Sage über den Ursprung des Namens Singenthal, den ein Thal bei Glems im würtembergischen Oberamte Urach führt. Da Götzinger, der von Uhland selbst Mittheilungen über die Quellen der von ihm erläuterten Gedichte erhielt, ausdrücklich einer mündlich fortgepflanzten Sage gedenkt, so wird er auch hierin des Dichters eigener Aeußerung gefolgt sein. Doch dürfte die Ausführung ganz Uhland angehören. Der Schall des Hornes galt als eine rechtliche Bestimmung; die Belehnung geschah durch einen goldenen Ring. Beides hat Uhland trefflich zu seinem Zwecke benutzt. Der Inhalt des balladenartigen Gedichtes ist nicht die sonderbare Art, wie das Mädchen, dessen Person und Gesang eben so wenig bestimmt gezeichnet hervortritt wie der greise Herzog, sondern die Veränderung, welche das Thal erfuhr, als das Mädchen dasselbe erhalten hatte, wobei wieder die sonstigen Verhältnisse der Glücklichen, die Veränderungen ihres neuen Lebens, ganz übergangen werden. Demnach heißt das Gedicht mit Recht das Singenthal. Götzinger verfehlt ganz die Bedeutung desselben, wenn er bemerkt: „Das Kind der Natur steht dem Großen der Erde gegenüber, ihr fröhlicher Gesang dem wüsten Treiben der Jagd; der Anblick des Naturkindes erregt Wehmuth und Sehnsucht in der harten Brust des Jägers; zuletzt der Segen ihres Waltens im Gegensatz zum unnützen Lärm der Jagd." Der so lange auf wilder Jagd unruhig Umhergetriebene wird plötzlich durch den aus vollem Herzen fließenden Naturgesang des Mädchens,

*) Vgl. Eichholtz S. 26.

**) Nach Holland. Uhlands Wittwe gibt S. 251 bei Mittheilung von Uhlands Aufzeichnungen der Entstehung der Dichtungen dieses Jahres den 20. an.

das ihm freundlich ihre eben gepflückten Erdbeeren anbietet, auf wunderbare Art beruhigt und beseligt, der volle Friede des Herzens kehrt bei ihm ein. Er verspricht aus Dankbarkeit dem Mädchen alles Land, so weit von dem Birkenhügel in ihrer Nähe ihr Lied erschalle; und siehe, auf wunderbare Weise erklingt dies so weit (ob all dem stillen Grund), wie sein Jagdhorn reicht, wobei natürlich der Unterschied des Raumes zwischen dem Eichenhügel, auf welchem er sitzt, und dem Birkenhügel nicht in Betracht kommt. So hat er, ohne es zu ahnen, durch sein Wort das ganze Waldthal dem Mädchen geschenkt, aber er ist entschlossen, sein Wort treu zu halten. Das, was geschehen, ist ihm ein Wink des Schicksals, daß es mit seinem Jagen zu Ende sei. Zum Zeichen gibt er der neuen Herrin seinen goldenen Ring. Dieses, das, um Erdbeeren zu pflücken gekommen war, bringt mit diesen zugleich den Vergabungsring des Herzogs nach Hause. Etwas unangenehm könnte es berühren, daß das Mädchen den alten Herzog an seiner Eiche allein läßt, wo er wohl bald auf ewig einschlummern wird, aber die Freude über sein Glück ist gar zu groß, als daß es diese nicht laut verkünden sollte, und so eilt es, nachdem es seinen Dank ihm zugenickt (sein Glück läßt es verstummen), den Seinen zu. Das heitere, fröhliche Land- und Hirtenleben, das jetzt herrscht, ist glücklich im Gegensatz zu dem wilden, blutigen Jagdtreiben geschildert, wobei zugleich der Gegensatz des Liedes, welches das Thal erworben, zu dem früher herrschenden rauhen Jagdhorne hervorgehoben wird. Die Darstellung fließt einfach klar, der Ausdruck ist überall treffend bezeichnend, wobei besonders die glücklich gewählten Beiwörter wirken, das Ganze von süßem Wohllaut durchweht.*)

*) Str. 1, 3. Halde ist die abhängige Bergseite. — 7. Luftig, in der Luft klingend. — 8. Bann, von der fesselnden Zaubergewalt. — Str. 3, 3 nimmt

in seines Schalls Bereiche den vorhergehenden Satz auf; seines, des von jener Eiche erschallenden Hornes.

79. Lerchenkrieg.*)

Am 26. und 27. Januar 1847 gedichtet. Uhland fand im ersten von Klüpfel unter den Publikationen des literarischen Vereins zu Stuttgart eben im vorigen Jahre herausgegebenen Bande der „Urkunden zur Geschichte des schwäbischen Bundes" S. 247 folgende Angabe der Nördlinger vom November 1496**): „Nach altem ob Menschengedächtniß geübtem Gebrauch seien die Ihrigen bei zwanzig im vergangenen Herbst nach Lerchen gelaufen. Graf Joachim zu Oettingen***) habe sie, da sie außerhalb der Stadt einestheils auf dem Nördlingischen den Lerchen, der ein freier Vogel sei, nachgegangen, durch die Seinen, unerinnert, mit gespanntem Armbrust und wehender Hand auf des Heiligen Reichs Straßen überritten, zu Gelübd genöthigt und gedrungen, ihr Garn aufzuheben und füro ohne der Herrschaft Oettingen Wissen nicht mehr zu vogeln; einer sei auch blutrünstig geschlagen worden." Zwischen dem Haus Oettingen, das die Herrschaft über den ganzen fruchtbaren und herrlichen, 28 Stunden umfassenden Gau, der den Namen Rieß führt, für sich in Anspruch nahm, und der dort gelegenen Stadt Nördlingen, deren Gerechtsame jene auf ihre Ringmauern beschränken wollte, kam es oft zu blutigen Reibungen. Das gewaltsame Einschreiten der gräflichen Herrschaft gegen die auf dem Lerchenstrich begriffenen, in großen Scharen mit vielen Lerchenfurkeln, Klebegarnen, Pferden oder Ochsen ausgezogenen Städtern†) hat der

---

*) Vgl. Notter S. 402. Eichholtz S. 27.

) Irrig behauptet Notter, jener Band sei erst nach dem Erscheinen des Gedichtes veröffentlicht worden. *) Oettingen Wallerstein.

†) Man vergleiche etwa den Artikel Lerchenstreichen in der ökonomisch-technologischen Encyklopädie von Krünitz LXXVII, 264 ff.

Dichter hier zu einem blutigen, beiden Parteien verderblichen Kriege erhoben, über dessen Ausgang die dadurch verschonten Lerchen triumphiren, da sie ihren Fang als eine Verletzung ihres Naturrechtes betrachten. Sehr wirksam und trefflich ausgeführt ist der Gegensatz des für alle Theile so glücklichen Frühlings und des sonst den Lerchen, jetzt aber den beiden nach ihnen gierigen Parteien der Menschen Tod und Verderben bringenden Herbstes. Hier ist alles auf das feinste zu wirksamer Entgegenstellung berechnet. Auch der Uebergang vom Frühling zum Herbste wird mit anmuthiger Theilnahme an diesem Wechsel glücklich vermittelt. Dreimal vernehmen wir den Sang der Lerchen, zuerst beim fröhlichen Aufsteigen im Frühjahre, dann im Herbste, einmal, wie sie sich zum Wegziehen vorbereiten, dann am Morgen ihres Wegzuges; am Abend waren sie im Begriffe sich niederzulassen und so in die bereiten Netze zu fallen, aber durch den Kriegslärm verscheucht worden, am Morgen schauen sie das blutige Feld und feiern, indem sie nun zum Wegzuge sich erheben, den Tod der Gefallenen als Rache für die grausame Verfolgung der Menschen, mit Berufung auf ihr Recht als freie Lerchen.*) Die drei Morgengesänge der Lerchen zeichnen sich durch lebendigen Wohllaut aus, und gerade sie scheinen die Wahl des kleinen trochäischen Maßes veranlaßt zu haben.**) Das Ausrücken der

*) Wenn die Nördlinger die Lerchen frei nennen, so bezeichnen sie damit, daß die Herrschaft kein Jagdrecht auf sie hat, während diese selbst es von ihrer natürlichen Freiheit nehmen, die der Mensch nicht verletzen dürfe, und die auch unser Dichter in so weit anerkannte, als er die großartige Verfolgung dieser lieben Morgensängerinnen höchst mißbilligte; ist ja der Lerchenfang besonders an manchen Orten so bedeutend, daß nur ihre große Fruchtbarkeit ihre völlige Ausrottung verhindert.

**) Str. 2, 4. Nicht im Hause bleiben ließ. Der lustige Wirbel derselben treibt die Menschen ins Freie. — Str. 3, 3 Die goldnen Sporen, als Gabe des Kaisers, der ihm den Ritterschlag ertheilen soll. — Str. 5, 2 fällt

Städter und das Stellen der Klebegarne ist nur kurz beschrieben, sehr glücklich die Ueberraschung der das Einfallen in die Netze Erwartenden durch das gewaltsame Eindringen der Gräflichen dargestellt.*) Treffend werden die Reden des Grafen, der an der Spitze einer bewaffneten Schar (eines „reisigen Zuges") kommt, und des mit den Bürgern ausgezogenen Rottmeisters durch dasselbe Ruft eingeleitet und sich dadurch entgegengestellt.**) Bezeichnend ist es, daß der Graf, dessen Lust am Lerchenschießen schon Str. 4, 1 f. angedeutet ist, wo der Lerchenwirbel ihm auf eine große Fülle junger Lerchen im nächsten Herbst deutet, die Lerchenjagd als ein geheiligtes Recht für sich in Anspruch ruft, bei dem er sogar die heilige Jungfrau anzurufen wagt. Er selbst fällt zuletzt nach bitterm Kampfe, nachdem er sich vergebens auf das Schwert gestützt zu halten gesucht.

80. Ver sacrum.

Am 26. November 1829 gedichtet. Dem Dichter schwebte zunächst folgende Stelle des Paulus Diaconus in seinem Auszuge aus Sextus Pompejus Festus vor: „Einen heiligen Lenz (ver sacrum)

---

der Reichsstadt auf, nachdem der Stadt vorhergegangen. Gemeint ist beidemal Nördlingen. — Finstrem Thor, wie in Goethes Faust in der Szene vor dem Thor: „Aus dem hohlen finstern Thor." Finstrem schreibt Uhland, wie unsrem. — Str. 6 Rottenmeister. Rottmeister heißt der Führer einer Rotte, Compagnie, wofür später das Wort Corporal eingeführt wurde.

*) Die Lerchen werden beim Abendschein durch die Treiber, zuletzt mit Lärm in die Garne gejagt, in welche sie aus Furcht und von der hereinbrechenden Nacht geblendet sich haufenweis hereinstürzen.

**) Schwert vom Leder. Man sagt vom Leder ziehen. Die Scheide war von Leder. Götz von Berlichingen erzählt: „Ich vom Leder und mit der Wehr heraus." — Spieß herbei. Mit dem Spieße sollen sie gegen die Gräflichen anrennen. Die Bürger sind unter dem Schutze einer Rotte ausgezogen, um sich zu vertheidigen, wenn der Graf es wagen sollte, sie in Ausübung ihres Rechtes zu stören.

pflegten die Italer zu weihen; denn bei großen Gefahren gelobten sie, alle Thiere*) zu opfern, welche der nächste Frühling hervorbringe. Aber da es grausam schien, unschuldige Knaben und Mädchen zu tödten, so verhüllten sie diese, wenn sie herangewachsen waren, und trieben sie aus ihrem Lande." Dazu kam die Erzählung des Strabo V, 4 p. 250: „Als die Sabiner längere Zeit mit den Umbrern gekämpft hatten, gelobten sie, wie es Sitte der Griechen war, alles zu weihen, was dieses Jahr bei ihnen hervorbringen würde. Nach ihrer siegreichen Rückkehr opferten sie einen Theil des Ertrages, den andern weihten sie. Darauf trat Unfruchtbarkeit ein. Da sagte einer, auch die Kinder müsse man weihen. Und sie thaten so; die in jenem Jahre Geborenen brachten sie dem Mars dar, und als sie herangewachsen waren, sandten sie diese als Colonisten aus, wobei ein Stier sie führte. Da dieser im Lande der Opiker Halt machte, ließen sie sich hier nieder und vertrieben die Bewohner, den Stier aber opferten sie dem Mars, der nach dem Ausspruche der Wahrsager ihnen diesen zum Führer gegeben. Festus erzählt unter dem Worte Mamertini: „Als ganz Samnium von einer Seuche heimgesucht wurde, verkündete der Vorsteher jenes Volkes, Sthennius Mettius, vor einer Volksversammlung Apollo habe im Traume ihm mitgetheilt, wollten sie von dem Uebel befreit werden, so müßten sie einen heiligen Lenz weihen, alles opfern, was der nächste Frühling hervorbringe. Die Seuche hörte auf, als sie dieses gethan, aber zwanzig Jahre später brach eine neue aus. Apollo, den man wieder befragte, antwortete, sie hätten ihr Gelübde nicht erfüllt, da sie die Menschen nicht geopfert; wenn sie diese aus dem Lande trieben, würden sie von dem Leiden be-

---

*) Richtiger steht bei Festus, den Paulus auszog, unter dem Worte Mamertini alles.

freit werden." Nach demselben Festus unter dem Worte Sacrani hießen so die Bewohner von Reate, weil eine solche geweihte Schar die Ligurer und Siculer von dort vertrieben habe. Dionysius Antiquit. Rom. I, 16 nennt diese Besieger der Siculer Aborigines und erzählt, wie diese nach dem bei Griechen und Barbaren gemeinsamen Gebrauche eines heiligen Lenzes dorthin gekommen. Bei Ueberfülle des Volkes, Unfruchtbarkeit oder andern Leiden habe man die menschlichen Geburten eines Jahres einem Gotte geweiht und die Herangewachsenen bewaffnet ausgesandt. Auch die Römer pflegten noch einen heiligen Lenz zu weihen, aber nur vom Vieh. Vgl. Liv. XXII, 9. 10. XXXIII, 44. XXXIV, 4. Wie Uhland auf diesen Gebrauch des heiligen Lenzes gekommen, wissen wir nicht.*) Er verband damit die Sage, daß Ascanius die Stadt Lavinium, als die Bevölkerung zu groß geworden, verlassen und eine neue Stadt am albaner Berge gegründet habe, die von ihrer Lage und Ausdehnung den Namen Alba Longa erhalten (Liv. I, 3). Uhlands freie Dichtung ist es, daß die nach Alba gekommenen Colonisten ein heiliger Lenz gewesen, den die Latiner von Lavinium in dem Kriege mit den Etruskern geweiht. Nach der Sage hatte Turnus, der Gegner des Aeneas, sich mit dem etruskischen König Mezentius verbunden, aber nach dessen Besiegung herrschte Friede zwischen Latinern und Etruskern. Uhland läßt den Priester zuerst die Weihung alles Viehes und aller Frucht dieses Jahres aussprechen, dann aber auch die Jünglinge und Mädchen fordern, wobei er sich auf den alten Gebrauch bezieht, an den die Weihenden gar nicht gedacht hatten; es ist nicht die Jugend, welche dieses Jahr gezeugt,

*) Vielleicht las er den ersten Band der dritten Ausgabe von Niebuhrs römischer Geschichte, der im vorigen Jahre erschienen war. Dieser gedenkt des heiligen Lenzes S. 88. 101 f.

wie es das Vieh und die Frucht dieses Frühlings ist, sondern die eben in diesem Jahre mannbar gewordene, also die eigentliche Jugendblüthe. Nach italischem Gebrauch zog der heilige Lenz im zwanzigsten Jahre aus. Uhland bedurfte dieser Aenderung zur wirksamen Darstellung; auch wäre ihm eine genaue Bestimmung des vom heiligen Lenz betroffenen Alters sehr lästig gewesen. Unserm Dichter gehört auch der schöne Zug an, daß Mars unter dem auf die Spitze des Speers herniederfahrenden Blitze*) dem Priester seinen Verzicht auf das wirkliche Opfer der Jugend des Landes verkündet, und nur die Auswanderung verlangt, wobei er der neuzugründenden Colonie höchsten Kriegsruhm und Ausdehnung der Macht über den ganzen Erdkreis verspricht. Freilich gilt letzteres nur von Rom, und wir müßten somit annehmen, das von den Söhnen der albanischen Königstochter gegründete Rom werde als albanisch betrachtet. Aber im Grunde zwingt uns gar nichts, mit Götzinger an Alba Longa zu denken. Bei der Freiheit der Dichtung, die sich Uhland hier gestattet, kann es nicht auffallen, daß dieser aus dem bunten Gewirre der Ansichten über Roms Gründung, die er in Niebuhrs Werk so scharfsinnig entwickelt fand, sich eine neue Gründungsgeschichte Roms bildete, sich Rom als Colonie eines von Lavinium ausgegangenen heiligen Lenzes oder, wie er es selbst nennt, eines Weihefrühlings, eines gottgeweihten Frühlings dachte. Dadurch gewinnt unser Gedicht eben noch eine höhere Bedeutung, und um so wahrscheinlicher wird es, daß Uhland eben durch Niebuhr auf unsere Ballade gekommen. Seine Tagebuchaufzeichnungen geben darüber wohl nähere Auskunft; mir

---

*) Man wird hierbei an den in Schillers Ballade das eleusische Fest aus der Höhe fahrenden Blitz des Zeus erinnert. Vgl. die Erläuterungen zu Schillers lyr. Ged. II, 143 f.

standen diese nicht zu Gebote. Der Schwerpunkt des Gedichtes liegt eben in der dieser neuen Colonie, auf der des Kriegsgottes Segen ruht, verkündeten Weltmacht, wobei die Gewalt des sie beherrschenden religiösen Glaubens gleichsam die geistige Stimmung bildet, von welcher diese Verkündigung getragen wird. Durch seine Tapferkeit und Religion ist Rom so groß geworden. Man verkennt die so großartig die Macht des Priesterthums darstellende Dichtung auf das ärgste, wenn man mit Götzinger darin die „sittliche Idee“ sucht: „Nicht mit Opfern ist Gott gedient, sondern mit kräftigen Thaten; in der kräftigen Jugend liegt die Hoffnung und die Zukunft jedes Volkes“, was ja zwei Ideen sind. Notter (S. 411) meint, unser ernstes, markigtes, strenges Gedicht sei ein gelungenes Abbild des Volkes, dem es entnommen, in dessen bessern Zeiten; er übersieht aber dabei die eigentliche Bedeutung der dargestellten, in der letzten Verkündigung gipfelnden Handlung. Wenn er den Vorwurf erhebt, das Element der geschichtlichen Erzählung herrsche doch zu sehr über das poetische, es werde nicht genug aus dem Körper in Seele verwandelt, so hat er den bedeutenden Eindruck des Ganzen auf das Gefühl gar nicht in Anschlag gebracht und die Aufgabe der Balladendichtung zu einseitig beschränkt. Der ernst würdige, zuweilen sich aufschwingende Ausdruck erhöht die Wirkung des so gut gedachten wie ausgeführten Gedichtes.

Str. 1—5. In der dringenden Noth weihen die Latiner aus Lavinium auf die Verkündigung des Priesters den heiligen Lenz dem Mars, der ihn feierlich annimmt, und ihnen Sieg sendet, auch auf der Rückkehr sich ihnen gnädig erweist. Zu Hause werden sie am Altare des Gottes von Frauen und Jungfrauen nach römischer Sitte (vgl. Hor. carm. III, 14, 5—12) mit Opfern und Segenswünschen empfangen. Daß die Feinde (Str. 1, 2) die Etrusker seien, hören wir erst Str. 3, 4. — Str. 1, 4. Den Speer des

Mavors. Der pontifex führt hier im Kriege die Lanze, die er in den Boden stößt, daß die Soldaten zu ihr als ihrem Heiligthume schauen, da im Lager kein Tempel sich findet. Es ist dies eine bloße Erfindung Uhlands, der sich den pontifex als Vertreter des Mars denkt. Den Namen des Gottes nennt Uhland nur hier und Str. 15 (Str. 20, 2 heißt er Kriegsgott); er bedient sich hier der ältern dichterisch verwandten Form Mavors. — Str. 2, 3. Das bei den Römern so bedeutende Vogelflugzeichen (auspicium) verkündet Glück oder Unglück. — Str. 3, 2 könnte man an dem zweimaligen in verschiedenem Sinne gebrauchten bringen Anstoß nehmen. — 3, 3. Die rauschenden Fittige der Adler verkünden Glück, der Klang des Speeres, daß der Gott die Weihe gnädig angenommen. — Str. 4. Etwas auffallend erscheint die von Uhland erfundene Bezeigung der Gunst des Gottes, der unter den Hufen der Pferde Blumen sprießen, da, wo der Spieß die Erde berührt, Bäume wachsen und blühen läßt. Dem Dichter schwebte wohl vor, daß Mars auch Gott des Feldes ist. — Str. 5, 3. Helle Schaar, wie heller Haufe. Vgl. S. 275*. — Str. 6—10. Die Weihung des vollen Ertrages dieses Frühlings an Vieh und Frucht wird mit andächtigem Schauer vom Heere angenommen. Die ganze Szene ist auf das würdigste belebt, besonders die Weihung des Priesters glücklich gehalten.*) — Str. 11—16. Ganz unerwartet fordert aber der Priester auch alle blühenden Jungfrauen und Jünglinge, deren Opfer ganz besonders den Gott erfreue, da sie seiner

*) Str, 9, 1 ff. Die Saat wird nicht geopfert, sondern bleibt unberührt (nicht gestreift) von Menschenhänden stehn. Nach altem Gebrauche wurde freilich auch heurige Frucht geopfert (Plin. N. H. XVIII, 2. Hor. carm. III, 23, 3. 4). Der römische heilige Lenz beschränkte sich auf das Vieh. — Str. 16, 4 bezeichnet, welcher Schauer alle bei dem Gedanken überfiel, daß dem Gotte dieser ganze reiche Frühling geweiht werden solle.

würdiger seien als das ihm geopferte Vieh. Sehr schön ist der Zug, daß, während alles Volk sich auf die Kniee wirft, die dem Gotte gehörenden Jungfrauen und Jünglinge allein stehn bleiben, freilich von Schauer ergriffen, daß der Gott ihr Leben verlange. — Str. 17—26. Da alle zittern bei dem Gedanken an das ihnen abverlangte Opfer (man bemerke die Steigerung von Str. 16, 4 und 17, 2 gegen Str. 10, 4)*), verkündet der Gott auf wunderbare Weise dem Priester seine Gnade. Die Jünglinge mit den Jungfrauen sollen nur ausziehen, ja sie dürfen von Frucht und Vieh mitnehmen, was sie wollen;**) der neuen Colonie verspricht er seinen vollsten Segen, sie sollen ein starkes, seiner würdiges Geschlecht werden, dem die Weltherrschaft zu Theil werde; nur in diesem Sinne habe er den Weihefrühling angenommen.***)

81. Der Königssohn.

Die acht Lieder unserer Ballade sind zu drei verschiedenen Zeiten entstanden. Das dritte und fünfte wurden 1807 gedichtet, und sie erschienen bereits in Seckendorfs Musenalmanach für 1808. Dort war das dritte der Sohn des Meeres,†) das fünfte ganz

*) Dem Gotte zitternd, mit dem auch sonst bei Uhland sich findenden freien Gebrauche des Dativs. — Erst beschwor, im Kriege unter dieser Bedingung zu Hülfe zugerufen hatte. Vgl. Str. 3, 1 f.

**) Sonst nehmen Colonisten das Feuer von ihrer Vaterstadt mit (Herod. I, 196).

***) Str. 20, 3 Inkräftig. In verstärkt, wie in ingrün, indurstig, inständig, Inbrunst. — Str. 23, 1 deutet Neubruchland darauf, daß sie das Land erst urbar machen müssen. — 4. Niedersteigt, von der Zukunft mit Beziehung auf die Mutter des Romulus und Remus. — Str. 25, 1 f. Beim Auszuge in den Krieg ging der Heerführer in den Tempel des Mars, schüttelte die dort aufbewahrten heiligen Schilde (ancilia) und den Speer des Mars mit den Worten: „Mars, behüte!" (Mars, vigila!)

†) Str. 1, 2 lautete: „Verstummt der Schiffer Klaggeschrei", 4 „Der sturm-

getrennt von diesem stehende des Königs Jagdlied*) überschrieben Im Jahre 1811 nahm Uhland die Dichtung wieder auf, gab ihr eine weitere Ausdehnung und schmolz die beiden frühern Lieder um; vollendet wurde der Königssohn am 30. und 31. Januar 1812 und ganz in der jetzigen Gestalt im deutschen Dichterwald abgedruckt. Die einfachen vierversigen jambischen Strophen sind in den meisten dieser Lieder ganz gleich, nur in 3 schließen der zweite und vierte Vers weiblich, in 4 endet dieser gleichfalls weiblich, dagegen alle übrigen drei männlich. In dem schwungvoll sich erhebenden, vielfach den Anapäst brauchenden fünften Liede herrscht große Freiheit; der vierte Vers ist kürzer (◡–◡– oder ◡– ◡–◡), mit Ausnahme der letzten Strophe.

---

empörten Wogen Spiel?" Str. 2, 1 stand theilt statt schlägt, 3 stolz statt hoch, 4 „Ein König oder Königssohn", 2 fehlte. Str. 3—5 hatten folgende ganz abweichende Gestalt:

Ich bin ein Königssohn, doch heimatlos.
Zuerst gebar der schwachen Mutter Schooß,
Der irdischen, mich an das Licht.
Nun hat die zweite starke Mutter,
Das heilge Meer, mich neugeboren,
Und mich gewieget in den Riesenarmen.
Die andern trugen die Umarmung nicht;
Mich aber brachte sie zum Felsenstrand.
Drum glaub' ich, daß sie dieses weite Land
Für mich zu einem Reich erkoren.

*) Es lautete ganz abweichend (die neuen Zeilen sind hier durch senkrechte, die Strophen durch Horizontalstriche bezeichnet): „Königlich schreitet, | Die Mähne schüttelnd, | Der goldene Leu. | Durch die Wälder, die Klüfte | Ruft er sein Machtgebot. — Doch soll ihn stürzen | Mit dem Speer meine starke Hand, | Daß mir die Schultern | Schmücke sein Goldgewand. — Hoch in den Lüften schwebt | Der Aar, ein König. | Wie er rauscht! wie er aufwärts strebt! | Er will sich die Sonne | Langen zur Kron' herab. — Doch soll ihn spießen | Mein geflügelter Pfeil, | Daß er mir sinke zu Füßen."

Wir haben hier eine im mittelalterlichem Sinne hübsch ersonnene, mit großer, fast spielender Leichtigkeit behandelte Sage von dem Königssohne, der, da das Reich seines Vaters seinen beiden Brüdern zu Theil wird, mit der Gewißheit auszieht, sich durch seine Heldenkraft ein Reich zu erwerben; dabei sind die Sagen von der Vorhersagung der Ankunft eines durch seine Erscheinung sich auszeichnenden Königs in einem am Meer gelegenen Reiche und von der Entzauberung einer in einen Drachen verwandelten Prinzessin durch einen Kuß geschickt benutzt; zuletzt wird auch der blinde Sänger, da endlich die dem Lande verheißene glückliche Zeit gekommen ist, von seiner Blindheit befreit, wo er denn die mit eigenen Augen geschaute Herrlichkeit feiert, aber es ist auch sein Schwanengesang. Daß er darüber verscheidet, ist eben so wenig wie das Lied selbst ausgeführt. Auffällt es, daß der König in 6 nur das Goldgewand des Löwen, nichts von dem Adler trägt, den er in 5 aus der Höhe herabschießen will. Das zweite Gespräch zwischen dem Fischer und dem Königssohne möchte wohl entbehrlich sein; daß der Königssohn angelt, weil er Schätze im Meere schaut, die ihm aber zu tief liegen, scheint doch etwas wunderlich.

82. Des Sängers Fluch.*)

Am 3. und 4. Dezember 1814 gedichtet. Nach Notter soll Uhland einem über die Entstehung dieser Ballade ihn befragenden Freunde mitgetheilt haben, daß sie zur Zeit der Knechtung Deutschlands entstanden sei, unter dem finstern Kaiser Napoleon, unter dem jungen Sänger die von jenem unterdrückte Freiheit, unter dem

*) Vgl. Viehoff ausgewählte Stücke I, 251 ff. Hiecke „Rede über den Ideengehalt in Uhlands Ballade des Sängers Fluch" (1839), wieder abgedruckt in dessen „gesammelten Schriften". Notter S. 161 ff. 407.

Meister desselben das Volk gemeint sei, und er denkt sich die Entstehung des Gedichtes etwa nach einer so furchtbaren That, wie die Erschießung Palms. Wir wissen aber jetzt, daß die Ballade zur Zeit gedichtet wurde, wo der Tyrann auf Elba saß. Damals konnte es unserm Dichter am wenigsten einfallen, dem Gestürzten, den er während seiner Unterdrückung Deutschlands nicht angegriffen hatte, mit einer solchen wunderlichen Allegorie einen Stoß zu versetzen. Von irgend einem Angriffe Uhlands auf Napoleon findet sich nirgends eine Spur. Möglich bliebe es freilich immer, daß das Bild Napoleons, den er in Stuttgart gesehen haben wird, ihm so lebhaft sich eingedrückt hatte, daß er bei seinem finster und bleich auf dem Throne sitzenden Könige an den jetzt gebändigten Welteroberer dachte; wahrscheinlich ist es keineswegs und am wenigsten wird durch eine solche Beziehung etwas zur Deutung des Gedichtes gewonnen. Str. 11 und 13 bedürfen wahrlich nicht einer solchen Grundlage, um sie besonders bedeutungsvoll zu machen. Auch Götzinger meinte, der ganze Ingrimm über Napoleon, den Helden der Epoche, welcher Freiheit, Männerwürde und alles Schöne und Menschliche so oft mit Füßen getreten, ströme in die Ballade über, aber davon kann bei näherer Betrachtung des Gedichtes durchaus nicht die Rede sein,*) das vielmehr als ein bewußter oder unbewußter Gegensatz zu Goethes Ballade der Sänger sich darstellt. Wie dort des Sängers Lied nicht bloß auf die Ritter und Damen wirkt, sondern auch dem Könige so sehr gefällt, daß er ihm durch Verleihung einer

*) Nach A. Goerth in Herrigs Archiv XLVI, 392 liegt der Ballade das innere Grauen vor dem wahnsinnigen Eroberer zu Grunde, das Grollen des Volksgeistes gegen den Zerstörer seiner heiligen Rechte, gegen den es den Rachegeist beschwöre. Als ob es sich nicht bloß um den Fluch des verletzten Sängerthums handle, die sonstige Schilderung des Tyrannen nur zu dessen lebendiger Charakteristik gehörte!

goldenen Kette die höchste Verehrung bezeigen will, welche dieser aber ablehnt und sich nur einen Becher des besten Weines in reinem Golde wünscht, wofür er dem edlen Hause in seiner Weise außer seinem warmen Danke auch Wohlergehen verheißt: so wird der blutige Tyrann durch die mächtige Gewalt, welche der Gesang der beiden Sänger auf alle übt, auf die frivolen Hofleute, die jedes Gefühl wegscherzen, die trotzigen Krieger, die den edlern Regungen des Herzens schwer zugänglich sind,*) vor allem aber auf die zarte Königin zu solchem wilden Groll entflammt, daß er, der nur durch Schrecken herrschen will, die Musensöhne als ärgste Verführer seines Volkes haßt, und in bebender Wuth den jüngern, gegen den die glühendste Eifersucht in seiner Brust sich regt, mit seinem auf ihn geworfenen Schwerte tödtet, wofür der grause Fluch des Sängers ihn und sein Schloß trifft.

Vortrefflich beginnt der Dichter mit der glänzenden Schilderung des auf hohem Berge liegenden Schlosses**) und der Pracht der es rings umgebenden Gärten, woran sich die Beschreibung des allgemein gefürchteten Königs***) anschließt; den schärfsten Gegensatz dazu

*) Mit Absicht nennt der Dichter nicht Ritter, die im Mittelalter selbst den Minnesang pflegten, sondern Krieger, wodurch freilich die mittelalterliche Farbe des Gedichts etwas getrübt, aber die beabsichtigte Wirkung erhöht wird. Ja man kann es charakteristisch finden, daß der finstere König nur Krieger um sich hat. Sie werden als trotzig geschildert, so daß vor ihrem stolzen Selbstbewußtsein sogar die Ehrfurcht gegen Gott schwindet, welche der Gesang in ihrer Seele wieder belebt.

) Hoch wird durch hehr noch gehoben; es deutet auf den erhabenen Eindruck, den das Schloß auf seiner Höhe überall bis weithin, bis an das noch ferne Meer übt. Vgl. zu Goethes lyr. Ged. II, 137.

***) Dem Reichthum an Land und Siegen (an Besitzthum und Ruhm, nicht wie Götzinger sagt, an Eroberungen durch Siege) steht die Finsterheit und Bleichheit des Königs entgegen; diese werden näher dadurch bestimmt, daß seine ganze Seele nur auf Schrecken und Verderben sinnt. Der Schrecken, auf den er sinnt, leuchtet aus der Wuth der Augen hervor; sein Wort und seine Befehle erregen

bildet am Schlusse die völlige Zerstörung des Schlosses,*) der Verfall der Gärten zu öder Heide**) und der Untergang selbst des Namens des Tyrannen.***) Zwischen beide tritt die Veranlassung des eingetretenen Wechsels, der Fluch des Sängers. Zunächst hören wir, wie die beiden Sänger nach dem Schlosse ziehen. Man braucht nicht mit Götzinger anzunehmen, daß sie vom Könige bestellt sind, vielmehr ziehen die mittelalterlichen Sänger von Burg zu Burg, und heute will der Meister die ganze Kraft ihres Gesanges aufbieten, um auf das harte Herz des finstern Königs zu wirken. Auch hier haben wir einen absichtlichen Gegensatz in der Beschreibung des Hinziehens und Wegziehens der beiden Sänger, der ergreifend wirkt. Als sie hinziehen, „der ein' in goldnen Locken, der andre grau von Haar," sitzt der Alte mit der Harfe auf schmuckem Roß, ihm zur Seite „schreitet frisch der blühende Genoß". Dagegen beim Abziehen sitzt die Leiche des Jünglings auf dem Rosse, der Alte geht daneben, um das Roß zu führen (dies hätte vielleicht mit einem Wort bezeichnet werden sollen), und als er das Roß vor den Schloßhof geführt, zerschlägt er seine Harfe. Notter findet (S. 407) etwas Unschönes, fast Grausiges darin, daß die Leiche festgebunden

diesen Schrecken, da sie nur harte Strafen und Tod bestimmen. Das wiederholte und was er ist höchst wirksam, der Ausdruck knapp bezeichnend.

*) Von den zerstörten Mauern und Hallen sieht man nur noch Reste am Boden (vgl. Ballade 74 Str. 10, 2. 4), eine einzige Säule ist zur Erinnerung an den alten Glanz noch stehn geblieben, doch auch sie schon geborsten und sie droht bald zu stürzen.

**) „Ein ödes Heideland", mit der nähern Ausführung: „Kein Baum verstreuet (viel bezeichnender als verbreitet) Schatten" ist der Gegensatz zu: „Ein blütenreicher Kranz" (Str. 1, 3), wie die frischen, in Regenbogenglanz springenden Brunnen (Str. 1, 4) ihren Gegensatz finden in: „Kein Quell durchdringt den Sand".

***) „Versunken und vergessen!" (ist er) bildet den Gegensatz zu dem auf dem Throne sitzenden stolzen König (Str. 2, 1), wie dem Untergange des Namens der Reichthum an Land und Siegen entgegensteht.

aufrecht auf dem Rosse sitzt, und er meint, man könne sich das aufrecht Festbinden eines Leichnams kaum genügend denken. In den Cidromanzen wird auch der todte Cid gerad und fest auf sein Roß gesetzt, wie es auch bei Herder (68) heißt. Wie der Alte den Leichnam vorn und hinten gestützt, daß er auf dem ruhig gehenden Rosse nicht herüberfalle, braucht der Dichter nicht auszumalen; wir glauben ihm dies um so eher, als der rührende Gegensatz zu dem Hinreiten aufs Schloß, an den Notter gar nicht gedacht hat, ergreifend wirkt. Nichts lag dem Dichter ferner als eine alberne Allegorie, daß die getödtete Freiheit „in den Herzen der Menge nur um so mehr aufrecht geworden", woran Notter denkt. Die Absicht des Alten, durch die Macht des Gesanges das harte (steinerne) Herz des Königs zu rühren, spricht dieser selbst gegen den Jüngling aus. Die Ankunft im Schlosse ist übergangen; mit einem Sprunge stehen wir in dem Thronsaal. Den Mittelpunkt bildet die Schilderung des Gesanges und des tragischen Ausgangs, worauf Uhland die ganze Kraft lebendigster Vergegenwärtigung verwandt hat. Wir sehen die beiden Sänger im hohen Säulensaal; auf dem Throne sitzen König und Königin.*) Hörten wir früher, daß der König finster und bleich sei, so wird er jetzt im Gegensatz zur Königin geschildert „als furchtbar prächtig, wie blutger Nordlichtschein"; der Anblick des in strahlender Pracht Thronenden erweckt grause Furcht, wie das Nordlicht, wogegen die Königin in anmuthiger Freundlichkeit da saß, wie das liebe und milde Licht des Vollmondes scheint. Zuerst schlägt der Alte die Harfe**), dann beginnt der Jüngling mit bezaubernder heller Stimme

*) Das Gemahl, wie im Nibelungenliede Gemahele steht. Auch Luther (Matth. 1, 20. 24), später Gellert, Hagedorn, Wieland, Schiller u. a., brauchen so das Neutrum.

**) Schwoll, prägnant für schwellend drang.

zu singen, bis jener seine tiefe ahnungsvoll lautende Stimme damit verbindet. Ihre Lieder singen das Höchste, was die Seele erfreut, den Geist erhebt. Lenz und Liebe gehören zusammen, sie bilden die selige Zeit, welche die Sage als goldene bezeichnet; auch Freiheit und Männerwürde sind zu verbinden, wie darauf Treu' und Heiligkeit. Die edle Begeisterung der Sänger ergreift alle; die Königin wird so hingerissen, daß sie zum Zeichen ihrer herzlichen Dankbarkeit die Rose, welche bezeichnend ihre Brust schmückt, ihnen zuwirft. Den entschiedensten Gegensatz dazu bildet der König, der in Wuth ist, daß aller Herzen von dem Gesange ergriffen werden, welchem sein grausames, an starrer Unterwerfung und blutiger Bethätigung seines Willens einzig Gefallen fühlendes Herz widerstrebt. Schon die Ergriffenheit der Höflinge und Krieger hat ihn erbittert; jetzt, wo er seine Gattin zu solchem Beifalle hingerissen sieht, erwacht seine bitterste Eifersucht, und so tödtet er vor Wuth bebend den Jüngling, dessen weiche, aus dem Herzen dringende Stimme die Königin so innig gerührt hatte. Das Werfen mit dem Schwerte nach des Jünglings Brust ist als entschiedenster Gegensatz zum Fallenlassen der Rose gedacht; von höchst rührender Wirkung aber ist hier des Dichters Erinnerung, daß jetzt ein hochspringender Blutstrahl aus der Brust dringt, welche noch eben die wunderbaren Lieder gesungen.*) Vor der schrecklichen Wuth des Königs fliehen

---

*) Golden steht hier ähnlich wie Str. 7, 1 von der Herrlichkeit. Daß die bedeutendste Handlung, das Fahren des Schwertes in die Brust relativisch angeknüpft wird, wirkt höchst lebendig, indem die Folge sich unmittelbar anschließt; man denke sich nur die freie Verbindung „blitzend durchdringt es", um den Unterschied zu bemerken. Eben so wird die Folge des Eindringens des Schwertes relativisch angeknüpft. Blitzend geht nicht auf Blitzesschnelle, sondern darauf, daß man die glänzende Spitze gleichsam blitzen sieht. Der schwere Versschluß hochauf springt ist wirksam, wie Str. 5, 3 Nordlichtschein.

alle. Der Dichter aber läßt hier den Vorhang fallen, er führt nicht den fürchterlichen Schmerz der Königin aus, noch die Entfernung des Königs selbst, wodurch die Haupthandlung, auf die es ihm ankommt, verloren habe würde, er läßt uns mit dem Alten und der Leiche des Jünglings allein, und auch hier schildert er absichtlich sehr kurz, um möglichst rasch auf den Fluch überzugehn. Die Klagen des Alten hören wir nicht, nur daß der Jüngling in seinem Arme sein Leben ausgehaucht, was noch im Saale geschehen ist, wo er auch den Mantel um ihn schlägt, ehe er ihn fortbringt; daß er ihn darin herunter in den Schloßhof getragen, wo noch das Pferd steht, ist übergangen, dagegen tritt das Setzen auf das Roß, wo die Leiche festgebunden wird, daß sie aufrecht bleibt, als ein Hauptzug hervor. Daß dieses nicht anschaulich beschrieben wird, entschuldigt die rasche hier überhaupt herrschende Art der Erzählung; auch würde eine genaue Schilderung an sich unschön sein. Man könnte denken, der Alte lege die Leiche nicht auf das Roß, um anzudeuten, daß der Jüngling doch als Sieger gefallen sei; aber es genügt die Annahme, daß er mit der aufrecht sitzenden Leiche durch das Land zieht, um die Blicke überall auf sie zu ziehen und den ungeheuern Frevel den Fragenden zu verkünden. Auch das schließende „verläßt mit ihm das Schloß" ist absichtlich kurz gehalten, des Schloßhofes gar nicht gedacht. Im Gegensatz zu der Absicht, in welcher sie gekommen (Str. 4), wird ausführlich das Ergebniß, der Fluch, in weitester Weise ausgeführt. Zunächst zerschellt der Alte die Harfe am Schlosse, um den Fluch gleichsam zu weihn. Die Harfe muß nach solchem Frevel, den er erlebt, auf immer verstummen.*) Der erste Fluch

*) Aller Harfen Preis. Preis von dem Höchsten in seiner Art, wie in Frauenpreis, Ehrenpreis. Das Zerschellen der Harfe wird gleichsam als Nebenhandlung dadurch bezeichnet, daß es nicht als geschehend, sondern als

gilt der Halle, in welcher das Verbrechen geschehen; in ihr soll nie mehr Gesang erschallen, nur Seufzer und Stöhnen und scheuer Sklavenschritt, Jammer und Furcht hier herrschen; bei dem Jammer schwebt das schreckliche Walten des Königs vor. Endlich aber soll der persönlich gedachte Rachegeist, der *δαίμων ἀλάστωρ*, auch *ἀλάστωρ* oder *δαίμων* allein*), diese Hallen zu Schutt und Moder zertreten. Die heutige Gewaltthat soll durch den Untergang dieser Hallen gesühnt werden. Daß dies unter dem Urheber derselben noch geschehn werde, ist nur angedeutet; der, welcher bloß Jammer und Schrecken verbreitet (Str. 12, 3), muß natürlich diese Schuld büßen, sein Schloß wird zerstört werden, er selbst gewaltsam fallen. Der weitere Fluch gilt den Gärten, deren „blütenreichen Kranz" er eben im Glanze des schönen Maitages (wenn Maienlicht nicht bildlich zu fassen) vor sich schaut. Wie er vorher seine Verfluchung der Hallen durch das Zerschlagen der Harfe geweiht hat, so die der Gärten dadurch, daß er auf das Antlitz des Todten hinweist. Endlich gilt sein Fluch dem Mörder, der sich an der Heiligkeit des Sängers versündigt hat; ihm wünscht er das Schlimmste, was er sich denken kann: viele Helden sind im Kampfe gefallen, aber ihrer gedenkt das Lied, dagegen soll der Name dieses ehrsüchtigen Tyrannen mit ewiger Nacht bedeckt (in ihr untergetaucht) sein und spurlos untergehn, wie das Röcheln eines Sterbenden, der ganz einsam stirbt, was den Gegensatz zu Str. 10, 2 bildet, daß der Jüngling in seines Meisters Arm verröchelt, wonach man fast glauben könnte, das Bild solle zugleich auf des Tyrannen Tod selbst

---

schon geschehen erscheint, allein das Perfektum zwischen dem doppelten Präsens bleibt immer auffallend und scheint nur durch Versnoth verschuldet.

*) So steht bei Aeschylus (Ag. 1421 f.) *μέγαν οἴκοις τοῖσδε δαίμονα καὶ βαρυμῆνιν* (1501 f.), *ὁ παλαιὸς δριμὺς ἀλάστωρ Ἀτρέως.* Bei Horaz stößt die Glücksgöttin die Säule mit ihrem Fuße um (carm. I, 35, 13. 14).

von ferne hindeuten. Das Eintreffen dieses Fluches bezeichnen treffend die beiden letzten Strophen, deren Gegensatz zu den beiden ersten des Gedichts wir schon hervorgehoben. Ein Zweifel, daß der Untergang des Schlosses die Folge des Fluches sei, kann bei der so ergreifenden Darstellung des Frevels und des Fluches nicht aufkommen, und es ist völlig verfehlt, wenn Hiecke sich abmüht, den Zusammenhang zwischen dem Frevel und der zwiefachen (?) Rache „aus denkender Betrachtung zu gewinnen". Wenn des Dichters Lied nicht die Macht hat, uns zu überzeugen, daß die Zerstörung Folge des gräßlichen Fluches des Sängers über den Schänder des Sängerthums ist, so müßte es schlecht um seine Wirkung und um den Zuhörer stehn.*) Alle die nüchternen Betrachtungen, die Hiecke an das Gedicht geknüpft, führen von ihm ab; darüber geht die wirkliche Erläuterung des Gedichtes aus sich selbst fast ganz leer aus.

Unsere Ballade ist die erste, zu welcher Uhland das Nibelungenversmaß in seiner Weise (vgl. oben S. 216 f.) verwandt hat. Der Anapäst statt des Jambus steht bezeichnend dreimal in der Schilderung des Gesanges (Str. 7, 1. 3 f.), dann bei dem Herabwerfen der Rose (Str. 8, 4), auch in dem Verse: „Wie glänzt es über die Lande bis an das blaue Meer" (Str. 1, 2) und im Gegensatze zwischen dem König und der Königin (Str. 5, 1. 4), wo im letztern Falle die beiden letzten Silben von Königin die beiden ersten des Anapästes bilden, wogegen dieselben Str. 8, 3 jambisch

*) Notter meint, die Wirkung der Schlußworte leide durch die geringe Wahrscheinlichkeit, daß der Name eines Fürsten, von welchem man doch eine so umständliche Geschichte wisse, je habe vergessen werden können. Aber daß sein Name vergessen worden, erklärt sich daraus, daß kein Lied ihn feiert, nur die Greuelthat, der ein Sänger zum Opfer gefallen, im Munde des Volkes mit Abscheu genannt wurde. Und gibt es nicht manche Sagen, die den Namen der Personen nicht zu nennen wissen? Vgl. Ballade 49, 9 ff.

sind. Das Versmaß ist mit höchstem Geschick zur lebhaften Erzählung verwandt, häufig das Verhältniß der beiden Theile des Verses zu einander glücklich benutzt. Vgl. Str. 2, 3 f. 5, 3 f. 7, 3 f. 10, 3 f. 11, 2 f. 13, 3. 15, 1, wo mehrfach die Wiederholung desselben Wortes besondere Kraft verleiht. Neben der bezeichnenden Kraft des Verses ist der Wohlklang zu bemerken, der dieses Lied von der Heiligkeit des Sanges von Anfang bis zu Ende durchdringt, dann die Reinheit und Kraft der Reime, unter denen wenige der gangbaren sind, deren kaum ein Dichter ganz entbehren kann. Der Assonanzen ist oben S. 217 gedacht. Auch Alliteration ist zuweilen verwandt, wie 6, 2: „Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor", 7, 2: „Sie singen von Lenz und Liebe, von selger goldner Zeit", 10, 1 „Und wie vom Sturm zerstoben", 12, 2 „nie Saite noch Gesang", 3 „Kein Seufzer nur und Stöhnen, und scheuer Sklavenschritt".

83. **Die versunkene Krone.**

Am 27. Mai 1834 zu Unterhausen gedichtet. Vgl. S. 77. 89. Uhland hörte wohl die Sage erzählen. Ein Volkslied beginnt: „Da droben auf jenem Berge, Da steht ein goldnes Haus", ein auch von Goethe benutzter Anfang, den Uhland auf seine Weise verwendet. Das Dengeln der Sense*), das der freie, emsige, Gott für sein Glück dankende Bauer betreibt, bildet einen schönen Gegensatz zu der aus der Tiefe des Teiches in der Nacht glänzenden, mit Edelsteinen besetzten Krone, die auf den grausen Untergang einstiger Herrlichkeit deutet.

---

*) Das Dengeln (Ballade 24, 4), das Hämmern der Sense auf dem Dengelstocke, ist aus Hebels Denglegeist besonders bekannt. Das Wort kommt von Dengel, wie die Schneide heißt.

84. Tells Tod.

Im Dezember 1829 gedichtet.*) Uhland war mehreremal seit dem Jahre 1806 in der Schweiz gewesen, zuletzt im Sommer 1829. Die in der Tellsage erwähnten Punkte hatte er mehr als einmal besucht und mit innigem Antheil betrachtet. „Es war ihm immer von Werth", schreibt Uhlands Gattin (S. 221), „sich die Gegend zu besehn, an der irgend eine Sage haftet, oder wo ein vorzüglicher Mensch gelebt hat. Er sagte, es werde ihm durch die Landschaft und die Lage eines Orts die Sage oder die Persönlichkeit oder die Werke viel gegenwärtiger und klarer. Manchem seiner Gedichte ist es auch wohl anzufühlen, daß er ein klares Bild vor seinem geistigen Auge gehabt, als er zur Ausführung schritt. So Tells Tod. So oft er an den Vierwaldstättersee kam, so ging er auch nach Altorf und das Schächenthal hinauf." So nahm er denn die Sage, daß Tell im höchsten Alter (1354), als er in der Nähe seiner Heimath Bürglen bei einer großen Ueberschwemmung einen Knaben aus dem Schächen oder Schächenbach retten wollte, seinen Tod gefunden, aus der an den Ort geknüpften Ueberlieferung.**) Schon 1810 hatte er das Sonett (5) Tells Platte gedichtet. Auf die zu Bürglen an der Stelle, wo Tell gewohnt

*) Ursprünglich stand Str. 2, 6 Falle statt Stäube, 3, 5 Windesschnelle, 12, 1 Lob gesungen. Druckfehler von 1843 waren Str. 6, 4 das greise, 8, 5 Wer hätte.

**) Dieser Sage wird auch von Müller in der Schweizergeschichte (Anmerkung 225 zu I, 18) gedacht, mit der Bemerkung: „Also sah er die Ausbreitung der Eidgenossenschaft in die acht alten Orte." Schiller läßt den Tell (III, 1) einmal in den wilden Gründen des Schächenthals jagen und Geßler auf einem Felsensteig begegnen, wo „unten rauschte fürchterlich der Schächen". Der aus den Schluchten der kahlen Balmwand entspringende Schächen stürzt das von ihm benannte Thal herab; unterhalb Bürglen mündet er in die Reuß.

haben soll, mit Bildern seiner Thaten geschmückte Kapelle hatte Friedrich Leopold von Stolberg 1775 ein einfaches Lied gedichtet. Uhland wollte hier eine Lücke der deutschen Dichtung ausfüllen. Sein großer Landsmann Schiller hatte vor einem Vierteljahrhundert durch sein herrliches Drama, auf das die letzte Strophe anspielt, den kühnen Befreier der Schweizer gefeiert, wobei er freilich ihn auch als stets bereiten Helfer in der Noth darstellte, aber sein Tod, der ihn bei der Rettung eines Kindes traf, war noch unbesungen. Doch Notter dürfte wohl Recht haben (S. 405 f.), daß unsere Ballade zu sehr gedacht, zu wenig gedichtet sei, wenn auch an manchen Stellen lebendige Dichterkraft hervorbricht; der Ausdruck ist im zweiten Theile manchmal gezwungen. Wäre auf die vier ersten Strophen ein kürzerer Schluß gefolgt, so würde die Ballade bedeutender wirken. Notter möchte mit Recht, daß in der Ueberschrift Tells Name nicht genannt wäre; daß aber der Dichter dann noch hätte nothwendig versichern müssen, der Tell sei wirklich der Todte, können wir nicht zugeben.

Die vier ersten Strophen enthalten die Schilderung des Ereignisses. Die erste versetzt uns in die winterliche Schweiz. Noch deckt der Schnee die Berge, die bald von ihm befreit sein und den Herden wieder zur Weide dienen werden.*) Hierbei drängt sich ihm die Betrachtung auf, daß der Föhn, der am Anfange jedes Jahres das Eis, welches der Schnee auf den Bergen daselbst gefesselt hält, den Kampf der Freiheit mit der Unterdrückung darstelle.**) Auf einmal sieht er (da) den durch Lawinenstürze ange-

*) Vgl. Ballade 63 Str. 2, 1 f. Das zu Thal fahren wird hier eigenthümlich dem Schnee zugeschrieben. — Unter den Lawinen sind die gegen die Frühlingszeit herabstürzenden sogenannten Berg- oder Schneelawinen gemeint. Vgl. die Erläuterungen zu Schillers Tell 126 f.

**) Der Föhn ist der auf dem Vierwaldstättersee sich erhebende Sturmwind.

schwollenen Schächen mit Gewalt sich durch seine Schlucht ergießen, Felsblöcke und Tannen mit sich führen und auch den schmalen Steg über dem Wasserfalle mit sich reißen, auf dem eben ein Knabe ging.*) Ein anderer war gerade in dem Augenblicke, wo die Brücke sammt dem Knaben riß, des Wegs gekommen.**) Tells That und Unglück wird mit gedrängter Kürze geschildert. Eben hat der Alte den Knaben ans Land gesetzt, als ihn die Gewalt des geschwollenen Baches mit sich reißt. Erst nachdem die Ueberschwemmung vorüber, findet man die Leiche, die man als den vermißten Tell erkennt. Entsetzlicher Jammer des ganzen Dorfes bezeugt die Größe des Verlustes.***)

In eigenthümlicher Weise versetzt sich der Dichter an die Stelle der Tells Tod bejammernden Hirten und Schiffer†) und feiert dessen letzte, des Helden würdige That. Man kann nicht leugnen, daß es etwas stark ist, sich den Dichter zu denken, wie er nach fast

---

Vgl. die angeführten Erläuterungen S. 134 f. — Des Eises Bruch vom Föhne ist etwas hart. Götzinger verlangt durch den Föhn, aber in Bruch wirkt noch die Verbalbedeutung. Im Faust heißt es:

Vom Eise befreit sind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick.

*) Flucht von dem Herabstürzen, wie es von jeder raschen Bewegung steht, man von der Flucht der Zeiten spricht, auf, in der Flucht sagt. Jäh, wie vom Sturmwinde, vom Blitze (Ballade 63 Str. 7, 4).

**) Statt schritt Str. 3, 1 sollte es heißen war geschritten. Irrig verlangt Götzinger das Präsens. Die Handlung ist gleichzeitig mit dem Wegspülen.

***) Der 9450 Fuß über dem Meere sich erhebende Uri-Rothstock, der höchste Gebirgsstock des Landes, begränzt die Ansicht des der Tells Platte gegenüber sich öffnenden Isenthales. Der Rothstock bei Lowertz, 5140 Fuß hoch, bietet eine herrliche Aussicht auf den mittlern Theil des Vierwaldstättersees. — Felsgestell, wie man Gebirgsstock sagt.

†) Der Ferge vom Fährmann, wie schon Ballade 30 Str. 2, 4. — Der im Gegensatze zu dem ewigen Schnee der Berge genannte grüne See Uris ist eben der Vierwaldstättersee.

500 Jahren dasteht, Tells Haupt im Arme haltend. Zunächst erscheint Str. 6 der Gegensatz des todt vor ihm liegenden Helden, der bereit war, aller Leben zu retten, zu dem geretteten, so frisch und gesund dastehenden Knaben*) und dem des alten Glanzes**) sich freuenden Lande, das durch ihn befreit worden.***) Str. 7 schließt den Gedanken an, daß es dieselbe Liebe gewesen, die das Land befreit und die den Greis zur Rettung des Knaben getrieben†), daß er stets rast- und furchtlos zum Retten bereit gewesen. Str. 8. Freilich hätte eigentlich die kleinere That der größern vorausgehn sollen, da sie jetzt hinter dieser zurücksteht, aber auch die schlichte That hat neben der großen ihren Werth.††) Str. 9 f. Obgleich du laut wegen jener Heldenthat gepriesen wurdest†††), hast du doch auch auf den Nothschrei des Geringen geachtet§), wie es der wahr-

---

*) Kind nennt er den Knaben des Verses wegen, da er die Jamben hier rein hielt, und Knab' ihm hart erschien, obgleich er es in Klein Roland (69) sich erlaubt hat. — Das volksthümliche „wie Milch und Blut" dürfte doch hier zu gewöhnlich sein.

**) Auch Schiller gedenkt der rothen Firnen (Erläuterungen zu Tell 155*).

***) Tell wird im zweiten Theile von Schillers Drama als Ritter des Landes gefeiert, wogegen der Dichter in den Versen Wilhelm Tell das Volk den Zwang abwerfen läßt.

†) Etwas geziert ist die Liebe, die du dem Knaben trugst, auch ward in dir zum Triebe gezwungen.

††) Genesen steht nach älterm Gebrauche (vgl. Psalm 117, 119) für unversehrt bleiben, wie gesund Str. 10, 1 für unversehrt (oben S. 238).

†††) Bei dem Klingen des Ohres vom Lobe ist nicht mit Götzinger an das Sprichwort zu denken, daß das rechte Ohr dessen klingt, von dem man in seiner Abwesenheit gut spricht, sondern Tell hat das Lob von allen Seiten wirklich gehört. Der Ausdruck ist freilich etwas gezwungen. Vgl. Ballade 63 Str. 3, 1. 82 Str. 6, 2.

§) Götzinger nimmt vor 9, 2 unrichtig die Ellipse des Gedankens an: „Du hast nicht geglaubt, nur große Thaten seien deiner würdig." Offenbar bildet

haft Freie thut, der nur das Gute, nicht das Glänzende sucht: aber gerade der Rettung des Kindes bist du zum Opfer gefallen.*) Str. 11. Deine Heldenthat zur Befreiung des Volkes ward durch eine Kapelle gefeiert**), die Rettung des Kindes hat dir nur einen Leichenstein gebracht. Abgesehen davon, daß der Leichenstein nicht der Lohn der Rettung ist, fällt es auf, daß Uhland hier eine ganz falsche Thatsache berichtet; denn an der Stelle, wo Tell gestorben, findet sich kein Leichenstein, sondern in Bürglen hat, was Uhland selbst gesehen, Tell eben sowohl seine Kapelle, wie an dem Orte, wo er den Geßler erschossen, am Ende der nach Immensee führenden hohlen Gasse. Str. 12. Deine Heldenthat wird überall gefeiert und von großen Dichtern (wobei zunächst bloß Schiller vorschwebt) besungen, wogegen nur in der Nähe des Schächen der Hirt deinen edlen Tod preist. Auch letzteres ist eine bloße Annahme. Ein Lied auf Tells Tod wird nirgends gesungen, und Uhland konnte nicht meinen, daß sein Lied einst dort vom Volke gesungen werden sollte; dazu ist es viel zu hoch gehalten, und es durfte dann am wenigsten dem thatsächlichen Bestande widersprechen.

85. Die Glockenhöhle.

Ein am 20. Juni 1834 über den wie ein Alp auf Deutschland lastenden Bundestag gedichteter herzlicher Klageton, der gleich in die nächste Auflage der Gedichte kam. Von den am 13. Januar in Wien eröffneten wiener Ministerkonferenzen erwartete man beson-

---

das Klingen des Ohres vom Lobe einen freilich etwas sonderlichen Gegensatz zum Nothschrei des Kindes. — Fangen von der Rettung fällt auf und wird kaum durch die Reimnoth entschuldigt.

*) Sehr hart ist für ein Volk statt zur Rettung eines Volkes.

**) Strahl im ursprünglichen Sinne von Pfeil. — Mal, Denkmal, Erinnerungszeichen.

ders nach dem Ueberfall der frankfurter Hauptwache vom 3. April das Allerschlimmste. Am 12. Juni war das Schlußprotokoll unterzeichnet worden; die Beschlüsse blieben zunächst noch geheim, aber um so drückender war die Angst aller Vaterlandsfreunde vor der metternichischen Knebelung. Die Glockenhöhle, „darin es, wenn einer red't wie eine Glocke klingt", soll sich nach Ernst Meier „deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben" (1852) S. 345, in der Nähe des Weilers Breitenbach, der zu Pfullingen gehört, befunden haben, aber noch nicht wieder aufgefunden sein. Ein Glockenthäle gibt es noch in der Gegend. Uhland hörte wohl von der Sage, oder er ward wieder an sie erinnert, als er am 27. Mai 1834 über Pfullingen nach Unterhausen ging. Die einfach in der ersten Strophe hingestellte Sage (der Dichter läßt die Höhle nur von Bergkrystall gewölbt sein) wird auf das schönste belebt. Dem liebenden Paare, das hier zum erstenmal sich seine Liebe gesteht, tönt die Glocke laut sein lange verborgenes Geheimniß nach.*) Die Lieder trunkener Zecher gibt der Glockenklang mit mächtiger Gewalt wieder.**) Die Trauer deutscher Männer um des deutschen Vaterlandes Noth, das der Freiheit und Recht unterdrückende Bundestag schmählich knechtet, tönt hier wie dumpfes Glockengeläut zum Leichenzuge wieder.***) Die heilgen Bande, die sie vereinen, deuten auf

*) Auffallend könnte der Ausdruck stimmt ein scheinen, da ja das leise Glöcklein nur das Bekenntniß der Liebe ist; aber die Liebenden wiederholen das Bekenntniß, als der Glockenklang es laut wiederklingt.

**) Wie heut dürfte doch anstößig sein, da es die Szene auf den heutigen Tag verlegt. Eher würde man sich dieses heute bei der letzten Strophe gefallen lassen, auf der ja das Hauptgewicht ruhen soll.

***) Vgl. Schillers Lied von der Glocke: „Von dem Dome | Schwer und bang | Tönt die Glocke | Grabgesang. | Ernst begleiten ihre Trauerschläge | Einen Wandrer auf dem letzten Wege", und in der Elegie auf den Tod eines Jünglings: „Todtentöne hallen von des Münsters Thurme."

edle Freundschaft und auch wohl auf die gemeinsame Liebe zum Vaterlande. Uhland selbst fühlte sich durch beide mit Albert Schott verbunden.*)

86. Die verlorene Kirche.**)

Diese herrliche allegorische Ballade wurde am 9. Januar 1812 gedichtet und schon im deutschen Dichterwald für 1813 gedruckt.***) Vgl. S. 46 f. Der Glaube, daß man im Walde die Glocken einer Kirche läuten höre, die keiner zu finden wisse, ist hier höchst wirksam verwandt. Str. 1 stellt einfach die Sage dar, daß man oft hoch in der Luft des Waldes†) die Glocken einer unsichtbaren untergegangenen Kirche höre. Auch will man oft in Waldseen das Geläute einer versunkenen Kirche aus der Tiefe vernehmen.††) Die von der Sage (V. 3) gegebene Deutung enthalten V. 5—8. Höchst sonderbar ist es demnach, wenn Notter (S. 396) in der Anfangsstrophe „die Haupttiefe des poetischen Gedankens" findet, und deshalb behauptet, daß der Wanderer nachher die verlorene Kirche wirklich finde, und wie er sie beschreibe, dies hätte zwar nicht leicht schöner, aber, dem Ganzen unbeschadet, vielleicht auch anders ausgedrückt werden können. Als ob nicht die Hauptsache gerade

---

*) Ernst und sinnig. Mit Ernst und eindringender Beobachtung betrachten sie die Welt; es sind keine aufbrausenden Schwärmer.

**) Vgl. Goerth in Herrigs Archiv XLVI, 395 ff. Notter bemerkt, ihm sei bekannt, daß Todtkranke nach diesem Gedicht wie nach der Erschließung eines himmlischen Jenseits verlangt hätten.

***) Str. 3, 7 stand sonneklar, wofür 1843 sonnenklar eintrat. Derselbe Wechsel Ballade 12 Str. 2, 7.

†) Im fernen Walde, an einem von dem im Walde Wandernden entfernten Theile desselben. — Mit den Winden, im Wehen der Winde, wie Homer sagt μετὰ πνοιῇς ἀνέμοιο.

††) Uhland hatte sich angemerkt: „Versunkene Glocken tönen, wie auch die untergangene Orgel" (Schriften VIII, 588).

darin läge, daß dies mit ergreifender Wärme dargestellt und ihm eine höhere Beziehung gegeben wird! Die einfache Sage ist eben nichts als eine anziehende Volksvorstellung, welcher der Dichter erst ihren geistigen Gehalt gibt. Wenn Notter von unserer Ballade, „einer der strahlendsten unter den Perlen der Muse Uhlands", bemerkt (S. 128): „Wer hat jenen innern Silberblick des Menschen, wo plötzlich eine höhere Welt in das entfesselte Gemüth hereinzubrechen scheint und wie an einen frühern, heiligern Zustand mahnt, je in einer sinnigern Allegorie besungen? Wem kamen nicht, wenn er, in die von ihm minder begangene Gegend wandelnd, plötzlich von unbekannter Ferne her läuten hörte, verwandte Empfindungen, für welche der Dichter hier auf einmal das rechte Wort gefunden hat?" so gilt dies, abgesehen davon, daß er hier etwas ganz Verschiedenes zusammenstellt, gar nicht von der ersten Strophe, die eben jene sagenhafte Vorstellung nur hinstellt, um sie zu berichtigen. Und der eigentliche Kern der mystischen Ballade ist damit nicht ausgesprochen. Die Kirche, welche man für verloren hält, sagt uns der Dichter, ist es nicht; wer reinen Herzens sich nach Gott sehnt, findet sie wirklich, wie es Uhland hier nach eigener Erfahrung darstellt.

In Str. 2 erzählt der Dichter, als er neulich in dem Walde weit über alle betretenen Pfade hinaus sich verloren habe, ganz erfüllt von der Sehnsucht nach Gott und abgewandt von der Verwirrung der verdorbenen Zeit, da habe er wieder jenes Läuten vernommen, und je höher seine Sehnsucht gestiegen, desto deutlicher sei es ihm erklungen. Str. 3. Und so in sich gekehrt und ganz vom Klange hingezogen, trieb es ihn immer höher und zugleich immer tiefer in sich hinein, bis sich ihm endlich über allen Nebeln eine sonnenklare freie Fläche zeigte. So deutlich, wie es nur irgend möglich, ist hier bezeichnet, daß eben die andächtige, sehnsuchtsvolle

Versenkung in sich ihn zu dieser lichten Höhe geleitet.*) Str. 4. Da sah ich denn wirklich die für verloren gehaltene Kirche in klarstem Sonnenglanze vor mir; sie schien mir aber nicht auf dem Boden zu stehn, sondern von Wolken emporgetragen und ihre Spitze verschwand im Himmel. Es ist dies nur eine freie Ausmalung der himmlischen, nicht der Erde angehörenden Kirche. Str. 5. Von jenem Thurme herab klang schütternd (die Luft erschütternd) die von einem heiligen Wehen bewegte, nicht von Menschenhänden gezogene Glocke. Und eben dieses heilige durch die Luft fließende Wehen, das die Glocke bewegte, schien an mein Herz zu schlagen, so daß es mich zu dieser Kirche (er bezeichnet sie hier als Dom, wie eben als Münster) hintrieb, wenn auch scheue Verehrung mich erfüllte.**) Str. 6. Die farbigen Fenster leuchteten von den Bildern aller Blutzeugen***), dann aber belebten sich die Bilder zu wirklichen Personen, die mir in unzähligen Scharen erschienen und auf den Kampf des Lebens deuteten, den jeder bestehn muß, der sich dieser heiligen Kirche erfreuen will. Str. 7. Als ich nun, vom Strahle der Liebe und Andacht zu Gott ganz durchleuchtet, am Altare niederkniete, sah ich oben an der Decke das Bild des Himmels mit der thronenden Gottheit, umgeben von allen

---

*) Der Ausdruck daß mir es immer unerklärt hält sich nicht ganz auf der dichterischen Höhe und auch das sprichwörtliche, es sei ihm länger als hundert Jahre vorgekommen, fällt etwas ab. — Bei über Nebeln schwebt die bekannte Erscheinung vor, daß man bei dem Ersteigen hoher Berge durch die Nebelgegend kommt und von oben auf dieselbe herabschaut. Der Knabe vom Berge (Lied 17), der hoch im Blauen steht, hat Blitz und Donner unter sich. Vgl. Ballade 88 Str. 9, 6.

**) Sein Schritt war schwank vor Scheu, seine Freude mit Zagen vor dem Heiligen verbunden.

***) Auch hier ist der Ausdruck „das kann ich nicht mit Worten schildern", wie Str. 8, 5 „das steht nicht in der Worte Macht", zu verständig nüchtern.

Engeln, wie es in Chören großer Kirchen sich findet, aber sofort belebte sich auch dieses Bild, die Kuppel öffnete sich und ich schaute die himmlische Herrlichkeit unverhüllt. Str. 8. Diesen seligen Anblick kann jeder genießen, der „darnach sich treulich sehnet", er folge nur mit voller Seele dem Geläute, das ihm erschallen wird, wenn er sich andächtig in sich versenkt. Als einleitender Gegensatz dient die Bemerkung, daß kein irdisches Wort beschreiben könne, was sein Auge da gesehen, was sein Ohr gehört.*) Hiernach tritt der Sinn der schönen Allegorie ganz unverkennbar hervor, daß die höchste Seligkeit der genießt, der in andächtiger Sehnsucht sich ganz Gott hingibt; nur der gelangt zu jener himmlischen Kirche, die keineswegs von der Erde verschwunden ist. Goerth scheint mir den Sinn zu verfehlen, wenn er meint, der Dichter lehre, das tiefe Sehnen des Menschenherzens nach Lösung der ewigen Räthsel werde nur durch innigen Anschluß an die Natur gestillt. Der Wald ist hier ja ganz nebensächlich, wie bei Uhland überhaupt die Poesie des Waldes mehr zurücktritt. Unsere Ballade ist eine lobenswarme mystische Allegorie wie Ballade 12. Vgl. auch Lied 26.

87. Das versunkene Kloster.

Dieser anspruchslose Scherz ist am 20. Juli 1834 gedichtet. Notter (S. 409) fand sich dadurch an matthissonsche Scenerie erinnert! Weshalb das auf der Insel eines Sees gelegene Kloster versunken sei,**) ist nicht bestimmt gesagt; daß dies aber die Strafe für die

*) Es ist dies die Seligkeit, die nach dem Apostel Gott denen bereitet, welche an ihn glauben. — Der Ausdruck „als Orgel mehr und als Posaunen" zur Bezeichnung des seligen Lautes scheint keineswegs glücklich, wogegen das still anbetende Erstaunen schön bezeichnend ist, wenn es auch an Klopstocks Frühlingsfeier etwas erinnert (still anbetend in Entzücken vergehn).

**) Vgl. Fr. Schlegels Gedicht „das versunkene Schloß", wo es vom laacher See bei Andernach heißt:

arge im Kloster herrschende Sittenlosigkeit gewesen, ergibt sich aus dem spöttischen weh! nach Erwähnung des Ertrinkens der Nonnen „zusammt dem Pater" und aus der Macht der Nixen über das Kloster. Auf das Versinken des Klosters (Str. 1, 1—4) folgt die Schilderung, wie die neugierigen Nixen in die Trümmer hereindringen und überall sich zu schaffen machen wo bisher die Nonnen ihr Wesen getrieben (Str. 1, 5 — 2, 8). Sie plätschern und rauschen, als wahre Wassergeister, unten durch die Kreuzgänge und durch die zu den Schlafzellen führenden Gänge (Dorment, dortoir)*), lauschen schäkernd am Gitter des Sprechsals (Locutorium), singen im Chore, spielen lustige Stücke auf der Orgel, läuten zur Betstunde (Hore)**). Str. 3 f. In der Nacht führen sie ihre gewohnten Tänze in Nonnentracht aus, wobei sie auch Kerzen nach Nonnenweise tragen. Aber ein in einer Felsenwand hausender Kobold,***) der am Ufer die Kutte des Paters gefunden, überrascht und erschreckt sie, worauf sie in den See und in die Trümmer der Abtei fliehen. Daß die Kutte sich gerade am Ufer findet, ist freilich auffallend, da der Pater mit der Abtei versunken ist; aber bei der scherzhaften Haltung des Ganzen fällt dies so wenig auf, als daß der Nonnen

---

Einst lag auf einer Insel mitten darin ein Schloß,
Bis krachend mit Gewinsel es tief hinunterschoß.

*) In Kreuzgang richtig, trotz des folgenden am. Im war Druckfehler.

**) Gefiel forderte der Reim, da man nach deutschem Sprachgebrauch gefällt verlangt, wenn auch die alten Sprachen in diesem Falle das Präsens gestatten, da das Gefallen eigentlich dem Läuten vorangeht. Der Satz will nur sagen „wenn es ihnen gerade einfällt". Alles wird allen Nixen zusammengeschrieben, die launig V. 4 als Convent bezeichnet sind.

***) Die hohe Felsenwand deutet auf eine Berggegend, in welcher die Insel liegt; ein Theil derselben ist schon eingefallen; daher der Schutt. — Kobolde sind neckische Berggeister; sie heißen auch Mummart, Mummanz, weil man sich in sie verkleidete.

und des Paters selbst, die doch auch im Kloster oder wenigstens im See sich finden, nicht weiter gedacht ist, obgleich sonst die Wassergeister sich gerade der Ertrunkenen bemächtigen und sie in ihr Reich ziehen. Neckend bezieht sich darauf, daß der Kobold ihnen nicht dahin zu folgen vermag, wohin der Pater, den er vorstellt, immer zu kommen pflegte.

88. **Märchen.***)

Schon im April 1811 schrieb Uhland in sein Tagebuch**): „Gewaltsames und instinktmäßiges Vordringen der Poesie unter ganz fremdartigen Beschäftigungen, wie ich mir das Verfallen auf das Märchen La belle au bois dormant durchaus nicht zu erklären weiß." Es ist das bekannte Märchen in den Contes de ma mère l'Oye von Charles Perrault (1697) gemeint. Erst im folgenden Jahre brachten die grimmschen „Haus- und Kindermärchen" das entsprechende deutsche Märchen Dornröschen in der hessischen Fassung.***) Ohne Zweifel war Uhland auch das deutsche Märchen, das, wie er selbst, mit der Erweckung der Prinzessin schließt, bekannt. Was das französische weiter berichtet, konnte er nicht brauchen. Unser Gedicht ward bereits am 12. Juli 1811 begonnen, erst gerade einen Monat später vollendet. Es ist in der von Uhland vielgebrauchten achtversigen, in zwei gleiche Hälften zerfallenden jambischen Strophe geschrieben, die wir schon 1805 in der Ballade der Sänger (8) finden. Ziemlich häufig tritt der Anapäst statt des Jambus ein; meist ist dann die erste Silbe eine Endung auf e, en,

---

*) Vgl. Foß „zur Erklärung deutscher, vorzüglich uhlandischer Gedichte" (1849) S. 21 ff.

**) Ludwig Uhlands Leben von seiner Wittwe S. 77.

***) Vgl. die Nachweisungen über unser Märchen (es ist das fünfzigste) im dritten Bande dieser Märchensammlung S. 80.

auch em, er, et, auf die gewöhnlich eine einsilbige Präposition oder der bestimmte Artikel folgt (1, 5. 4, 3. 7, 5. 9, 6. 16, 3. 17, 3. 5. 22, 3. 7. 23, 1. 26, 1. 27, 5), woneben sich (ge)be dir (2, 7. 3, 3), (soll)te man (4, 6), (ga)ben sie (8, 3), (ei)nem Ge(mach) (10, 6), (hat)te wohl (11, 3) als Anfang des Anapästes finden. Bezeichnend ist der Vers „Lange, lange Lehrgedichte" (13, 1), wo das erste lange als zwei Kürzen gemessen wird, wogegen zwei Verse weiter in flächsene gleichfalls absichtlich die Mittelsilbe lang ist. Den Anfang des Anapästes bilden zuweilen, aber meist launig, zwei kurze Endsilben, so von romantische, lyrischen, barbarischem, gewappnete (13, 6. 19, 5. 7. 23, 3). Auch meine und eine stehen ein paarmal (13, 6. 7. 24, 4) im Anfange des Anapästes. Ganz verfehlt ist es, wenn Götzinger bemerkt, der Dichter habe den Ton und Tanz der ältern deutschen Poesie, die nur nach Hebungen gezählt, gut getroffen, wofür er beispielsweise Str. 2 anführt; denn Anapäste hat Uhland sehr häufig statt der Jamben, ohne Rücksicht auf die altdeutsche Dichtung. Er bediente sich dieser Freiheit mit Geschick, wogegen er den trochäischen Gebrauch des Jambus, wie 5, 7. 7, 3. 19, 6. 23, 5, eben nur aus Noth nach allgemeiner Sitte sich gestattete. Der ganze Ton der Darstellung ist einfach und frisch, aus der Volksdichtung ist nur das dreimalige thät (Str. 14, 1. 20, 1. 25, 3) genommen.

Wie meist bei der Deutung allegorischer Dichtungen, so hat man auch hier das Verständniß dadurch getrübt, daß man alle einzelnen Züge, auch solche, welcher der Dichter zur anschaulichen Belebung der Handlung bedurfte, auf besondere Verhältnisse, zum Theil auf einzelne Personen, beziehen zu müssen glaubte. Es ist eben kein Beweis ästhetischer Einsicht, wenn ein Dichter alle Züge einer Allegorie bis zum einzelnsten bedeutsam macht, so daß sie außer dem, was sie wirklich besagen, noch einen andern Sinn haben; da-

durch entstehen nur allegorische Gliederpuppen. Uhland war es darum zu thun, die Wiederkehr einer frischen Naturpoesie nach den dürren Zeiten einer in den Banden steifer Gelehrsamkeit und zopfiger Nachahmung gehenden Dichterei mit lebendiger Freude zu schildern, wozu er sich der Sage vom Dornröschen bediente, die er in heiterster Ausführung darstellte. Anstoß könnte man daran nehmen wollen, daß er gleich im Anfange das Märchen als Allegorie einführt, indem er behauptet, ihm sei es zuerst aufgegangen, wer das Fräulein gewesen, es sei unter ihm eben die deutsche Poesie zu verstehn, wonach er denn auch Str. 12 die ihr feindliche Alte sich als Stubenpoesie bezeichnen läßt. Auch in Str. 28, besonders aber in der Schilderung des allgemein dem Fräulein gewidmeten Dienstes (Str. 7—9) erscheint die Poesie geradezu an der Stelle Dornröschens, wie auch die spinnende Stubenpoesie als solche Str. 13 näher bezeichnet wird, während sonst der allegorische Charakter vor der lebensvollen Schilderung der Schicksale Dornröschens zurücktritt. Aber diese Auflösung der Allegorie findet darin ihre völlige Berechtigung, daß der Dichter von der Freude über das Wiedererwachen der deutschen Dichtung ausgeht, die er in dem bekannten Märchen vorgedeutet sieht. Welche Zeit Uhland unter Dornröschens glücklichem Leben, unter der Blütezeit deutscher Dichtung sich denkt, ist eben so unzweifelhaft, als die von Dornröschens Wiedererwachen, von dem Wiederaufleben deutschen Dichtergeistes, und es bedürfte hierzu kaum der Hinweisung auf die vierhundert Jahre (Str. 3. 18), die aus den hundert des Märchens geworden sind*), um es für gewiß zu halten, daß die Blüte mit der Hohenstaufenzeit aufhörte, die Wiedererweckung gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts be-

*) Freilich spricht Uhland Str. 1, 4 auch bei der alten Sage (Kunde) von „manch hundert Jahren".

gann. Wenn auch Uhland Romantiker war, so konnte er doch unmöglich den Aufschwung der deutschen Dichtung durch Klopstock, Lessing, Herder, den begeisterten Propheten des Volksgeistes, und vor allem Goethe verkennen, der mit Schiller eine neue Kunstblüte schuf, unmöglich die Romantiker als die ersten Wiedererwecker deutschen Geistes preisen und demnach, wie Götzinger will, in dem Königssohne Tieck feiern. Wie hoch er Goethe stellte, haben wir gesehen (vgl. S. 3. 31), und auch Schiller war ihm ein „Held" der Dichtung (vgl. S. 24). Wenn er sich selbst zu den Romantikern bekannte, so waren diese nichts weniger als ausgesprochene Gegner Goethes, nur gegen die einseitig die Romantiker bekämpfenden Mittelmäßigkeiten, die eine schwache Nachahmung der neuern klassischen Dichtung auf ihr Panier geschrieben hatten, war er noch immer erbittert, und so verspottet er hier Str. 19 den von uns mehrfach genannten Weisser (vgl. S. 17 f. 48. 259), den er als Spindelmann den Rezensenten (vgl. S. 52), später als „Hermelin der alten Schule" (vgl. S. 57 f.) aufzog, dem er jedes reine Gefühl für die Schönheit der Natur, jede herzliche Innigkeit, jeden Gesang aus voller Brust absprach, welche gerade den echten Dichter machen. Wenn Weisser bei Uhland, Kerner und ihrem Kreise den Spitznamen Spindelmann führte und als solcher auch öffentlich verspottet wurde, unter welchem Namen er auch hier erscheint, so steht diese Bezeichnung in gar keiner Beziehung zu der Spindel unseres Märchens. Spindelmann deutet auf die geistige Dürre dieses Bekämpfers der Romantiker, wie man von Spindelbeinen spricht, spindeldünn, spindeldürr braucht.

Nach der frisch lebendigen Verkündigung, daß Dornröschen niemand anders als die deutsche Poesie sei, wird (Str. 2 f.) das Angebinde der beiden Feen in glücklicher Anlehnung an die Volkssage ausgeführt, in gleicher Weise das Verbot des Königs (Str. 4).

Ausführlich ist Str. 5 die ganz ungewohnte Erziehung des Fräuleins in der schönen freien Natur, im heitern Zusammenleben mit lustigen Gespielen beschrieben, um die lebendige Naturentwicklung im Gegensatze zu dem verkümmernden Stubenleben darzustellen.*) Str. 6 schildert sie als schöne, züchtige, schlichte, deutsche Jungfrau, die auch in aller Arbeit erfahren gewesen, mit Ausnahme der Arbeiten der Spindel. Die Spindel wird hier offenbar nur deswegen ausgenommen, weil man aus Furcht vor dem ihr gedrohten Tode alle Spindeln von ihr fern hielt; demnach geht es nicht an, mit Götzinger hier in ihr ein Sinnbild der „Gelahrtheit" zu sehn. Daß sie, die nur im Freien erzogen worden, doch in allen häuslichen Arbeiten erfahren ist, fällt auf, da von ihrer häuslichen Erziehung gar nichts gesagt worden; aber die Erziehung der Jungfrau ist eben übergangen, weil diese kein Gegenbild in der Poesie fand.**) In Str. 7—9 wird nun bezeichnet, wie die Dichtung damals überall in hohen Ehren und schönster Pflege gestanden. Die beiden ersten Strophen führen den höfischen Gesang weiter aus, wobei zwei Hauptvertreter des epischen Liedes genannt werden.***) Daß die

*) Irrig denkt Götzinger bei nicht in dumpfer Kammern Mitte an den Gegensatz des Klosters, vielmehr stehen diesem die in mittelalterlicher Dichtung so beliebten Rosengärten und der frische, kühle Wald entgegen. Freilich ist noch sonst wo Spindeln sind etwas sonderbar. — Bei dem freien kühnen Spiel sind wilde Jugendspiele gemeint, am wenigsten ist mit Götzinger daran zu denken, daß die deutsche Poesie, wie die provencalische, als „fröhliche Kunst" betrachtet wurde.

**) Frau für Jungfrau fällt etwas auf. In der Stelle des Nibelungenliedes, die wohl vorschwebt (2), steht: „si wart ein schoene wip", aber dieses kennt auch denselben Gebrauch von vrouwe.

***) Beide erscheinen in dem Liede vom Wartburgkriege. Wolfram von Eschenbach hatte sich als einer der reichbegabtesten Dichter der Minnezeit, dessen Werke noch mächtig zu uns reden, höchsten Ruhm erworben. Heinrich von Ofterdingen, unter dessen Namen Novalis den Helden seines Romans eingeführt hatte, galt da-

Ritter zugleich Sänger waren, hebt Str. 7, 5 hervor; wie sie zum Waffenkampfe bereit und Verehrer der Frauen gewesen, schließt sich Str. 8, 1 ff. an; hiermit wird auch der Uebergang zum Wettkampfe im Gesange gemacht, wovon der sogenannte Wartburgkrieg das glänzendste Zeugniß ist.*) Als Hauptgegenstände des Sanges werden Verehrung Gottes (Gottesminne), Heldenthaten („von küener recken strîten," wie es im Nibelungenliede heißt), Liebe und Lenz (vgl. Ballade 82 Str. 7, 1)**) genannt. Str. 9. Aber der Sang beschränkte sich nicht auf die Höfe, auch in das Volk drang die Dichtung, Bürger und Bauern wurden von ihr ergriffen, der Hirt auf der Alpe und der Bergmann im tiefen Schacht der Erde. Vgl. Ballade 19 Str. 4, 5 ff.***)

Str. 9—17. Die junge Fürstin wird durch den Stich der Spindel in den vierhundertjährigen Schlaf versenkt. Uhland hat die Züge der Sage glücklich benutzt und ausgeführt, besonders aber

---

mals irrig für den Dichter des Nibelungenliedes, so daß er neben dem Dichter des Parzival eine Stelle zu verdienen schien; heute ist sogar sein Dasein zweifelhaft.

*) Widerstreit, kühn adverbial gebraucht für im Widerstreit (Wettkampf). Der Dichter denkt sich ein widerstreit im Sinne von widerstreitend, wie widerstrit auch im Mittelhochdeutschen sich findet, das aber in der Bedeutung im Wettstreit gewöhnlich in widerstrît, enwiderstrît, auch zuo, ze widerstrite hat. Uhland hätte hier auch sehr wohl schreiben können: „Und sangen in Widerstreit".

**) Der Dichter bedient sich statt Blüthe der ältern Form, wie Lessing selbst in Prosa sagt „die kurze Dauer ihrer (der Lilie) Blut" (wo gewöhnlicher Blust steht), und setzt statt des Lenzes, den die Minnesinger so häufig erheben, den blühenden Mai. Wie das wiederholte von, so wirkt auch die Alliteration lindem Liebessinn anmuthig.

***) Die Strophe schließt sich unmittelbar an die vorige an. Der Wiederhall, ihres Gesanges. — Ueber den Wolken. Vgl. Lied 17 Str. 4, 1 f. und das Lied eines Hochwächters (oben S. 7).

die Darstellung der Stubenpoesie im Gegensatz zu der frischen, aus voller Seele strömenden freien Dichtung mit heiterer Laune geschildert. Dem Märchen muß man es vergeben, daß die pedantische Stubenpoesie schon lange Jahre gesponnen hat, da doch eigentlich diese nur da eingetreten sein sollte, als das frische Leben der wahren Dichtung aufgehört hatte. Str. 11, 3 f. macht der Dichter selbst sehr unnöthig auf den Widerspruch aufmerksam, daß man trotz des Verbotes aller Spindeln die Alte im eigenen Hause ruhig spinnen ließ. Die Sage erlaubt sich wohl solche Widersprüche, aber sie hervorzuheben muß der Dichter meiden, wenn er nicht eben selbst in sternescher Laune auf das Märchenhafte hindeuten will. Auch der Hervorhebung, daß sie viele Jahre hier gesessen, und immer so gesponnen*), bedurfte er nicht. Launig gibt der Dichter der Stubenpoesie auch eine alte blinde Katze zur trauten Genossin, die mitschnurrt, wobei er sich des nicht bloß im Deutschen den Katzen zugeschriebenen Spinnens (vgl. französisch filer) bedient. Mit noch heiterer Laune wird Str. 13 die Thätigkeit der Alten, der Katze, des Rades und der Spindel ausgeführt. Zuerst gedenkt die Alte der nicht zu Ende gehn wollenden Lehrgedichte, wobei der auf die rasche Arbeit deutende beginnende Anapäst lange, lan(ge) launig wirkt, wie bei den Heldengedichten die Längung der kurzen Mittelsilbe des an sich schon auf die Schwäche hindeutenden flächsene malerisch wirkt.**) Für die jammervollen Tragödien sorgt die mauende***)

*) Wandellos, Gegensatz von wandelbar. Sie hat nie Lust an Veränderung gehabt, die der Jugend eigen ist, wie Horaz vom Knaben sagt: mutatur in horas (A. P. 160).

**) Schneller heißen in Schwaben und in der Schweiz die Stränge oder Strähne des abgehaspelten, abgeweiften Garnes; auf einen Schneller gehen 1000 Fäden. Vgl. in Goethes Mummenschanz im Faust die Rede der Lachesis.

***) Gewöhnlich ist miauen, wie der I-laut in allen neuern Sprachen sich

Katze, wie das schnurrende Rad für lyrischen Schwung (wobei der Anapäst und die Alliteration bezeichnend ist), die tanzende Spindel für die Komödien (auch hier ist der Anapäst [„meine Spin(del)"] und die Alliteration [Spindel spielt] glücklich verwandt). Man darf in dieser launigen Schilderung der ganz pedantisch gewordenen Dichtkunst nicht einzelne Beziehungen ängstlich aufsuchen, am wenigsten mit Foß auf Hans Sachs deuten, den Uhland bei aller Hausbackenheit besser zu würdigen wußte. Glücklich hat der Dichter die Alte zuletzt der Spindel gedenken lassen,*) wodurch die Prinzessin, der die ihr drohende Weissagung bekannt geworden war, in solchen Schrecken gesetzt wird, daß sie entfliehen will, aber sie fällt an der morschen Schwelle nieder und die ihr vom Rade nachspringende verhängnißvolle Spindel versetzt ihr den Stich.**) Das Eintreten des Schlafes wird nicht bezeichnet, nur daß man sie am Morgen dort in unerwecklichem Schlafe traf, wobei man es dem Märchen verzeihen muß, daß die, welche die Fürstin im Stübchen der Alten finden, dieser, die ruhig an ihrem Rocken fortspinnt, nicht achten. An die Beschreibung, wie man die Fürstin im Rittersal kostbar gebettet, schließt sich die des allgemeinen Schlafes, welche im Volksmärchen viel drastischer, bis zu den Fliegen an der Wand, ausgeführt wird. Uhland gedenkt nur der Sänger, die zu-

---

zeigt, auch wohl in der Benennung Mieze (minon), aber man sagt auch mauzen, maunzen, mautern.

*) „Als man von Spindeln sprach", obgleich hier nur von der Stubenpoesie und der Erwähnung ihrer Spindel die Rede ist. Der Ausdruck scheint absichtlich allgemein gehalten.

**) Das Fallen ist Folge des Schreckens; daß die Spindel sie verfolgt, fürchtet sie blos, sie sieht es wohl nicht. Eigenthümlich ist jach fallen. Jach soll hier das Fallen ganz zur Erde nieder bezeichnen; denn es hat, wie jäh, auch die Bedeutung des Tiefabschüssigen, wie in der Verbindung der jähe Fall. Oder soll jach das plötzliche, schlagartige Niederfallen bezeichnen?

erst schläfrig werden und die Saiten, die, weil sie das Unglück bedauern, nur bang klingen, schwach rühren, dann ganz einschlafen. Die Alte aber spinnt noch immer fort, und in dem Schlosse, um und über demselben gestaltet sich alles ihrem traurigen Wesen gemäß, wobei der Dichter sich glücklich der Bilder vom Weben und Spinnen bedient. In den Zimmern selbst weben jetzt überall Spinnen, der ganze Prachtbau wird von Hecken und Ranken umwoben*) und selbst der Himmel darüber sieht düster darauf herab. Die Sage ist hier glücklich gewandt und zugleich das Folgende (Str. 18. 20) eingeleitet.

18—26. Die Befreiung der Prinzessin und die Herstellung der echten deutschen Poesie, neben der die alte Stubenpoesie sich nicht mehr zu halten vermag. Wenn auch bei dem Königssohne besonders Goethe, der hervorragendste deutsche Dichter, den Uhland später in der Münstersage (Ballade 52) feierte, der aber auch schon dem jungen Dichter als Meister der neuen deutschen Dichtung erschien, vorgeschwebt haben mag, sein Königssohn**) ist nichts weniger als ein persönliches Abbild Goethes, er ist eben nur der Wiedererwecker der freien, aus voller Seele fließenden deutschen Dichtung.***) Noch weniger geht es an mit Foß unter den drei Jägern, die ihm den Weg zum Schlosse mit dem Degen frei machen, Klopstock, Lessing und Herder zu verstehn. Sie sind eben so wenig allegorisch, wie die vor dem Säulenthore schlafenden riesenhaften Hellebardiere, an die selbst Foß

*) Die Bezeichnung ist nicht recht anschaulich. Die Hecken müssen aus dem Boden hervorwachsen und bis zu den Zinnen epheuartig heranwachsen. Str. 19, 6 ist von einem hohen Walde die Rede, der vor dem Eingangsthore des Schlosses und im Vorhofe desselben (Str. 22, 2) sich findet.

**) Uhland braucht gewöhnlich Königssohn (vgl. Ballade 21. 81), Prinz steht nur Str. 19, 3. 27, 4.

***) Str. 18, 4 verschuldet der Reimzwang das ungehörige davon, das eigentlich nur auf einen früher genannten Ort gehn kann.

sich nicht gewagt hat; sie erinnern eben nur an die bekannten Sagen von verzauberten Schlössern. Der Königssohn sollte sich nicht allein den Weg frei machen, seine Begleitung mußte ihm helfen; denn unter sie ist er mitbegriffen, wie auch Str. 21, 5. 22, 6 unter den Jägern. Wirklich allegorisch ist der hier den Königssohn vor dem Betreten des Schlosses warnende Spindelmann, der Gegner der romantischen Poesie, ein echter Stubendichter, dem es vor der wahren Dichtung graut, und der deshalb von Menschenfressern im Schlosse faselt, in der Weise von Oberons gutem Scherasmin.*) Als sie zum Schlosse durchgedrungen, sehen sie das Thor offen, die Brücke gesenkt, aber auch im Hofe finden sie wieder dichten Wald, nur herrscht hier Leben: ein Hirsch springt ihnen daraus entgegen und allerlei Vögel singen auf den Bäumen. Es ist nicht daran zu denken, daß diese erst durch den Eintritt des Königssohnes aufgeweckt worden, nein in diesem durchaus nicht wilden Walde war immer frisches Leben, nur war er durch jenen verwilderten Wald von außen versperrt. Aus dem Hofe dringen sie furchtlos zum Säulenthore des Schlosses, durch welches sie über die den Weg versperrenden beiden Schläfer in den großen Sal treten, wo Ritter und Damen eingeschlafen ruhen und in der Mitte die Fürstin. Auch hier spukt wieder die leidige Allegoriesucht. Die Damen, die in den Nischen, natürlich auf den dort stehenden Bänken, eingeschlafen ruhen, sind natürlich die Hofdamen, die „gewappneten Ritter mit goldnem Saitenspiel" (vgl. Str. 7, 5), die gleichfalls in Nischen sitzen (Str. 26, 5), die eingeschlafenen Sänger (Str. 16, 5 f.). Foß phantasirt hier vom blonden Konradin, von Goethes Götz,

---

*) Das Grausen drückt sich auch in dem anapästischen „(roman)tische Men-(schenfresser)" und (barba)rischen Mes(ser) aus. — Die Gnade, um die er bittet, ist, daß er ihn anhöre. Um Gnade (bitte ich), wie Thümmel sagt: „Ein Wörtchen nur zur Gnade."

Sickingen, Selbitz, Egmont, Frau Venus und Frau Minne und selbst Götzinger spricht von Chriemhild, Brunhild und Gudrun. Nachdem der Königssohn durch seinen Kuß die Fürstin erweckt hat, kehren auch die Ritter und Damen ins Leben zurück.

Str. 27—29. Daß der deutschen Dichtung frisches Leben zurückgekehrt, wird mit Anlehnung an das allegorische Märchen geschildert. Dieser herrliche Morgen, in welchem der Königssohn ausritt, hat uns den Mai, die Blütenzeit der Dichtung*), gebracht, die freie Dichtung ist wieder in die Welt getreten. Dies wird allegorisch Str. 27, 3—28, 8 ausgeführt. Der Prinz trat nun aus dem dunkeln Walde, welcher das Schloß der Prinzessin von der Außenwelt geschieden hatte, mit dieser hervor und die miterweckten Sänger folgten ihnen.**) Da wurden die Thäler froh belebt vom neuerstandenen Sange und jedes empfindende Herz***) jubelte dem neuen Tage der wiedergewonnenen deutschen Dichtung entgegen. Hier springt die allegorische Darstellung plötzlich in die Wirklichkeit über. Die Schlußstrophe gedenkt im Gegensatze zu diesem neuen frohen Leben noch der Stubenpoesie, die, vom Schlage gerührt, sich kaum mehr rühren kann, wobei auch des völligen Verfalles ihres alten Kämmerleins gedacht wird, und sie endet mit dem launigen Herzenswunsche, daß diese nie mehr erscheinen möge. Weder Foß

---

*) So muß Mai hier offenbar verstanden werden, obgleich auch in einer Mainacht die Fürstin in den Schlaf gesunken war (Str. 10, 1) und die Erlösung gerade nach vierhundert Jahren erfolgt. — Ein Morgen roth und golden. Roth wird näher bestimmt durch golden. Str. 28, 7 steht diese goldne Früh.

**) Hier tritt das Präsens ein zur lebhaften Schilderung der neuen Zeit. Aehnlich Str. 26.

***) Einen Jugendfunken. „Die jugendliche Frische, die Reinheit, die Heiligkeit des Gefühls", schrieb Uhland im Dezember 1810, „ist nur wenigen Jahren oder gar Monden der Jugend eigen."

noch Götzinger haben die Beziehung von Str. 27, 1 f. erkannt. Letzterer sagt gar nichts über den durch den argen Fehler Thäter statt Thäler bei ihm entstellten Schluß. Foß hält sich nur in Allgemeinheiten: nach und durch die Erlösung sei die Poesie eine bewußte geworden, eine herrliche Frau, die nicht mehr in ihrem unbewußten Dahinleben uns entzücke, und dieser habe alles entgegengejubelt. Damit ist eben nichts zur Erklärung gesagt. So ist also die wahre Dichtung zurückgekehrt, die todte Verselei, die sie so lange überwuchert hatte, auf immer überwunden. Hiermit erreicht das Gedicht seinen abrundenden, die Spindelmanns mit selbstbewußter Heiterkeit abfertigenden Schluß.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Staatliche Bibliothek Bamberg

SBB 013402441908

K. Seibert,
Buchbinder
BAMBERG.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Düntzer, Heinrich,

Uhlands Balladen und Romanzen

Leipzig 1879

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.825
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11723005-9